Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Dritter Abdruck.)

Herausgegeben

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Sechster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

Karl Friedrich Becker's

Geschichte des Mittelalters.

Siebente,

verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Neu bearbeitet

von

Max Wolfgang Duncker.

Dritter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.

Verlag von Duncker und Humblot.

1841.

Inhalt des sechsten Bandes.

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America. (1273—1492.) (Fortsetzung.)

	Seite
18. Cola di Rienzi	3
19. Deutschland unter König Wenceslaus (1378—1400)	9
20. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel (1386—1411)	13
21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa	17
22 König Siegmund und die Kostnitzer Kirchenversammlung	28
23. Johann Huß (geb. 1369, gest. 1415)	34
24. Der Hussitenkrieg (1419—1434)	40
25. Siegmund's Ausgang	45
26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang	49
27. Die Deutschen Städte	55
28. Die Fehmgerichte	62
29. Bürgerkrieg in der Schweiz	68
30. Anfang des großen Kampfs zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.	72
31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten	81
32. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft	84
33. Karl V. der Weise (1364—1380)	92
34. Bertrand du Guesclin (geb. 1313, gest. 1380)	96
35. England unter Richard II. und Heinrich IV. (1377—1413)	102
36. Frankreich unter Karl VI.	111
37. Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich	117
38. Das Mädchen von Orleans (1429—1431)	125
39. Karl VII.	136
40. Niedersinken des Byzantinischen und Emporstreben des Osmanischen Reiches	142
41. Bajazeth und Timur	148
42. Wiederaufrichtung der Türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel	156
43. Ungern und Polen	170
44. Deutschland unter Friedrich III. (Reg. 1439—1493)	177
45. Friedrich III. und Mathias Corvinus	190
46. Veränderungen in Deutsch-	

Seite

land seit der Hohenstaufischen Zeit 194
47. Ludwig XI. 198
48. Ludwig XI. und Karl der Kühne (1468—1475). 204
49. Karl's des Kühnen Untergang 214
50. Maria von Burgund und Maximilian 222
51. Ludwig's XI. Ausgang..... 227
52. Ausbruch des großen Englischen Bürgerkrieges unter Heinrich VI. 231
53. Eduard IV. (1461—1483)... 236
54. Eduard V. (1483) 242
55. Richard III. (1483—1485)... 247
56. Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts 250
57. Francesco Sforza (geb. 1401, gest. 1466)..... 256
58. Venedig..... 262

Seite

59. Florenz..... 274
60. Die Mediceer..... 287
61. Dante, Petrarca und Boccaccio..... 295
62. Litteratur und Kunst 305
63. Castilien bis auf den Tod Alfons XI. (1284—1350)..... 311
64. Peter der Grausame und Heinrich der Unechte (1350—1379) 317
65. Portugiesischer Erbfolgestreit.. 321
66. Aragonien, bis zum Ende des Barcelonischen Stammes (1276—1410)..... 325
67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert..... 332
68. Preußen..... 340
69. Die Skandinavischen Reiche... 349
70. Rußland 355
71. Große Erfindungen 358

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung von America. (1273—1492.)

(Fortsetzung.)

18. Cola di Rienzi.

Mitten unter den Kämpfen und blutigen Verwirrungen Italien's steht vereinzelt eine seltsame Begebenheit, hervorgegangen theils aus der Geneigtheit der Menschen, an die Wahrheit und Dauer jedes Traumes zu glauben, der ihnen ein ruhiges irdisches Glück verheißt, theils aus jener schwärmerischen, auch das Volk durchdringenden Sehnsucht der Römer nach ihrer großen Vergangenheit, welche jetzt durch das eben neu erwachende Studium der alten Litteratur aus dem magischen Dunkel, welches sie bedeckt hatte, allmählig heller hervorzutreten begann. Um die Zeit, wo der Besitz der Kaiserkrone zwischen Karl von Böhmen und Ludwig von Baiern noch schwankte, trat in Rom ein Mann auf mit dem Vorhaben, den verschwundenen Glanz dieser Stadt aus der Gruft des Alterthums herauf zu beschwören. Er hieß Cola di Rienzi (eigentlich Niccolo di Lorenzo), und war in dem niedrigsten Stande geboren, seine Mutter war eine Wäscherin. Aber zwischen den Trümmern der untergegangenen Römischen Herrlichkeit wurde sein empfänglicher Sinn früh mit großen Erinnerungen erfüllt; aus den Schriften des Livius, Cäsar, Seneca und Cicero trat ihm der Geist jener Zeit entgegen, und gab seiner Begeisterung zugleich Sprache und Ausdruck. Er gewann hierdurch so viel Ansehn und Bedeutung, daß, als die Stadt Rom 1342 eine Botschaft an Clemens VI. nach Avignon schickte, um ihn zur Rückkehr einzuladen, er zu einem dieser Gesandten und, obgleich der berühmte Petrarca sich unter ihnen befand, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, und mit der Würde eines päpstlichen Notarius bekleidet nach Rom zurücksandte. Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über das Verderbniß

des Volks, und besonders über die Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeit, mit welchen der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Gebiet der Stadt erfüllte, lauter auszusprechen. Er beschloß, diesen Feind durch die aufgeregte Kraft der Menge zu bändigen, und einen bessern Zustand zurückzuführen. Zuerst deutete er seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich an. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, auf dessen Verdeck eine Frau mit zerrissenem Gewande und aufgelöst'ten Haaren, die Arme gen Himmel gebreitet, gleichsam Rettung erflehend kniete, mit der Umschrift: „Das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Fahrzeuge, durch die Namen Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wol meine Heimath!" Unter den Bildern von wilden und räuberischen Thieren waren die mächtigen Adligen dargestellt. Zunächst, am Pfingstfeste 1347, rief Cola seine Freunde zu sich, beklagte in einer feurigen Rede Rom's Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seyen, und zeigte darauf eine alte eherne Tafel mit dem Senatsschluß vor, durch welchen das Römische Volk dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertrug. Rauschender Beifall bekundete, daß seine Hoffnungen und Ermahnungen in den Gemüthern der Zuhörer Anklang fanden.

Als Cola seine Entwürfe auf diese Weise vorbereitet sah, benutzte er die zufällige Abwesenheit Stephan Colonna's, des damals mächtigsten Parteiführers und andrer Dynasten, zog am Himmelfahrtstage auf das Capitol, und redete mit begeisterter Wärme von den Stufen herab zu den zahlreich versammelten Volkshaufen. Nachdem er den Mangel aller Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern dargestellt hatte, schlug er eine Reihe von Gesetzen vor, welche die schleunigste und gründlichste Abhülfe dieser Uebel verhießen. Es sollte in der Stadt eine bewaffnete Macht, für jedes der dreizehn Quartiere Rom's 25 Reiter und 100 Mann zu Fuß, zur Handhabung der Ordnung eingerichtet, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Burgen und Thürme in der Stadt zu haben, genommen, und den

Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht werden. Unter lautem Jubelruf stimmte ihm das Volk bei, welches sich durch den bestehenden Zustand längst schwer gedrückt fühlte, und ertheilte ihm alle Gewalt, welche zur Ausführung seiner Absichten nöthig schien. Auf die Nachricht von diesen Vorfällen eilte Stephan Colonna nach Rom, allein Cola befahl ihm sogleich schriftlich, die Stadt wieder zu räumen. Colonna zerriß das Schreiben. Da ertönte die Sturmglocke vom Capitol, die Bürger eilten zu ihren Fahnen und Geschwadern, und jener konnte nur mit Mühe ihrem Zorn entgehen. Dies Schicksal des angesehensten Adligen in Rom erschreckte die andern. Alle Barone verließen die Stadt ohne Widerstand, und verpflichteten sich durch einen Schwur, auch in der Campagna für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Rom's Zufuhr nicht zu stören. So konnte sich Cola rühmen, mit großer Leichtigkeit erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, den Römischen Adel zu bändigen, und innerhalb wie außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe herzustellen. Es fragte sich nur, ob diese neue Ordnung der Dinge Bestand haben würde. Das freudetrunkene Volk ehrte seinen Vertreter durch den Titel eines Tribuns und Befreiers. Allen Mächten Italien's, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten machte Cola seine Erfolge durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier." Die Italiener forderte er auf, Gesandte zu einer großen Versammlung zu schicken, um einen allgemeinen Landfrieden aufzurichten. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reis'ten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Von den Gemeinden Toscana's erhielt Cola glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Luchino Visconti versprach ihm seine Freundschaft, und ertheilte ihm Rathschläge über die Grundsätze der Regierung und über die Mittel, den Adel zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel behandelte ihn mit großer Auszeichnung, der Ungerische König Ludwig forderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Allein so

viel Beifall raubte dem Tribun die einzigen Mittel fernern Gelingens, Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und hoffärtiger Stolz bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Rom's begleitet. Er, der Alles durch seine Feindschaft gegen den Adel geworden war, ließ sich selbst durch einen Adligen zum Ritter schlagen, und diese Feierlichkeit mit unerhörter Pracht vollziehen. Sein thörichter Hochmuth überstieg hier alle Schranken. Am Abend vorher badete er (vgl. Th. V. S. 236) in einer porphyrnen Wanne, in welcher, der Sage nach, Constantin der Große die Taufe empfangen hatte. Bei dem großen Zuge, der bei dieser Gelegenheit veranstaltet ward, erhob er sich plötzlich, und forderte mit lauter Stimme den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht auf die Kaiserwahl nachzuweisen; denn Wahl und Herrschaft gehörten der Stadt Rom allein. Nach diesen Worten hieb er mit dem entblößten Schwerte nach drei Seiten in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dieses ist mein!" Vergebens suchte der päpstliche Vicarius Einhalt zu thun. Sein schwacher Widerspruch wurde durch Kriegsmusik übertönt.

Durch diesen Uebermuth und durch sein ganzes prahlerisches Benehmen gab Rienzi seinen Gegnern gerechten Grund zu Tadel und Mißbilligung. Da die Stimmung der Mächtigen ihn erschreckte, wußte er sich der meisten Glieder der Häuser Colonna und Orsini und mehrerer anderer Adligen zu bemächtigen, mit der Absicht, sie hinrichten zu lassen, dann aber, von dem Wanken der Volksmeinung unterrichtet, und bedenklich, das Aeußerste zu wagen, bat er die Römer um die Aufhebung eines Urtheils, das er selbst gesprochen hatte. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in den Gemüthern der Begnadigten, sondern heißen Durst nach Rache. Sie rüsteten sich, befestigten ihre Schlösser, und verschworen sich, den Tribun zu stürzen. Cola führte jedoch die Römer unerschrocken hinaus, und wenn er sich auch der Burgen nicht bemächtigen konnte, so blieb doch bei einem Gefechte unter den Mauern der Stadt der alte Stephan Colonna nebst einem seiner Söhne und vielen andern Baronen. Anstatt aber den Sieg zu verfolgen, und nun im raschen Andrang dem betäubten Adel seine Zufluchtsörter zu entreißen, gefiel sich der Tribun vielmehr in noch

größerer Prunksucht als zuvor, und verlor die kostbare Zeit mit Schwelgereien. Er plünderte die Reichen, versammelte das Volk nicht wie sonst, und empörte die Menge durch hochfahrendes Wesen. An der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, schlug er seinen Sohn zum „Ritter des Sieges," und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches von dem Blute der Getödteten gefärbt war. Dem Legaten Bertrand de Deux, welchen der Papst zur Wahrnehmung seiner Rechte nach Rom sendete, ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, den Feldherrnstab in der Hand und die Krone auf dem Haupte, wie ein neuer Imperator entgegen.

Schwere Steuern, welche er ausgeschrieben hatte, um sich durch Geldmittel in seiner hohen Stellung behaupten zu können, und die Theurung, welche in Rom durch die fortdauernden Plünderungen und Raubzüge der feindlichen Barone entstand, vollendeten die Unzufriedenheit des Volks mit seinem ehemaligen Befreier. Da trat der Legat öffentlich auf, erklärte Cola für einen Feind des Papstes und einen fluchwürdigen Ketzer, und setzte sich mit dem Adel in Verbindung. Der Graf von Minorbino, der sich in der Stadt befand, ließ sogleich an einer Befestigung arbeiten, um auch hier einen haltbaren Punkt gegen den Tribun zu haben. Cola suchte dies zu verhindern, und ließ durch seine besoldeten Reiter einen Angriff machen (15. Dec. 1347). Sie wurden zurückgeschlagen. Aber vergebens ertönte jetzt die Sturmglocke, die Fahnen des Volks der Quartiere wollten sich nicht zeigen. Da erkannte der Tribun den unterhöhlten Boden, auf welchem er stand, und Zagen und bange Feigheit ergriff ihn bis in's Innerste. Ueberall sah er Verräther. Laut weinend bat er das Volk um Mitleid, rühmte seine Verwaltung und schalt auf die Bosheit seiner Feinde. Aber Niemand hörte ihn und er eilte, an Allem verzweifelnd, sich in die Engelsburg zu verbergen. Auch hier gewann er kein Vertrauen, seine Herrschaft zu behaupten, als die Barone aus Furcht vor ihm noch drei Tage vergehen ließen, ehe sie sich in die Stadt wagten. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wieder herzustellen, und mit ihnen das goldne Zeitalter auf Erden neu zu begründen; weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Cola entkam glücklich nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann nach Prag zu Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrich's VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten, daß sie aber künftig allein von dem heiligen Geist beherrscht werden sollte, versprach ihm auch, wenn er ihn vorausschicken wolle, seine Erhebung zum König von Rom zu bewerkstelligen. Aber Karl's Besonnenheit paßte schlecht zu diesem Schwärmer, er behielt ihn eine Zeit lang bei sich und schickte ihn dann nach Avignon zum Papste. Dies hatte Rienzi selbst gewünscht, weil er im Vertrauen auf sich und seine Thaten an seiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch auf dem Wege überall geehrt und feierlich begrüßt. Zwar ließ Clemens VI. ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten, aber er ward unschuldig befunden, da er erklärte, nur zur Beruhigung Rom's und zur Bändigung des Adels die Gewalt übernommen zu haben, nicht um des Papstes Ansehen zu schmälern, und Clemens' Nachfolger, Innocenz VI., glaubte sich sogar Cola's für seine Zwecke in Italien bedienen zu können. Als er, wie oben erwähnt ist, den Cardinallegaten Albornoz nach dem Kirchenstaat sandte, mußte Cola diesen begleiten. Kaum war er in Italien erschienen, als auch sogleich das Römische Volk, das seit seiner Entfernung wieder unter den Gewaltthätigkeiten des Adels seufzte, sehnsüchtige Blicke auf ihn richtete, und ihn durch Gesandte einlud, nach Rom zu kommen. Unter dem Titel eines Römischen Senators, mit welchem der Legat ihn auf Befehl des Papstes bekleidete, zog er an der Spitze von sechszehn Fähnlein Deutscher und Burgundischer Reiter, die er in Sold genommen, durch Triumphbogen in die Stadt ein (1354). Sogleich forderte er die Barone zum Gehorsam auf, und da die Colonna sich widerspenstig zeigten, begann er den Krieg gegen sie. Als der früher schon genannte Söldnerhauptmann Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn gefangen setzen, und als einen Störer des allgemeinen Friedens und der Sicherheit, deren Befestigung sein Beruf sey, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und sehr beliebter Römer, Pandolfo, fiel gleichfalls als ein Opfer seiner schonungslosen Strenge.

Allein dieses Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, sein Ansehn zu erhalten. Die Klippe, an der er scheiterte, waren wiederum Abgaben und Steuern. Denn obgleich er seinen Haushalt mehr ein-

schränkte als früher, so machte doch der Krieg gegen die Colonna große Kosten. Das Mißvergnügen des Volks erwachte, auch die beiden Hinrichtungen schrieb man selbstsüchtigen Absichten zu. Eines Morgens (8. Sept. 1354), als Cola noch auf seinem Lager ruhte, erhob sich plötzlich der Ruf: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!" und bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Senator traf keine Gegenanstalten, und sah sich bald mit dreien seiner Genossen allein. Im senatorischen Schmuck, das Banner des Volkes in der Hand, wollte er vom Fenster herab die Haufen anreden. Aber die Römer kannten den Zauber seiner Beredsamkeit zu gut. Lautes Geschrei übertönte seine Worte, Bolzen und Steine flogen als Antwort zu ihm hinauf. Schon bereitete sich die Menge, Feuer an den Palast zu legen; nichts blieb übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, wollte er sich durch den Haufen stehlen, aber die goldenen Ketten um die Arme verriethen ihn, er wurde an die Treppe des Capitol's geschleppt und dort schmählich ermordet. Seinen Leichnam zerrte das Volk durch die Straßen, und hing ihn an den Galgen, dasselbe Volk, welches ihn früher zu den Sternen erhoben, und durch seinen Beifallsrausch zu dem Taumel fortgerissen hatte, in dem er zweimaligen Sturz und zuletzt seinen Untergang fand.

---

19. Deutschland unter König Wenceslaus.

(1378—1400.)

Nach dem Tode Kaiser Karl's IV. trug die Krone von Deutschland und Böhmen sein Sohn Wenceslaus (Wenzel), ein roher, heftiger und grausamer Fürst. Bei dem Verhältnisse eines Königs von Deutschland zu seinen Ständen hatte diese Gemüthsart auf das Reich keinen sonderlichen Einfluß, desto größern aber in Böhmen. Anfangs folgte Wenzel noch den väterlichen Rathgebern, aber bald überließ er sich ganz seiner schlimmen Natur. Er führte ein wildes Leben auf Jagden und Turnieren und übte, wiewol zuerst in der Absicht strenger Gerechtigkeit, Handlungen launenhafter Eigenmacht und arger Tyrannei. Fast immer begleitete ihn ein Scharfrichter, den er seinen Gevatter nannte, und Koppeln großer Hunde, welche er auch auf Menschen hetzte. Die näheren Umstände des Todes seiner tugendhaften Gemahlin Elisabeth ließ

er nicht bekannt werden, wahrscheinlich ist es, daß sie durch Zufall des Nachts von einem dieser Thiere angefallen und erwürgt wurde. Mit den Bürgern der Stadt Prag gerieth der König wegen Bevorzugung der Deutschen in Streit. Noch härter als hier verfuhr er gegen die Barone, welche sich weigerten, ihnen verpfändete Krongüter herauszugeben. Auf einem Landtage rief er jeden einzelnen in ein schwarzes Zelt; wer auf seiner Weigerung beharrte, wurde in ein rothes daneben errichtetes geführt, und dort enthauptet. Auch mit dem Erzbischofe von Prag kam es über die Grenzen der geistlichen Gerichtsbarkeit zu Händeln. Der Erzbischof verschloß sich in seinen Palast, und umgab sich mit den bewaffneten Lehnsträgern der Kirche. Da versammelte der König das Kapitel und fragte die Domherren, auf wessen Rath ihr Bischof handele. Als der Decan scharf antwortete, stieß ihm der König seinen Schwertknauf in's Gesicht, daß das Blut hervorsprützte. Den Official Puchnik und den Vicarius Johann Pomuk ließ er auf die Folter spannen und riß zuletzt dem Henker die Fackeln aus der Hand, um sie selbst damit zu peinigen. Dem ungeachtet konnte er kein Geständniß erpressen, und ließ nun den ersteren herabnehmen, den Vicarius aber von der Brücke zu Prag in die Moldau stürzen *).

Solche Frevelthaten führten den Böhmischen Adel auf den Gedanken, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Vornehmsten des Herrenstandes vereinigten sich mit Wenzel's Bruder, Siegmund von Brandenburg, der unterdeß durch seine Vermählung mit der Erbtochter Ludwig's von Ungern den Thron dieses Reiches bestiegen hatte (s. unten Abschn. 43), und dem Markgrafen Jost von Mähren, einem Neffen Kaiser Karl's IV., nahmen den König zu Beraun gefangen, und führten ihn auf das Prager Schloß (1394). Der Markgraf Jost übernahm die Verwaltung des Reichs. Aber der dritte Sohn des Kaisers, Herzog Johann von Görlitz, und Procop von Mähren, Jost's Bruder, beide auf ihre Brüder eifersüchtig, erklärten sich für Wenzel. Auch die Stände des Deutschen Reichs sahen diese, ihrem Oberhaupte widerfahrne nie erhörte Beschimpfung mit Unwillen, und drohten den Böhmischen Baronen mit Krieg. So ward der König wieder frei gelassen unter der Bedingung, daß er die bisherigen Beschwerden abstellen, und wegen seiner Gefangenschaft keine Rache ausüben wolle.

*) Hieraus ist die Erzählung von Nepomuk, dem Beichtvater der Königinn, entstanden, der ihre Beichte dem König zu verrathen geweigert habe, und deshalb ersäuft worden sey.

Ein Fürst, der in seinem Erbreich sein Ansehen so wenig aufrecht erhalten konnte, war für Deutschland so gut als nicht vorhanden, wiewol er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen suchte, welche das Reich, und zwar besonders den südwestlichen Theil desselben, damals verwirrten. Wir haben schon oben angedeutet, wie die kleineren Stände des Reiches ihre Kräfte gegen die größeren durch Einigungen verstärken mußten, wenn sie ihre Selbständigkeit nicht aufopfern wollten. So schlossen sich den Waldstädten, wie erwähnt ist, mehrere Reichs- und Landstädte an. Ein zweiter Mittelpunkt solcher Verbindungen wurde Schwaben, wo die Bürger gegen das Haus Würtemberg und andere Fürsten zusammentraten, wie die Bauern gegen Oesterreich. Oefters gelang es den Ersteren, die Fränkischen Städte zum Beitritt zu bewegen, und einige Mal waren sie nahe daran, ganz Schwaben in ein städtisches Gemeinwesen zu verwandeln, mit Herabdrückung des Adels und Entfernung der Landesherren, wie dies in Helvetien im Lauf der Zeit wirklich erreicht worden ist. Karl IV. verstattete Bündnisse dieser Art einzugehen, weil sie zunächst zur Aufrechthaltung des Landfriedens geschlossen wurden. So kam die Ritterschaft zwischen Fürsten und Städten in's Gedränge, und griff zu demselben Rettungsmittel wie die Letzteren. Schon etwa seit dem Jahr 1367 bestand in Schwaben eine mächtige Gesellschaft von Adligen, die sich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel, oder von ihrem Abzeichen einer Keule, Schlägler nannten. Andere später hervortretende Vereinigungen waren die Gesellschaft mit dem Löwen, die mit den Hörnern, von St. Wilhelm, von St. Georg u. m. a. Alle waren in Bezirke, Kreise und Reviere abgetheilt unter Hauptleuten und Räthen. Der Bund der Schwäbischen und Fränkischen Städte, der einige Mal bis auf vierzig Glieder stieg, stand diesen Gesellschaften kräftig entgegen; zuweilen aber neigte sich selbst der Adel, sonst voll Neid auf den Reichthum der Städte, auf ihre Seite, wenn sich andrer Seits die Fürsten zu mächtig erhoben. Durch diese mannichfache Eifersucht geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften fast unaufhörlich gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, wo nicht sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen, doch um die Streitigkeiten zu vermitteln. Er schlug im Jahre 1383 auf einem Reichstage

zu Nürnberg den Ständen vor, mit Aufhebung aller dieser einzelnen Verbindungen in einen großen, das ganze Reich umfassenden Bund zu treten, der in vier Kreise oder Parteien getheilt, unter eben so vielen Hauptleuten und dem Oberregiment des Römischen Königs die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Sicherheit bewirken solle. Allein der Adel und die Städte glaubten, der König wolle ihre Kraft nur wieder vereinzeln, um sie an die Fürsten zu verrathen, und die feindliche Reibung dauerte fort, bis endlich eine entscheidende Begebenheit die Kraft des einen Theiles auf einige Zeit lähmte.

Der Erzbischof Pellegrin von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog Friedrich von Baiern, zu finden, in den Schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun 1387 von den Baiern niedergeworfen und gefangen ward, ergriffen die Städte sofort die Waffen, der Adel aber schloß sich in diesem Kampfe, der den Stolz und Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg verbreitete sich mit großen Verheerungen über Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Unter den Fürsten und Herren war besonders Graf Eberhard II., genannt der Greiner, von Würtemberg thätig, und führte den Hauptschlag aus. Bei Döffingen traf er am 23. August 1388 mit seiner und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer. Zuerst schien sich das Glück für das letztere zu entscheiden: der junge Graf von Würtemberg fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Erhaltung aller Fürsten bedenklichen Augenblick rief der alte Eberhard: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! wohlan, stehet tapfer, die Feinde fliehen!" Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag der Fürsten und des Adels *). Da nun zugleich die Rheinischen Städte von dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, und die Fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden, so war die Macht der Bürger bedeutend erschüttert. Sie mußten ihren besondern Bund aufheben, und einer

*) An Eberhard's Seite hatte Wolf von Wunnenstein mitgefochten, sonst ein alter Feind Würtemberg's, aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!" trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!" sagte Eberhard lächelnd.

allgemeinen Landfriedenseinigung beitreten, welche Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ. In der That war jetzt für einige Zeit Ruhe, da aber nach dem Tode Eberhard's des Greiners (1392) die Schlägler sich wieder mächtiger ausbreiteten, entstanden auch von Neuem Gegenbündnisse der Fürsten und Städte und damit die alten Parteiungen.

---

20. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel.

(1386—1411.)

In der Schweiz nahm der Kampf zwischen Fürsten und Herren auf der einen, und den Bürgern und Bauern auf der andern Seite, einen entgegengesetzten Ausgang. Wenige Jahre vor der Schlacht bei Döffingen hatten die Schweizerischen, Fränkischen und Schwäbischen Gemeinden das gleiche Ziel ihres Strebens erkannt, und waren zu Constanz (1385) in einen großen Bund, der über sechzig Mitglieder zählte, zusammengetreten. Herzog Leopold von Oesterreich, Albrecht des Weisen vierter Sohn und Herr der Besitzungen des Habsburgischen Hauses in Elsaß, Schwaben, der Schweiz und Steiermark, gewahrte die drohende Gefahr dieser Verbindung. Durch geschickte Unterhandlungen suchte er die Einigung zu trennen, und der Widerspruch der Waldstädte, welche keinen Krieg außerhalb ihrer Berge wollten, unterstützte ihn. Nachdem es so weit gediehen war, daß er gewiß seyn konnte, die Schweizer würden die Schwäbischen Städte nicht zur Hülfe aufbieten, beschloß er, sich mit seiner ganzen Macht auf die Ersteren zu werfen, um diese zunächst völlig zu vernichten. Viele Ritter und Herren — unter ihnen Graf Eberhard von Würtemberg — die in Leopold die Blume und Zier der Ritterschaft sahen, und seine Gesinnungen gegen Bürger und Bauern theilten, schlossen sich an. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen von hundert sieben und sechzig Geistlichen und Weltlichen Fehde angesagt, und Leopold sammelte zu Baden die adligen Schaaren um sich.

Bern, von den Waldstädten zur Hülfe gemahnt, entschuldigte sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne und nahe Feinde gerüstet zu seyn, und vergalt den Dienst bei Laupen nicht. Aber die Eidgenossen vertrauten Gott und ihrem Arme

und erwarteten mit Ungeduld den Anfang des Kampfes. Ihr Heer, nicht mehr als eintausend dreihundert Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen, welches ebenfalls von Oesterreich abgefallen war, drei Stunden von Lucern. Am 9. Julius 1386 sahen sie den Feind, eine prächtig gerüstete Ritterschaft, etwa viertausend Helme. Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig und durstig zur Schlacht *). Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, nicht mit gleichen Waffen zu streiten, und stellten das Fußvolk, dem sie die Ehre des Sieges nicht gönnten, hinter sich. In fester Ordnung, mit vorragenden Spießen erwarteten sie den Angriff. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkommen." Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten **), und dann in einen Keil gebildet auf die Ritter losstürzten, bemüht die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; ihre leichte Bewaffnung vermochte nichts gegen den Wald von Stacheln und die Wand von Harnischen. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo die Freiheit der Thäler in der größten Gefahr schwebte, faßte Arnold von Winkelried, ein heldenmüthiger Mann aus Unterwalden, einen großen Entschluß. „Ich will euch eine Gasse machen, rief er, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder." Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Som-

*) Johann v. Müller.

**) Wie das die Veind sahend, machtend Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nieder uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten. Tschudi.

mertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Oesterreich sinken, und eilte es emporzurichten. Von Schmerz und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in dem lastenden Harnisch voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwyz. „Ich bin der Herzog von Oesterreich," rief ihm Leopold entgegen, aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut war entflohen. Sie mußten ihr Leben so theuer als möglich verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Oesterreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeinde des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, die Stange des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie Niclaus Thut" *). Sechs hundert und sechs und funfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der Fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel."

Allein diese wollten das Gottesurtheil darin nicht erkennen, sondern hofften noch immer sich einen günstigen Ausgang zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden die Eidgenossen abermals gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach Erschlagenen Sohn. Es wurde indeß bald ein Stillstand vermittelt, der anderthalb Jahre dauerte. Mit dem Ablaufe desselben überraschten die Oesterreicher durch Einverständniß mit den Bürgern die Stadt Wesen, deren sich die Glarner während

*) Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

des Krieges bemächtigt hatten, und hieben den größten Theil der Besatzung nieder. Als aber hierauf die Feinde, etwa sechstausend an der Zahl, tiefer in das Land eindrangen, wurden sie am 9. April 1388 von fünf hundert Glarnern und wenigen anderen Eidgenossen bei Näfels mit großem Verluste auf's Haupt geschlagen. Es folgten andere glückliche Unternehmungen der Schweizer, so daß Oesterreich, erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel verwickelt, da der ganze Aargau bedroht war, und im Thurgau die Treue wankte, sich 1389 zu einem siebenjährigen Frieden mit den Schweizern entschließen mußte. Diese behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles, was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht und versprachen nur, künftig keinem herzoglichen Unterthan das Bürgerrecht zu geben, wenn er sich nicht in ihren Städten niederließe. So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, diesen Krieg gegen die Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme mit der Befestigung ihrer Selbständigkeit. 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Allmählig wurde der Kreis der für die Freiheit geschlossenen und behaupteten Vereinigung immer weiter. Zunächst nahmen die Appenzeller erst an den Thaten, dann an dem Bunde der Eidgenossen Theil. Ein Jahrhundert nach der Entstehung desselben erneuerten sie in ihren Thälern die Begebenheiten der Waldstädte. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland, und der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen ungerechten Druck. Da standen die Appenzeller im Jahre 1400 auf, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte der Abtei. Als Kuno nun in Verbindung mit einigen Schwäbischen Reichsstädten wider sie auszog, sandte ihnen Schwyz Unterstützung, und auch Glarner Freiwillige stießen zu ihnen. Mit Hülfe derselben schlugen sie 1403 am Speicher die an Zahl ihnen weit überlegenen Feinde. Der ganze Thurgau erschrak, und die Schwäbischen Städte traten auf Vermittelung von Bern und Zürich von weiterm Kampfe zurück. Aber der Abt und der benachbarte Adel, dessen oft hart behandelte Unterthanen die Appenzeller in ihren Schutz nahmen, forderten den Oesterreichischen Herzog Friedrich, den vierten Sohn des bei Sempach gefallenen Leopold, auf, als Haupt der Ritterschaft dem Untergange des Adels in allen oberen Ländern entgegenzutreten, und Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen gesellte sich dagegen Rudolf

Graf zu Werdenberg, erbittert auf Oesterreich, das ihm seine Stammburg entrissen; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf den Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte dringen wollen. Die Ueberwinder eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur waren ihre Feinde in Schrecken, und viele Bauern traten zu den Appenzellern. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, vermochten sie nicht zu behaupten; nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der Schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche selbst dadurch neue Stärke bekamen. Oesterreich verlängerte 1412 seinen Frieden auf funfzig Jahre. So war seit der Sempacher Schlacht in diesen Landen die Ueberlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

21. Begebenheiten in Italien, König Ruprecht und die Kirchenversammlung zu Pisa.

Die Wahl des Papstes Clemens VII., mit welcher die große Spaltung der abendländischen Kirche begonnen hatte, war, wie bereits erwähnt ist, unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel geschehen, und Rachegedanken gegen diese gefährliche Feindin erfüllten das Gemüth Urban's VI. Johanna, welche einige Jahre vorher schon ein viertes Ehebündniß mit dem Herzoge Otto von Braunschweig (der aber den Königstitel nicht führte) eingegangen war, hatte dennoch keine Kinder, und ihr nächster Erbe, Karl der Kleine *), hatte an dem Hofe seines Vetters, des Königs Ludwig's des Großen von Ungern, wo er lebte, allen Haß dieses Fürsten und der Ungern gegen Johanna eingesogen (Th. V. S. 367 und 386). Von dieser Gesinnung die Erfüllung seines Wunsches hoffend, forderte Urban Karl und Ludwig auf, Johanna anzugreifen und vom Throne zu stoßen. Karl fand zu einem solchen Kriege bald noch dringendere Gründe als

*) S. Th. V. S. 367. die Stammtafel

die Ermahnungen des Papstes, denn während er sich mit Plänen wider Johanna trug, wollte diese ihrerseits ihn von der Thronfolge ausschließen, und ernannte Ludwig von Anjou, einen Bruder des Königs von Frankreich Karl's V., zu ihrem Nachfolger im Neapolitanischen Reiche. Mit größerer Heeresmacht, als der, die einst Karl von Anjou, um die Hohenstaufen ihres Erbes zu berauben, nach Italien geführt hatte, kam Karl der Kleine 1381, und wurde mit leichter Mühe Herr des Königreichs. Die Königin ließ er erdrosseln oder unter Federbetten ersticken, und als der von ihr berufene Erbe, Ludwig von Anjou, herbeikam, ihren Tod zu rächen und sich das Reich zu erobern, vertheidigte er sich nicht ohne Mühe, aber doch mit Erfolg gegen ihn. Auch befreite ihn der Tod bald von diesem Gegner. Indeß war Karl auf dem Throne noch keineswegs befestiget, er war mit dem Papste, der ihn beschützt hatte, zerfallen, und das jüngere Haus Anjou hatte unter den Neapolitanischen Edeln noch eine zahlreiche und mächtige Partei. Dennoch ließ der ehrgeizige Karl sich von dem Glanze einer zweiten Krone blenden. Es war die von Ungern, wo nach dem Tode Ludwig's des Großen (1382) seine Tochter Maria unter der Vormundschaft ihrer Mutter herrschte. Karl wollte den beiden Frauen das Reich entreißen, wurde aber wenige Monate nach seiner Ankunft in Ungern auf Anstiften der verwittweten Königin ermordet (1386). Diese Unthat rief für beide Reiche unsägliche Verwirrungen hervor. In Neapel standen zwei Parteien wider einander in den Waffen, die eine für den zehnjährigen Ladislaus, den Sohn Karl's, die zweite für einen andern Knaben, Ludwig II., Sohn des in Italien gestorbenen Ludwig von Anjou. Die Barone legten den Bürgern und Landleuten ihrer Partei, unter dem Vorwande, die Herrschaft des rechtmäßigen Königs aufrecht zu erhalten, schwere Schatzungen auf, und die Güter der Gegner verheerten sie mit Feuer und Schwert. Jede dieser Factionen lehnte sich an einen der beiden Päpste, welche aber ihrerseits nicht nur den Gegner zu verdrängen, sondern auch, statt des eignen Schützlings Vortheil zu wahren, das päpstliche Ansehn im Reiche zu befördern und zu erweitern trachteten.

Wenn Neapel durch diese innere Zerrissenheit alles Einflusses auf das übrige Italien beraubt war, so trat Mailand desto mächtiger hervor. Als Bernabo Visconti, dessen unerhörte Tyrannei sich von Jahr zu Jahr steigerte, seinen Neffen Johann Galeazzo der ererbten Besitzungen zu berauben und ihn selbst zu verderben trachtete, wurde

er von diesem überlistet, gefangen genommen und, wie es heißt, im Kerker vergiftet. So war Johann Galeazzo im alleinigen Besitz der ganzen Mailändischen Herrschaft, die er, ungeachtet ihrer Ausdehnung, noch unermüdet zu erweitern trachtete, ja er hoffte, ganz Italien in seine Gewalt zu bringen. So wenig persönlichen Muth er auch besitzen mochte, indem er sich nie an der Spitze eines Heeres zeigte, und sich stets in wohlbefestigte Paläste verschloß; so wenig war er doch in seinen Unternehmungen scheu und zaghaft, vielmehr zu den kühnsten geneigt. An Umsicht, Schlauheit und feiner Beurtheilung von Verhältnissen und Characteren übertraf er alle Machthaber seiner Zeit. Er trat zuerst in Verbindung mit Franz Carrara, dem Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Trevigio, einem steten Feinde Venedig's, wider Antonio, Mastino's della Scala Enkel, den Gebieter von Verona und Vicenza; behielt aber, gegen den Vertrag, diese beiden Städte als Früchte des Sieges für sich, und vereinigte sich sodann mit Venedig wider seinen bisherigen Bundesgenossen. Carrara und sein Sohn fielen in Visconti's Gewalt; in ihre Länder theilten sich die Sieger. Von allen Herrschergeschlechtern, die sich seit dem Untergange der freien Verfassungen zwischen den Alpen und Apenninen erhoben hatten, waren nur noch vier, die von den Visconti nicht unterjocht und beraubt waren, Savoyen, Montferrat, Gonzaga und Este, von welchen das erste alle Händel mit Johann Galeazzo vermied, die drei übrigen seinen Winken und Eingebungen gänzlich folgten. Venedig hatte sogar seine Größe unweise befördern helfen. Nur Florenz und der jüngere Carrara, der aus seiner Haft entkommen war, kämpften muthig wider den Mächtigen für ihre und des ganzen Italien's Freiheit, ohne doch seine Gewalt, welche späterhin noch durch die Unterwerfung der Städte Pisa, Siena und Perugia vergrößert wurde, erschüttern zu können. Dieser fehlte indeß noch ein angemeßner Titel, da Johann Galeazzo nur den eines Grafen von Virtu und, durch die Verleihung Heinrich's VII. an seinen Vorfahren Matteo, den eines kaiserlichen Statthalters führte. Hier kamen seinen Wünschen König Wenzel's Geldbedürfnisse und Gleichgültigkeit für die Ehre des Reiches zu Hülfe. Denn nachdem dem Könige ein Plan, durch täuschende Versprechungen von Kriegshülfe von den Gegnern Visconti's Geld zu erlangen, mißlungen war, ließ er sich mit Jenem selbst in Unterhandlungen ein, und verkaufte ihm für eine Summe von hundert tausend Goldgulden den Titel eines Herzogs von Mailand, für ihn und seine Nachkommen mit allen

Rechten der Herzoge des Reichs (1395). Entfremdete der König dem Reiche dadurch zwar keine wirkliche Besitzung, so wenig als Johann Galeazzo einen Zuwachs an Macht erhielt, so erhöhte sich doch das Ansehn des letztern durch die Rechtmäßigkeit, deren Siegel der usurpirten Herrschaft seines Hauses jetzt aufgedrückt schien, und das Reich hatte wohlbegründeten Ansprüchen für die Zukunft entsagt. Die Städte, welche das neue Herzogthum in sich begriff, waren ungefähr dieselben, welche den einst so mächtigen Lombardischen Bund gebildet hatten, an dessen Stärke und Freiheitsliebe alle Anstrengungen der großen Hohenstaufischen Kaiser gescheitert waren. So bedeutend war der seitdem eingetretene Umschwung der Verhältnisse.

Dies war der vielfach verwirrte Zustand Italien's. Die übrigen Staaten Europa's litten unter ähnlichen, zum Theil noch größeren Zerwürfnissen, während das Verderben, mit welchem barbarische Eroberer im Osten drohten, sich immer näher heranwälzte; aber nichts erregte in den geängsteten Gemüthern größere Sorge, als der fortwährende Zwist der Päpste. Im Jahre 1389 starb der Römische Papst Urban VI., der seine Regierung durch Grausamkeit geschändet hatte. Fünf Cardinäle, die einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, schleppte sie dann in Ketten mit sich umher, ließ sie in seiner Gegenwart nochmals eine schreckliche Tortur ausstehen, ohne ein Geständniß erpressen zu können, und endlich erdrosseln. Sein Tod hätte eine günstige Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrschaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die Römischen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Papstes zu Avignon nichts hören, und wählten Bonifacius IX. zum Nachfolger Urban's. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm die großen Uebel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländischen Christenheit herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Jeder Papst verfluchte den Gegner und dessen Anhang zur Hölle, und legte ihm das Schandbarste zur Last, woraus nicht nur in den meisten Gemüthern, da die religiöse Ueberzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste fest verwachsen war, qualvolle Zweifel entstanden; sondern auch die Autorität des heiligen Stuhles selbst auf das tiefste untergraben und erschüttert wurde. In unerhörter Verblendung zerfleischte die Kirche ihre eigenen Eingeweide und rüttelte gewaltig an den geheiligten Grundlagen der Religion und der Sittlichkeit. Leichtsinnigem und zügellosem Treiben ward eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder

Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen, besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erforderte noch den Kampf einiger Jahrzehende, um die Anmaßung und Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, erhoben seine Cardinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs Karl VI. von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, den Cardinal Peter von Luna, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, auf jede Weise die Einheit der Kirche wiederherzustellen. Es gingen Gesandte nach Deutschland, um die Fürsten des Reiches zur Mitwirkung aufzufordern. Wenzel zeigte sich nicht abgeneigt, und hielt eine gemeinsame Berathung über diese Angelegenheiten mit Karl VI. zu Rheims (1398), wo man übereinkam, daß beide Päpste, nöthigen Falls durch Zwangsmaßregeln, zur Abdankung vermocht werden sollten. Der König von Frankreich übernahm diesen Beschluß bei Benedict durchzusetzen, indeß Wenzel den Römischen Papst zur Entsagung bringen wollte. Als Benedict sich hartnäckig weigerte, gab Karl VI. seinem Marschall Boucicaut Befehl, ihn im Schlosse von Avignon einzuschließen.

König Wenzel erregte durch die Zusammenkunft in Rheims, obschon er die Ausführung des dort beschlossenen Verfahrens lässig genug betrieb, die Feindschaft des Erzbischofs von Mainz Johann's von Nassau, den Bonifacius IX. zu dieser Würde erhoben hatte, in so hohem Grade, daß dieser in Gemeinschaft mit dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz darauf dachte, ihm die Deutsche Krone zu entreißen. Bei der Abneigung, die Wenzel's untüchtiges Regiment erregt hatte, gewannen sie die Kurfürsten von Köln und Trier leicht für sich. Diese Vier forderten den König auf den 11. August 1400 förmlich nach Oberlahnstein vor, um dort vor den versammelten Fürsten über die Gebrechen seiner Regierung Rechenschaft zu geben. Da er nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt, weil er, wie sie in der darüber ausgestellten Urkunde sagten, der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reichs, namentlich durch die Einsetzung eines Herzogs in Mailand, vergeudet, den Landfrieden nicht gehandhabt und in Böhmen grausam und tyrannisch regiert habe. Die drei geistlichen Kur-

fürsten übertrugen hierauf ihrem Bundesgenossen Ruprecht von der Pfalz die Krone. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und die Mehrzahl der Stände hielt fortdauernd zu ihm. Der neuerwählte König hatte unter mehreren anderen den geistlichen Kurfürsten schriftlich gethanen Zusagen auch verheißen, das Herzogthum Visconti's aufzuheben, und dieses Land wieder unmittelbar zum Reich zu bringen. In Deutschland verschaffte ihm Wenzel's Unthätigkeit einen sehr leichten Stand. Er beschloß daher gleich nach Italien zu ziehen, und brachte mit vieler Mühe ein Reichsheer von funfzehntausend Reitern zusammen, außerdem konnte er auf die kräftige Unterstützung der Florentiner und Franz Carrara II. zählen. Aber an den Grenzen des Herzogthums Mailand, in der Umgegend des Gardasees, empfing ihn Alberico da Barbiano, Johann Galeazzo's erfahrener Feldhauptmann, an der Spitze von dreizehntausend Reitern und zwölftausend Fußgängern mit solchem Nachdruck, daß seine Truppen geworfen und zerstreut wurden (21. October 1401). Dieser einzige Schlag vernichtete alle Pläne Ruprecht's. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein mit so geringem Erfolg, daß er unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren mußte.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Schon im nächsten Jahre fiel das wichtige Bologna in seine Hände, und schon hatte er ein unfehlbares Mittel ergriffen, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen, indem er ihnen von Siena, Pisa, Perugia, welche seiner Herrschaft gehorchten, und dem neugewonnenen Bologna aus alle Handelswege und Zufuhren sperrte. Er war eben in Begriff, auch die letzte Straße nach Florenz, die von Lucca, abzuschneiden, und ließ die Kleinodien bereiten, in deren Schmucke er in jene Stadt einziehen und sich dort zum König von Italien krönen lassen wollte, als sein plötzlicher Tod (1402) die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Er hatte eine Theilung seiner Länder unter zwei noch unmündige Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, angeordnet, aber es war Niemand, der in ihrem Namen das Ansehen des Herrschers hätte behaupten können oder wollen. In vielen Städten lebten die alten Parteiungen wieder auf; die Heerführer des verstorbenen Herzogs sowol als die benachbarten Fürsten rissen bedeutende Stücke an sich. Besonders große Thätigkeit zeigte Franz Carrara

fand aber in diesem Bestreben seinen Untergang. Denn die Venetianer, von Johann Galeazzo's Wittwe Catharina Visconti, Bernabo's Tochter, durch die Abtretung von Vicenza, Bassano, Feltre und Belluno zur Hülfe gegen ihn bewogen, und voll des alten Hasses gegen dieses Haus, traten mit allen Kräften ihrer mächtigen Republik gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Vertheidigung abzuwehren. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hatte zuletzt nur noch das feste Padua, als seine einzige Hoffnung, inne. Endlich verlangten auch hier die Bürger, er solle die Stadt übergeben, und während der darüber ausbrechenden Unruhen gelang es den Venetianern, sich eines Thores zu bemächtigen. Nun mußte Franz in einen Stillstand willigen und ging nach Venedig, um von der Gnade der Signoria einen Theil seiner Besitzungen zurückzuerhalten. Hier warf er sich dem Dogen Michael Steno zu Füßen. Aber umsonst; er wurde mit zweien seiner Söhne erdrosselt (1406). Auf die Köpfe zweier anderer, die sich nach Florenz geflüchtet, setzte die unversöhnliche Republik einen Preis. So unglücklich endete der Versuch, die Herrschaft der Carrara's wiederherzustellen. Alles, was ihnen oder den della Scala's gehört hatte, wurde eine Beute Venedig's, welches durch diese Erwerbungen von nun an auch als eine der bedeutendsten Landmächte Italien's auftreten konnte. Um dieselbe Zeit wurde Pisa von den Florentinern bezwungen, so daß durch den Anwachs der beiden Republiken allmählig ein Gleichgewicht der einzelnen Staaten in Italien entstand wodurch die Begründung einer ähnlichen Uebermacht, wie die Visconti's vor Johann Galeazzo's Tode erlangt hatten, für die folgende Zeit verhindert worden ist. Auch Neapel, nachdem es sich der Anarchie entrissen hatte, konnte in diese Verhältnisse nicht mehr störend eingreifen, vielmehr wurde es selbst bald in ein System hineingezogen, welches durch die Beschirmung der kleineren Dynasten von Seiten einer benachbarten großen Macht gegen die andre, oder durch Bündnisse mehrerer gleich mächtigen jeden Eroberungssüchtigen in gemessenen Schranken hielt. In Neapel war nämlich der junge Ladislaus unter den Stürmen und Gefahren der Bürgerkriege herangewachsen, und das Glück erklärte sich allmählig entschieden für ihn. Endlich zwang er seinen Gegner Ludwig II. von Anjou durch die Belagerung der Hauptstadt sich einzuschiffen, und ihm das Königreich ganz zu

überlassen (1399). Aber damit begnügte sich sein Ehrgeiz nicht; die Krone von Ungern, die er eine kurze Zeit trug, mußte er bald wieder aufgeben. Nun harrte er der Gelegenheit zu Erwerbungen, die näher lagen, und leichter zu behaupten waren.

König Ruprecht mußte nach seiner Rückkehr in Deutschland erfahren, daß es ihm mit der Herstellung der gesetzlichen Ordnung, obschon er thätiger und wohlmeinender war als Wenzel, nicht besser gelang, als diesem. Es erging ihm, wie ein Jahrhundert früher dem Könige Adolf; der Erzbischof von Mainz, der ihn erhoben, und ihn fortwährend wie ein Werkzeug seiner Pläne brauchen und behandeln wollte, wurde sein Widersacher, als der König sich seiner Leitung entzog, und die Rücksicht auf ihn der Wohlfahrt des Reiches nachsetzte. Dazu kam, daß Ruprecht den Schein des Eigennutzes und der Härte nicht vermied, und sich dadurch Feinde machte. Als er 1405 in die Wetterau zog, und dort einige Mainzische Vasallen verübter Räubereien wegen züchtigte, wurde der stolze Erzbischof so aufgebracht, daß er mit dem Markgrafen Bernhard von Baden, der sich dem Könige schon früher widerspenstig gezeigt, dem Grafen Eberhard von Würtemberg und einer Anzahl von Städten zu Marbach einen Bund schloß, der unter dem Scheine des aufrecht zu erhaltenden Landfriedens im Grunde gegen den König gerichtet war. Ruprecht's Bemühungen, diesen Bund aufzulösen, waren vergeblich; es kam so weit, daß der Erzbischof von Mainz wider ihn rüstete, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als sich mit den einzelnen Gliedern der Verbindung zu vergleichen, und diese selbst als eine rechtmäßige anzuerkennen. Es hätte einer ganz andern Macht und ganz anderer Geistesgaben, als die seinigen waren, bedurft, um das so tief gesunkene Deutsche Königthum wieder zu heben. Nicht besser stand es mit seinem Nebenbuhler Wenzel. Die Zwistigkeiten, die unter den Luxemburgischen Prinzen bald nach Karl's IV. Tode ausgebrochen waren, und verbunden mit der Unzufriedenheit der Böhmen, schon einmal zur Gefangenhaltung Wenzel's geführt hatten, dauerten fort, da die Ursachen derselben, des Königs Untüchtigkeit und Völlerei und seiner Verwandten Habgier und Ländersucht nicht aufgehoben waren. So viel Böses nun auch Wenzel zur Last fällt, so hatte dennoch sein Bruder Siegmund kein Recht, die alten Auftritte zu erneuen, den König, nachdem er ihm kurz zuvor für große Geldsummen seine Hülfe zugesagt, zum zweiten Male gefangen zu nehmen, und ihn der Obhut der Oesterreichischen

Herzoge zu übergeben (1402). Siegmund war nun der That nach Herr von Böhmen; aber als ihn bald darauf Unruhen der Ungern und die Ankunft des Königs Ladislaus von Neapel, den der Empörer herbeigerufen hatten, nach diesem Lande zu eilen nöthigten, erhoben sich die Böhmen und vertrieben seine zurückgelassenen Ungrischen Truppen, von welchen sie durch Wildheit und Zuchtlosigkeit schwer bedrückt worden waren. Auf diese Weise war das Land eine Zeit lang ganz ohne Herren und jedweder Frevel wurde ungestraft verübt, so daß Wenzel, als er nach einer neunzehnmonatlichen Gefangenschaft aus Wien glücklich entkam, mit Freuden wieder aufgenommen wurde.

Während die Staaten so unter unaufhörlichen inneren Unruhen litten, dauerte auch die ärgerliche und verderbliche Verwirrung der Kirche fort. Bonifacius IX. starb 1404 und sein Nachfolger Innocenz VII. 1406, aber man benutzte diese Todesfälle so wenig als den Urban's VI., um den Frieden wiederherzustellen. An Innocenzens Stelle wählten die Römischen Cardinäle Gregor XII. Dieser und sein Gegner Benedict, dem es gelungen war, die Aufhebung seiner Einschließung zu bewirken, täuschten die Christenheit mehrere Jahre mit vorgespiegelten Unterhandlungen über eine Ausgleichung, während keiner von ihnen im Ernst daran dachte, dem Besitz der päpstlichen Krone zu entsagen. So mußte wol die Ueberzeugung allgemein werden, daß die Päpste selbst nichts thun würden, die heillose Spaltung zu heben, sondern daß die Kirche sich ohne ihre Häupter helfen müsse. Deshalb war man der Meinung, daß ein allgemeines Concilium zusammentreten müsse, welchem sich beide Päpste unterwerfen sollten; ein Ausweg, den die Universität von Oxford schon im Jahre 1398 vorgeschlagen hatte. Nun entstand aber die Frage, wem bei dem Mangel eines allgemein anerkannten Oberhauptes der Kirche, das Recht, ein solches Concilium zu berufen zustände. Einige schrieben dieß dem Kaiser als dem höchsten Schirmvogt der Kirche zu, andere, und zwar die Mehrzahl glaubte nur die Cardinäle dazu berechtigt. Glücklicher Weise entzweiten sich jetzt beide Päpste mit ihren Cardinälen. Gregor XII., von den Seinigen gedrängt, der Spaltung ein Ende zu machen, ernannte, um bei seinem weiteren Verfahren nicht von ihnen gehindert zu werden, eine Anzahl neuer, worauf ihn die älteren verließen und sich nach Pisa begaben, und als Benedict XIII. durch eine Versammlung der Französischen Geistlichkeit und der Stände für einen hartnäckigen Schismatiker und Ketzer erklärt worden war, vereinigten sich auch die Franzö-

sischen Cardinäle mit ihnen. So konnten diese nun eine allgemeine Versammlung der Geistlichkeit veranlassen. Auf ihre Einladung traten um Pfingsten des Jahres 1409 zwei und zwanzig Cardinäle, drei Patriarchen, zwölf Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, sieben und achtzig Aebte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts in Pisa zusammen. Es war nicht bloß die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man ins Besondere die Beschränkung der päpstlichen Gewalt verstand, so wie die Veränderung des aussaugenden Finanzsystems, welches die Nachfolger Petri innerhalb der Kirche in Gang gebracht hatten, dessen Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maaße als je vorher. Jedem der beiden Päpste machte seine Lage mehr Einkünfte nöthig, als früher der alleinige bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon erhalten konnten, so mußten sie sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes noch lebhafter erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V.; aber das Schisma war dadurch, weil man nicht Sorge getragen hatte die beiden anderen Päpste vorher zur Abdankung zu bringen, keineswegs gehoben, vielmehr erfolgte, was der Deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß statt der Päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere, allein an Benedict hielten Schottland und Spanien fest, an Gregor der Römische König Ruprecht und der Neapolitanische Ladislaus. Eben so wenig wurde die gehoffte Umwandlung des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Uebel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, keineswegs die Hand. In Deutschland aber erhielt die Zwietracht zwischen Ruprecht und den Ständen durch die Pisanische Synode neue Nahrung, denn wie der Erstere Gregor XII. zugethan blieb, so war der größte Theil

der Letzteren auf Alexander's V. Seite, und es hätte diesmal zuletzt zu einem offenen Waffenkampfe führen können, wenn Ruprecht nicht unerwartet, am 18. Mai 1410, durch den Tod einer Laufbahn entrissen worden wäre, auf welcher er statt der gehofften großen Vortheile nichts gefunden hatte, als eine Reihe von Widerwärtigkeiten und Kränkungen.

Die Staaten Ober- und Mittelitalien's hatten damals keinen gefährlichern Feind zu fürchten, als den König Ladislaus von Neapel, der mit der schlauen Staatskunst des Johann Galeazzo Visconti große persönliche Tapferkeit verband. Er strebte nicht nur nach dem Besitze von ganz Italien, sondern auch nach der Kaiserkrone, und darum war ihm das Schisma, das allen anderen Fürsten so viel Unruhe erregte, erwünscht, denn er dachte während desselben sich ungestört im Kirchenstaate ausbreiten zu können. Auch mußte er fürchten, daß ein allgemein anerkannter Papst leicht wieder in Abhängigkeit von Frankreich gerathen, und dann als Werkzeug dienen werde, dem jüngern Hause Anjou das Königreich Neapel zu verschaffen. Während er sich den Schein des eifrigsten Anhängers Gregor XII. gab, nahm er im Jahre 1408 Rom, in dem er sich schon ein Mal festzusetzen versucht hatte, aber wieder daraus vertrieben worden war, und hierauf noch andere Städte des Kirchenstaats. Die Florentiner, die sich zunächst von ihm bedrängt sahen, riefen, in Uebereinstimmung mit der Kirchenversammlung von Pisa und Alexander V., Ludwig II. von Anjou gegen ihn herbei. Die Neapolitaner mußten Rom verlassen, wo nun Papst Johann XXIII., der Nachfolger des wenige Wochen vor dem Römischen Könige verstorbenen Alexander V., seinen Sitz aufschlagen konnte (1411); aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca secca mit Hülfe der berühmtesten Italienischen Hauptleute, die in seinem Dienste waren, erfocht, trieb Ladislaus ihn wieder zurück. Den Papst täuschte er durch Friedensunterhandlungen, wandte sich dann aber plötzlich gegen Rom und nahm die Stadt abermals ein, so daß Johann sich kaum nach Florenz retten konnte. Immer weiter wogte nun der Strom seiner Eroberungen, und den Florentinern schien der härteste Kampf bevorzustehen, als Ladislaus am 6. August 1414 an einer Krankheit, welche er sich durch Ausschweifungen zugezogen hatte, starb, und Italien dadurch von der Furcht, seine Unabhängigkeit an diesen arglistigen Eroberer zu verlieren, befreit ward.

22. König Siegmund, und die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Es fehlte wenig, so hätte das Deutsche Reich nach dem Tod Ruprecht's, wie die Kirche, drei Häupter in Streit und Kampf um die Krone gesehen. Denn während Wenzel fortwährend die Gültigkeit seines Rechts behauptete, zerfielen die Kurfürsten, die ihn abgesetzt, und an Ruprecht's Stelle einen andern König wählen wollten, unter sich; einige erklärten sich für Wenzel's Bruder, den König Siegmund von Ungern; andere für den Vetter dieses Fürsten, den Markgrafen Jost von Mähren. Zum Glück starb dieser schon am 8. Januar des folgenden Jahres 1411, und nun trat nicht nur seine Partei zu Siegmund über, sondern auch Wenzel gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß ihm selbst der Titel als Kaiser oder älterer Römischer König blieb.

Dem neuen Könige war die Wiederherstellung der Einigkeit in der Kirche besonders zur Pflicht gemacht worden, und er nahm sich in der That dieses Geschäftes mit dem löblichsten Eifer an. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht die Heilung der vielen Uebel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen Römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren Seeräuber gewesen, und hatte die Cardinalswürde erkauft. Als die Herzogin Catharina nach Johann Galeazzo's Tode dem Papst Bonifacius IX. Bologna zurückgab, um vor den Truppen des heiligen Stuhles Ruhe zu haben, wurde er als Legat hierher gesandt, und benahm sich bald als unumschränkter Herr der Stadt, bezeichnete seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und wälzte sich im Schlamm der niedrigsten Lüste. Alexander V. lud er zu sich ein, weil Ladislaus damals Rom besetzt hatte, um ihn ganz unter seinem Einfluß zu haben, und nach dessen Absterben zwang er die in Bologna anwesenden Cardinäle ihn selbst zu wählen. Sogar den Tod seines Vorgängers durch Vergiftung herbeigeführt zu haben, wurde ihm späterhin vorgeworfen. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben mußte

der Christenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpste, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil sie den Staat unter die Obhut des Christenthums bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die sie leiten sollten, durch Verbrechen und Gräuel schändeten, und Religion und Sitten durch ihr böses Beispiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftsteller, Nicolaus von Clemangis, Rector der Pariser Universität, Peter von Ailly, Johann von Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Ursache des Uebels der Zeit in der unersättlichen Herrschsucht der Päpste, wie in der Habgier, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit des Clerus überhaupt, und schilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung mit den lebhaftesten Farben.

Um die Zeit, wo Johann XXIII. durch die Waffen des Neapolitanischen Ladislaus auf das äußerste bedrängt war, befand sich König Siegmund in der Lombardei, um Mailand zu bekriegen und zu unterwerfen, welches Vorhaben er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Indeß benutzte er die große Verlegenheit des Papstes, und brachte diesen zu dem Versprechen, eine allgemeine Kirchenversammlung nach der Deutschen Stadt Kostnitz auszuschreiben. Er hielt ihn auch dabei fest, als Johann, seiner Bedrängniß entledigt, diesen Beschluß gern zurückgenommen hätte, und das Concil ward im November 1414 wirklich eröffnet. Eine größere, feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungern und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden seyn, die gewöhnliche Zahl der Anwesenden war achtzigtausend. Wollte das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des Pisanischen seyn; Johann XXIII. mußte eben so gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, stand der schon genannte Peter von Ailly, Cardinal von Cambray. Aber sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf

allen bisherigen Concilien dem Gebrauch der frühern Zeiten gemäß die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden, denn Johann hatte eine außerordentliche Menge Italienischer Prälaten mitgebracht, durch welche er sich die Oberhand zu sichern hoffte. Die Häupter jener Partei riethen daher, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die Deutsche, Französische, Englische und Italienische, zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Anhänger setzten daher diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Siegmund, der bald nach Johann zu Kostnitz ankam, dafür gewonnen worden war, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Innerhalb der Nationen sollten außer den Bischöfen und Reichsäbten, welchen eigentlich das Stimmrecht allein gebührte, die Doctoren und Gelehrten der Universitäten an der Abstimmung Theil nehmen, und in allen äußeren Kirchensachen, welche keine Glaubensartikel beträfen, wurde auch den Königen und Fürsten, selbst oder durch Gesandte mit zu stimmen gestattet.

Johann hatte von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes für sich und das Papstthum im Allgemeinen erwarten können, und hatte sich deswegen auch nach weltlicher Unterstützung umgesehen, um nöthigen Falls einen Rückhalt zu haben. Zu diesem Behufe hatte er sich schon auf der Hinreise *) mit dem Herzoge Friedrich von Oesterreich verbunden, der aus persönlichen Gründen ein Gegner des Römischen Königs und der Kirchenversammlung war. Als nun die Französische, Deutsche und Englische Nation darauf drangen, daß der erste Schritt zur Herstellung des Kirchenfriedens die Abdankung aller drei Päpste seyn müsse, und er trotz alles Widerstrebens sich am 2. März 1415 zu diesem Schritte entschließen und dadurch mittelbar die höhere Gewalt des Conciliums anerkennen mußte, beschloß er von Kostnitz in die Oesterreichischen Länder zu entfliehen, dadurch die Versammlung auseinander zu sprengen und gegen alle früheren Zugeständnisse zu protestiren. Demnach veranstaltete Herzog Friedrich, außerhalb der Stadt

*) Als er über den Arlberg fuhr, und von dort den Bodensee und das umliegende Land sah, rief er, auf Kostnitz deutend: „das sieht aus wie eine Grube in der man Füchse fängt!“

ein Turnier (21. März 1415). Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, kam auch der Papst, dessen Benehmen schon Verdacht erregt hatte, in Reiterkleidung, die Armbrust auf der Lende, glücklich aus der Stadt nach Schafhausen, wohin ihm Friedrich bald folgte.

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand in Kostnitz allgemeine Bewegung und große Bestürzung, und ein Theil der Versammlung machte in der That Anstalten zum Abzug. Allein Siegmund ritt selbst durch die Straßen, beruhigte das Volk, hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam nach einem beredten Vortrage des Kanzlers der Pariser Universität, des schon genannten Johann's von Gerson, zu der förmlichen, höchst merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß sich Jeder und somit auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen möchten, zu unterwerfen verbunden sey. Dieser Beschluß wurde in der vierten Hauptsitzung des Concilium in Gegenwart des Kaisers öffentlich verkündet und bestätigt. Dem entflohenen Papste schickte man drei Cardinäle nach, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, und über Friedrich von Oesterreich ward die Reichsacht ausgesprochen. Ehe er sich rüsten konnte, sagten ihm bei 400 benachbarte Herren und Gemeinden Fehde an; besonders thätig zeigten sich die Reichsstädte und die Schweizer, obgleich die letzteren erst vor drei Jahren einen funfzigjährigen Frieden mit Oesterreich geschlossen hatten. Bern nahm den Aargau weg, das alte Stammschloß, die Habsburg, fiel in Schutt und Trümmer, eine Burg nach der anderen wurde gebrochen und den gemeinsamen Waffen der Eidgenossen unterlag Baden mit dem Schloß am Stein. Von allen Seiten auf das Härteste bedrängt, mußte Friedrich die Gnade des Kaisers anflehen. Im Refectorium des Minoritenklosters zu Kostnitz kniete er vor Siegmund in Gegenwart vieler Reichsstände und Mitglieder der Kirchenversammlung, so wie der Italienischen Abgeordneten, und gelobte eidlich, daß er sich und alle seine Lande in des Kaisers Macht gebe, auch wolle er den Papst Johannes wieder zum Concilium stellen. Ihr Herren von Italien, sprach Siegmund zu den Umstehenden, ihr wähnet und wisset nicht anders, denn daß die Herzoge von Oesterreich die gewaltigsten Herren

seyen in der Nation Germania. Nun sehet, daß ich ein mächtiger Fürst bin über die von Oesterreich und sonst über alle Herren und Städte.

Wenige Tage nach dieser Demüthigung des Herzogs von Oesterreich, saßen die Väter des Concilium zu Gericht über Johann XXIII., der auf ihre wiederholte Ladung nicht erschienen, auch den Abgeordneten keine genügende Antwort ertheilt hatte. Ueber siebzig festgestellte Klagpunkte wurden vier und dreißig vereidete Zeugen unbescholtenen Rufes vernommen. Der Papst war der abscheulichsten Verbrechen beschuldigt: Alexander V. vergiftet, seines Bruders Weib beschlafen, an dreihundert Nonnen entehrt, Auferstehung und ewiges Leben geläugnet zu haben u. s. w. Seine Absetzung wurde beschlossen und seine Bewahrung dem Kaiser anvertraut, der ihn aus Freiburg, wohin er sich begeben hatte, durch den Burggrafen Friedrich von Nürnberg mit bewaffneter Macht abholen und fünf Jahre lang gefangen halten ließ. Darauf ließ auch der acht und achtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. So war nur noch der hartnäckige Benedict XIII. über, der sich damals in Perpignan aufhielt. Siegmund begab sich in Person zu ihm, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der päpstlichen Würde zu bewegen. Diesen Zweck erreichte er zwar nicht, aber er brachte es doch dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Siegmund's Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Jul. 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis blieb unbewegt. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Nachdem auf solche Weise der erste Theil der Aufgabe des Concils gelöst war, trugen Siegmund und die Deutsche Nation, welche von Allen das größte Aergerniß an dem lasterhaften Wandel der letzten Päpste, an dem Verkauf der geistlichen Stellen und anderen Misbräuchen genommen hatten, darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritte, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen

das Heil der Kirche ausgehen werde; als es zur Beschränkung ihrer eigenen Lebensweise, ihrer Rechte und Einkünfte kommen sollte, glaubten sie sich, um diesen Gefahren zu entgehen, des Schutzes eines neuen Papstes bedürftig. Zuerst waren nur die Italiener gegen jenen Vorschlag; aber bald gewannen sie die Franzosen, dann auch die Engländer für sich und erlangten dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen. Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu geben, wurden als Feinde des Friedens bezeichnet, und Männer, die vorher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Vertheidigern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Siegmund mußte endlich nach langem Widerstreben, als auch die Deutschen Bischöfe schwankten, seine Einwilligung geben, und so ward am 11. Nov. 1417 von den drei und zwanzig anwesenden Cardinälen und dreißig Abgeordneten der Nationen ein neuer Papst erwählt, in der Person Martin's V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher der Hierarchie drohete. Es war zwar schon vorher auf den Antrag der Deutschen die Bedingung für jeden zu Wählenden gemacht worden, nicht eher Kostnitz zu verlassen, noch die Synode aufzulösen, bis die Reformation der Kirche vollendet sey; aber es fanden sich Vorwände genug, die Sache zu verzögern und am Ende ganz zu vereiteln, was Siegmund und die „andächtige, geduldige und demüthige" Deutsche Nation, wie sie sich selbst in einer früheren Denkschrift gegen die Papstwahl nannte, vorausgesehen hatten. Um sich von dem Concilium nichts vorschreiben und das Ansehen des heiligen Stuhles nicht noch mehr beeinträchtigen zu lassen, wandte sich Martin an die einzelnen Nationen und gewährte in besonderen Concordaten mit Deutschland und England zwar nur den augenscheinlichsten Mißbräuchen einige Abhülfe; dennoch aber erschien auf diese Weise als freie Gunstbezeigung, was das Concilium als Pflicht hätte auferlegen können. Endlich benutzte der Papst eine ausbrechende Seuche als Vorwand, um die Versammlung aufzulösen (22. April 1418), und verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte seinen weißen Zelter, drei der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Thronhimmel über ihm. Es war, als feiere der Papst

einen Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte. Die Erfüllung derselben konnte zwar noch von den folgenden Concilien erwartet werden, welche, nach einem zu Kostnitz gefaßten Beschlusse, alle zehn Jahre, das nächste sogar schon nach fünf Jahren, gehalten werden sollten. Indeß konnte doch auch diese Bestimmung, bei der erklärten Abneigung der Päpste gegen allgemeine Versammlungen solcher Art nur eine schwache Aussicht gewähren, und wenn dann endlich, jedoch erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil äußere Umstände dazu drängten.

---

23. Johann Huß.

(Geb. 1369, gest. 1415.)

Der verderbte und herabgesunkene Zustand der Kirche rief wie in dieser Zeit an mehreren Orten, so auch in England eine Opposition hervor, die sich indeß nicht bloß, wie die der Deutschen und Französischen Schriftsteller, gegen den sittenlosen Zustand der Geistlichen und die Mängel der Verfassung richtete, sondern auch die Lehren und Dogmen der katholischen Kirche angriff. Johann Wycliffe, Professor der Universität zu Oxford (seit 1371), durch Geist, Gelehrsamkeit und den unbescholtensten Lebenswandel hervorragend, sprach freimüthig seine Ueberzeugung von den schädlichen Wirkungen des Mönchthums so wie von dem Verderbniß des Papstthums in mehreren Schriften aus, und erklärte sich dann im Fortgange seiner Untersuchungen auch gegen die Lehre von der Brodverwandlung, von der Ohrenbeichte und von dem päpstlichen Ablaß. Außerdem behauptete er, daß der Papst und die Cardinäle oft im Glauben irrten, und daß ihren Lehren nur in so fern Wahrheit beiwohne, als sie sich auf die heilige Schrift gründeten, welche er in die Landessprache übertrug. Schon im Jahre 1377 ordnete Gregor XI. eine Untersuchung gegen ihn an, welche indeß durch die Gunst der weltlichen Großen, unter denen Wycliffe viele Anhänger zählte, und durch den Einfluß des damaligen Regenten, des Herzogs von Lancaster (Absch. 35.) ohne üble Folgen ablief. Allein sechs Jahre später verdammte der Erzbischof von Canterbury dennoch eine Reihe seiner Lehrsätze als ketzerisch, worauf Wycliffe Oxford verlassen mußte. Er zog sich nach seiner Pfarre Lutterworth zurück, und starb

hier ohne weitere Anfechtung (1384). Nicht so glücklich waren seine Anhänger. Ihre Predigten regten das Volk gegen die Geistlichkeit auf, und führten eine Reihe unruhiger Bewegungen herbei, die mit einer blutigen Verfolgung endeten, wodurch die Wycliff'sche Lehre in England unterdrückt wurde (1416). Aber dieselbe hatte unterdeß in einem fernen Lande tiefere Wurzeln geschlagen. Durch die Vermählung König Richard's II. von England mit einer Tochter Kaiser Karl's IV. war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche in dem letztern Reiche Bekanntschaft mit Wycliffe's Schriften veranlaßte. Dem kühnen und freimüthigen, aber auch trotzigen Sinne der Böhmen, die erst vor Kurzem, größtentheils durch Karl IV. Bemühungen, höheren Interessen und wissenschaftlicher Bildung gewonnen waren, gefielen die Grundsätze des Engländers, in dessen Angriffen gegen die Römische Verderbniß allerdings auch Keime umwälzender Lehren lagen, die in unruhigen Gemüthern bösen Samen ausstreuen konnten. Die Deutschen auf der Prager Universität nahmen zunächst aus Nationalhaß Partei gegen die Wycliff'schen Grundsätze, wodurch diese hohe Schule, die eine außerordentliche Menge von Studirenden zählte, Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten wurde.

Im Jahre 1398 trat Johann aus Hussinetz, einem kleinen Böhmischen Städtchen, gewöhnlich Johann Huß genannt, ein Mann von lauteren und würdigen Gesinnungen, strengen Grundsätzen, umfassenden Kenntnissen und hinreißender Beredsamkeit, als Lehrer an der Universität Prag auf. Die gegen das verderbte Papstwesen gerichteten Strafreden des Briten ergriffen ihn so, daß er nicht anstand, den Wycliffe als einen frommen und heiligen Mann rühmend zu bezeichnen. Noch eifriger suchte Hieronymus, aus dem adeligen Geschlecht von Faulfisch zu Prag, der selbst in Oxford studirt hatte, Wycliffe's Schriften zu verbreiten, und gewann auch den Prediger an der Michaelskirche, Jakob von Mieß. Alle drei empfahlen laut und eindringlich Wycliffe's Ansichten und Lehren. Der Erzbischof Sbinko von Prag glaubte die Anpreisung solcher Grundsätze nicht länger dulden zu dürfen, und setzte es durch, daß die Universität durch Stimmenmehrheit, vorzüglich der Deutschen Lehrer, in öffentlicher Sitzung fünf und vierzig Lehrsätze Wycliffe's als irrig, gefährlich und ketzerisch verdammte, und die Lesung Wycliffitischer Schriften untersagte. Dieß schien Huß und den Böhmen ein solcher Eingriff in ihre Rechte, daß sie die bestehende Eifersucht zwischen den Studirenden beider Nationen, welche

schon zu Gefechten auf den Straßen geführt hatte, zu benutzen suchten, um die Verfassung der Universität zu ändern, so daß bei allen Verhandlungen der Böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme zukäme, während vorher dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Als König Wenceslaus, damals ebenfalls auf die Deutschen erbittert, die ihn seiner königlichen Würde entsetzt hatten (oben S. 21.), diese Aenderung bestätigte und zum Gesetz erhob, verließen sämmtliche Professoren und Studenten Deutscher Abstammung, fünftausend an der Zahl, Prag (1409), und gingen größten Theils nach Leipzig, wo sie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offnen Armen aufnahm, und noch in demselben Jahre an diesem Orte eine Universität stiftete.

Der Auszug der Deutschen stellte die Ruhe in Prag keineswegs her. Der Erzbischof verklagte Huß, welcher sich, nun zum Rector der Universität erwählt, einen noch größeren Wirkungskreis eröffnete, bei dem Papst Alexander V. wegen ketzerischer Lehren, und dieser erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, welches gegen Huß zielte, obschon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbischof die Wycliffischen Bücher einforderte und über zweihundert Handschriften verbrannte*), gerieth das Volk in Bewegung, es geschahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöster, um sich Ersatz für den Schaden zu holen. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst; Johann XXIII. citirte Huß nach Rom, aber diese Vorladung blieb bei der Kraftlosigkeit des damaligen päpstlichen Regiments ohne Wirkung, und Huß appellirte an den Ausspruch eines Conciliums. Ein ernsteres Ansehen gewannen die Dinge, als der Papst in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen, und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Huß und Hieronymus griffen dies unchristliche Verfahren rücksichtslos an, und der Letztere von heftiger und jähzorniger Gemüthsart reizte zu Unfug und Gewaltthat wider die Ablaßprediger; wodurch der Magistrat zum Einschreiten bewogen wurde, und drei der Unruhestifter auf dem Markte der Altstadt enthaupten ließ. Dies vermehrte die Aufregung des Volkes, die Hingerichteten wurden als Märtyrer gepriesen und Hieronymus selbst hing die Kreuzbulle des Papstes zwei unzüchtigen Dirnen auf die bloße Brust, führte sie durch

*) Supra ducenta volumina, pulcherrime conscripta, bullis aureis tegumentisque pretiosis ornata. Aen. Sylv. hist. Bohem cap. 35. p. 51.

die Straßen und verbrannte das Decret endlich am Pranger der Neustadt. Darüber wurden Hussens Gegner lauter als jemals, und als Johannes XXIII. hierauf den Bann über ihn und Hieronymus und das Interdict über den Ort ihres Aufenthalts sprach, gab Wenzel den Ersteren auf, dem er bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, aus Furcht vor dem Papst und vor Kirchenstrafen. Huß wurde genöthigt, Prag zu verlassen (1413), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammenkam, wollte er sich zu seiner Rechtfertigung freiwillig vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nicht viel Andres gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten, der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Siegmund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besonderen Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte. So kam Huß am 3. November 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Siegmund gab zwar seinen Gesandten Befehl, Hussens Befreiung zu verlangen, aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde die Lage des Gefangenen, als unterdeß Jakob von Mieß in Böhmen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten auszutheilen begann, und auch diese Neuerung zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten gezogen wurde. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sey, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus dadurch einen Vorzug vor den Laien bekam. Huß hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Siegmund nach Kostnitz gekommen, aber die Hoff-

nung, die Hussens Freunde auf ihn gesetzt hatten, verschwand bald, da er auf die Vorstellungen der Prälaten, daß er nicht befugt sey, einen Ketzer zu beschützen, erklärte, das Concilium könne gegen die der Häresie Bezüchtigten ungehindert verfahren. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Huß aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. bewirkten, daß Hussens Sache eine Zeitlang unbeachtet blieb, endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Huß wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider ihn angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich Peter von Ailly, der das Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortführer und entschiedener Feind Hussens zeigte. Es mischte sich hier eine wissenschaftliche Eifersucht und Parteiung ein, indem sich Huß, wie Wycliffe, zu den Ansichten der Realisten bekannte, Peter von Ailly dagegen so wie die meisten angesehenen Prälaten des Concils zur Schule der Nominalisten (Thl. V. S. 252.) gehörten. Obgleich nun Huß einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht, und die meisten genügend beantwortet hatte, wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sey, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Da er sich dessen aber muthig weigerte, versammelte sich am 6. Julius 1415 das Concil, um seine Verdammung auszusprechen. Es wurden zwei Urtheile verlesen; dem einen zufolge wurden Hussens sämmtliche Bücher dem Feuer übergeben; das zweite erklärte ihn selbst für einen hartnäckigen Ketzer und in die einem solchen gebührenden Strafen verfallen. Hierauf mußte sich der vor die Versammlung geführte Huß mit Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlichst entrissen werden könnten. Aber alle diese Schmach konnte die Standhaftigkeit des Märtyrers nicht erschüttern, und um sich im Glauben zu stärken, hielt er sich unaufhörlich das Beispiel des von seinen Feinden eben so gemißhandelten Erlösers vor, für dessen Lehre er in den Tod ging. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemalt waren, mit der Umschrift: dieser ist ein Erzketzer, sprach er: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

Hierauf übergab ihn das Concilium der weltlichen Macht, und König Siegmund trug dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter überliefert, daß er ihn verbrenne, und sodann auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen Einige, es zieme sich nicht, daß der verruchte Ketzer so sterbe, und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

Also bezeugte der redliche, fromme Huß die Wahrheit und Innigkeit seiner Ueberzeugung mit seinem Blute, daher er in der Reihe der großen Glaubenshelden glänzt, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben, es waren die, welche, wie er, das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Hussens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte*). Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbstsüchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sey, und daß der, durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Am 30. Mai 1416 starb auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, auf demselben Richtplatze den Feuertod, dem Urtheil des Conciliums gemäß, nach zwölfmonatlicher harter Gefangenschaft.

*) Menzel Geschichten der Deutschen, Bd. VIII. S. 185.

24. Der Hussitenkrieg.

(1419—1434.)

Mit solcher Ergebung, als der Meister die ungerechte Strafe erduldet, fügten sich seine Schüler in Böhmen nicht, sondern zündeten an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutende Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über die schmachvolle Hinrichtung eines geliebten und hochgeehrten Lehrers reizte sie zur Rache gegen Geistliche und Mönche, und da sich zu der religiösen Ueberzeugung und der Partei-Leidenschaft die Begierde, die gekränkte Nationalehre zu rächen, gesellte, so konnte es nicht an Beweggründen fehlen, die Mehrzahl des Volks zu entflammen. Der erste Ausbruch des allgemeinen Unwillens traf die Priester, welche den Kelch im Abendmahl verweigerten, weil das Concilium die Austheilung desselben ausdrücklich für ketzerisch erklärt hatte; sie wurden abgesetzt, gemißhandelt, ihre Klöster und Stifter geplündert. Die Böhmischen Stände erließen ein Schreiben an die Kirchenversammlung in den heftigsten Ausdrücken: „Ihr habt den Johann Huß, einen Prediger des Wortes, unüberführt, auf die lügenhafte Anklage seiner und des Reiches Böhmen Hauptfeinde schimpflich hingerichtet, zu unsres Vaterlandes ewiger Schmach. Wir betheuern öffentlich, daß jener Mann nie etwas gegen die Kirche gelehrt, und erklären Jeden, wes Standes er auch sey, der da behauptet, daß unser Volk von Ketzereien angesteckt wäre, für einen niederträchtigen Schurken, Verräther und selbst schändlichen Ketzer und des Teufels Kind, überlassen die Rache Gott, wollen aber unsere Prediger bis auf's Blut schützen." Zu gleicher Zeit beschloß der versammelte Landtag ein Bündniß aufzurichten, vorläufig auf sechs Jahr, daß Gottes Wort frei nach der Schrift gelehrt, und keinem Bannfluch in diesen Sachen Folge geleistet werden möge. König Wenzel gab seine Genehmigung. So blieb denn auch die Excommunication und die Androhung des Feuertodes für alle, die Hussens Sätze annehmen oder verbreiten würden, welche die Prälaten und Papst Martin V. zu Kostnitz aussprachen, ohne Wirkung. Am 30. Juli des Jahres 1419 hatten sich die Utraquisten die Kirche von St. Stephan in der Neustadt zu Prag mit Gewalt geöffnet und hier ihren Gottesdienst

gehalten. Wie sie zurückkehrten, blieben sie vor dem Rathhause stehen, und schickten hinauf, um den Bürgermeister und die Schöffen zu bitten, einige ihrer Partei, welche in Haft gehalten wurden, loszulassen. Ihr Begehr wurde zurückgewiesen, und als nun Steine aus den Fenstern herabflogen, und der den Kelch tragende Priester getroffen wurde, stellte sich Johann Ziska von Trocznow, hoch angesehen bei den Hussiten, an die Spitze der Wüthenden und stürmte das Rathhaus. Die Räthe wurden hinabgestürzt in die Spieße. Der Zorn über diesen Ausbruch einer schon zügellos gewordenen wilden Kraft wollte den König Wenzel aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber die Wuth zog ihm einen Schlagfluß zu, an dem er nach einigen Wochen (16. August) starb, wofern ihn nicht, wie andere Nachrichten sagen, seine Hussitisch gesinnten Hofleute erstickten. Sein Tod verwirrte den Zustand Böhmen's noch mehr und der Bürgerkrieg zwischen den Utraquisten und den Katholiken wüthete mit fürchterlicher Grausamkeit durch das ganze Reich.

König Siegmund war Wenzel's rechtmäßiger Nachfolger, aber die Hussiten haßten ihn als den Mörder ihres theuern Lehrers und als einen Deutschen. Er selbst hatte keine Vorstellung von der Stimmung der Gemüther in Böhmen und beging deshalb einen Fehlgriff nach dem andern. Milde zu gebrauchen und die Religionssachen der Kirche allein zu überlassen, verhinderte ihn seine Anhänglichkeit an das Concil, und um durch kräftige Maßregeln zu schrecken und zu siegen, fehlten ihm Entschlossenheit und ausreichende Mittel. Statt sogleich nach dem Heerde des Aufruhrs zu eilen, hielt er einen Landtag zu Brünn und begab sich dann nach Breslau, wo er einen angesehenen Hussiten aus Prag grausam hinrichten ließ, und dadurch den Haß der Böhmen noch höher steigerte. Indeß hätte Siegmund's Sache durch die Verschiedenheit der Ansichten und Zwecke, welche unter den Hussiten selbst herrschten, leicht großen Vorschub erhalten können. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (von einem Berge im Bechiner Kreise und einer daselbst angelegten Stadt, welche die Hussiten Tabor nannten), an deren Spitze Ziska stand. Zu den Ersteren gehörten viele angesehene Landherren, welche zwar Freunde der Hussitischen Lehre, aber doch dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren, und die zerstörende Wuth Ziska's und seines Haufens, der auf völlige Losreißung vom päpstlichen Stuhle und auf Vernichtung der ganzen geistlichen Gewalt drang, gern gehemmt gesehen hätten. Aber Siegmund wollte unklu-

ger Weise von den Bedingungen, welche ihm diese gemäßigte Partei vorlegte, nichts hören, sondern verlangte Niederlegung der Waffen. Dadurch nöthigte er Alles zur Einmüthigkeit. Der Papst ließ indeß das Kreuz gegen die Böhmen predigen, und Siegmund brachte hierdurch, so wie durch Zuzug der Deutschen Reichsfürsten und aus den Truppen seiner Erblande ein Heer von hunderttausend Kriegern zusammen, mit welchen er gegen Prag heranzog. Aber der fanatische, durch Geist und Kühnheit ausgezeichnete Führer der Taboriten leuchtete seinen wilden Schaaren durch eine bewunderungswürdige Kraft der Seele und durch schon früher erprobte kriegskundige Einsicht als ein furchtbarer Leitstern voran, und zwang den König in kurzer Zeit zum Rückzuge nach Kuttenberg (1420). Darnach zerfielen die Prager mit den Taboriten, welche nun nicht bloß gegen die Katholischen mit aller Wildheit slavischer Natur wütheten, sondern auch verheerende Züge gegen die Böhmischen Städte unternahmen, welche es nicht mit ihnen halten wollten. Ihre Prediger forderten sie auf, die Rache Christi an allen seinen Widersachern zu vollziehen, verflucht sey, wer sein Schwert vom Blut rein halte. Über fünfhundert Kirchen und Klöster wurden vernichtet. Zu Prachatitz ließ Ziska, der sich jetzt Johann vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten nannte, nachdem er die Mauern erstiegen, die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren, rings umher Stroh anhäufen und die Unglücklichen verbrennen. In Kommotau, das auch mit Sturm eingenommen wurde, schleppten die Taboritischen Weiber die Frauen, die Männer waren sämmtlich bei der Vertheidigung der Stadt umgekommen, in ein Gebäude, das sie in Flammen aufgehen ließen. Alle Städte bis auf die der wahren Gläubigen sollten vertilgt, alle Bücher, außer der Bibel, als Werke des Antichrists vernichtet, alle Gotteshäuser und Altäre, weil man sie zu den heiligen Handlungen nicht brauche, sollten niedergerissen werden und statt der Disciplin geistlicher Vorsteher sollte jeder gehalten seyn, alle Abweichungen vom göttlichen Gesetze, wo er sie sehe, zu verfolgen, und mit dem Tode zu bestrafen. Bei Angriffen von Außen her machten die Getrennten gemeinschaftliche Sache. Es war Siegmunden gelungen, die Fürsten zu einem abermaligen Reichszuge gegen die Böhmen zu vermögen, und Ende August 1421 erfolgte der Einbruch des Heeres. Es belagerte Saatz, doch bei dem Anzuge der Böhmischen Schaaren gingen die Deutschen eiligst zurück, theils aus Furcht, theils weil der König selbst

mit seinen Truppen noch nicht angekommen war. Erst im Winter erschien Siegmund mit einem zweiten nicht unbedeutenden Heere, erlitt aber am 6. Januar 1422 bei Deutsch-Brod eine Niederlage, der er selbst nur mit Mühe entrann. Ziska, der schon in früheren Zeiten ein Auge, und kurz vor diesem Treffen das andere eingebüßt hatte, war, auch völlig blind, als er von fremder Hand geleitet, sein Roß besteigen mußte, die Seele der Schaaren. Ein furchtbarer Schrecken ging vor ihm her; er war es, vor dem die Feinde bei Saatz und bei Deutsch-Brod die Flucht ergriffen hatten.

Indeß hatten die gemäßigten Hussiten, weil sie eben sowol dem Joche Siegmund's, als dem der wilden Taboriten entgehen wollten, die Böhmische Krone dem Könige von Polen, Wladislav Jagello, angeboten, und als dieser sie ausschlug, dem Bruder desselben, dem Großfürsten Alexander Witold von Litthauen. Der Großfürst wollte sich nun zwar gleichfalls auf die Annahme des gefährlichen Geschenks nicht einlassen, aber er sandte seinen Neffen Koributh, der den Pragern, welche unter einer gräulichen Pöbelherrschaft seufzten, wie ein rettender Engel erschien. Ziska erklärte sich indeß wider den Prinzen, und zog auf Prag los, es zu zerstören, weil, wie er sagte, es viel besser sey, mit Wenigen und Einträchtigen wider Siegmund zu streiten, als mit Vielen, die uneinig seyen. Nur durch Unterwerfung gelang es den Pragern, den furchtbaren Zorn des blinden Helden zu beschwichtigen, dessen Laufbahn indessen zu Ende ging. Als er im Verein mit den Ausgesöhnten gegen Mähren, wo Siegmund's Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, die Hussiten verdrängt hatte, ziehen wollte, starb er plötzlich (im October 1424) unter Weges, im Lager vor Przibislav. Stadt und Schloß wurden sogleich erstürmt und angezündet, zu Ziska's Leichenfeier, wie die Taboriten sagten *).

Durch seinen Tod lös'te sich die Einigkeit unter den Hussiten vollends auf. Die Taboriten zerfielen in zwei Haufen: der eine erkannte nach Ziska's letztem Willen Procop den Großen, der auch der Geschorene hieß, weil er vorher Mönch gewesen, als Führer an; der andere bestand aus den Wildesten aller Hussiten. Sie hauseten unter keinem Obdach, und nannten sich Waisen, als die ihren Vater verloren, und keinen für würdig achteten, ihn zu ersetzen. Doch überließen

*) Noch heut zu Tage wird der Platz seines Zeltes, in welchem er hier starb, nicht umgeackert. So lange dauert das scheue Entsetzen fort, das er in seinem Leben verbreitet hatte.

sie sich meistens der Führung eines andern Procop, des Kleinen, wie er genannt ward. Daneben bestanden noch die Parteien der Horebiten (so genannt von einem Berge Horeb, wo sie sich zuerst versammelt hatten) und die der Prager unter dem Prinzen Koributh, dessen sie jedoch bald überdrüssig wurden. Er ward eines geheimen Einverständnisses mit dem Papst beschuldigt, mußte der Regierung entsagen und nach Litthauen zurückkehren. Die Feindschaft, welche diese vier Parteien gegen einander hegten, wurde häufig durch verheerende Raubzüge unterbrochen und abgeleitet, welche die Hussiten von dieser Zeit an über ihre Grenzen hinaus unternahmen. Sie hielten sich dazu theils durch das Recht der Wiedervergeltung, und theils darum für befugt, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, welche nach Mosaischem Grundsatz ausgerottet werden müßten. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Oesterreich, Ungern, Sachsen, Meißen, Schlesien und Franken, ja bis nach Pommern drangen die Hussiten verheerend durch die Marken vor, verwüsteten Pomerellen und bestürmten Danzig. Aber sie vergaßen auch dann ihre Zwistigkeiten, wenn der Feind von Außen in ihr Land einfallen wollte, und der Schrecken, den ihre Waffen unter allen benachbarten Völkern verbreitet hatten, machte es ihnen leicht, diese Angriffe zu vereiteln. Die Deutschen versuchten es noch zweimal, mit zahlreichen, durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber in solchem Grade war die Furcht in die sonst kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß, wenn die Hussiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, die unordentlichste und schimpflichste Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427, und bei Tachau 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Siegmund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seyen, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die einzelnen Parteien zu gewinnen suchen müsse.

Das seit 1431 versammelte Baseler Concilium bot dazu die Hand, und ließ, trotz des päpstlichen Verbots, die Hussitischen Gottesgelehrten zum Religionsgespräche einladen. Johann Rockyczana, das Oberhaupt der Hussitischen Kirche, nebst dreien Geistlichen der Prager, Waisen, und Taboriten erschienen, geleitet von Procop dem Großen, der dreihundert wohlgerüstete Reiter führte. Das Religionsgespräch

führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Hussitischen Abgeordneten gingen unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien geschickt zu benutzen wußten, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zogen, und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche brachten, die ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt und die freie Predigt des göttlichen Wortes doch nur von solchen, welche die Oberen für tauglich anerkennen würden, erlaubte.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag, Compactaten genannt, und legten die Waffen nicht nieder, aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch-Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Procop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern und der Kern ihrer Kriegsleute blieben (1434). Siegmund ließ den Ständen zu diesem Erfolge Glück wünschen, und darauf anfragen, ob sie ihn jetzt als ihren König anerkennen wollten. Es geschah, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Bestätigung der Compactaten, Duldung des Hussitischen Gottesdienstes und eine Amnestie die vorzüglichsten waren, angenommen hatte. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der mit allgemeiner Freude gefeiert ward, aber die Herrlichkeit, welche Karl IV. geschaffen hatte, lag in Schutt und Trümmern.

---

25. Siegmund's Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hussitenkrieges kam der schon bejahrte Siegmund unerwartet auf den Gedanken, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, in dem Glauben, durch diesen neuen Glanz seiner Herrschaft auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen. Da er aber in Italien nicht wie die Hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern ohne allen Zuzug der Deutschen Fürsten, ohne Kriegsvolk aus seinen Erblanden, und wie sich ein Geschichtschreiber jener Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solches Auftreten gegen jene Zwecke gar sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen von dem, der den Titel ihres Oberhaupts führte, keine Kenntniß nahmen, ihm aber auch keine

Hindernisse in den Weg legten. In Mailand empfing er die Lombardische Krone und verweilte dann fast ein ganzes Jahr zu Siena, theils um Frieden zwischen Florenz und Lucca zu vermitteln, theils weil der Papst Eugen IV., Martin's Nachfolger, seine Hülfe zur Auflösung des Baseler Concils (Abschn. 26.) verlangte, und nur unter dieser Bedingung die Krönung vollziehen wollte. Indeß blieb Siegmund standhaft und der Papst mußte sich endlich entschließen, ihm am 31. Mai 1433 die Kaiserkrone aufzusetzen. Obgleich Siegmund nun fünf Kronen trug, so gingen darum doch die Angelegenheiten im Deutschen Reiche nicht besser, dessen Ansehen der Kaiser nach Außen eben so wenig als im Innern aufrecht erhalten konnte.

Das Arelatische Reich hatte von jeher in loser Abhängigkeit von den Römischen Kaisern gestanden, und schon zur Hohenstaufischen Zeit hatte die Losreißung einzelner Stände begonnen. Diese wurde beschleunigt, als die wichtigsten Landschaften: Provence (Th. V. S. 242.) und Burgund (Th. V. S. 315.) an Prinzen des Französischen Königshauses gekommen waren. Auch Vienne wurde auf diese Weise dem Reich entzogen. Die Beherrscher dieser Grafschaft, welche den Beinamen Delphine (Dauphins) führten, starben mit Humbert II. aus, welchen Philipp VI. von Frankreich durch Drohungen und Versprechungen bewogen hatte, dieses Land seinem Enkel Karl abzutreten (1350). Schon früher war die Grafschaft Burgund mit dem Französischen Herzogthum gleiches Namens vereinigt worden, und als die Linie der Herzoge im Jahre 1361 ausstarb, gab König Johann von Frankreich die gesammte Burgundische Ländermasse seinem vierten Sohn Philipp dem Kühnen. Das neu Burgundische Haus erhob sich auf diesen Anfängen bald zu einer bedeutenden Macht zwischen Frankreich und Deutschland, durch welche dem letzteren Reiche viele blühende und herrliche Provinzen entfremdet werden sollten. Philipp erwarb zuerst nach dem Tode des Grafen Ludwig II. von Flandern (Abschn. 36.), eines Urenkel Robert's, als Gemahl Margaretens, der einzigen Tochter desselben, Flandern und Artois (1384). Als Johanna, die Erbin von Brabant und Limburg und Wittwe Wenzel's von Luxemburg, eines Bruders Kaiser Karl IV., der keine Nachkommen hinterlassen hatte, im Jahre 1406 starb, fielen auch diese Herrschaften an das Burgundische Haus, und Philipp der Gute, Philipp's des Kühnen Enkel, bemächtigte sich endlich derselben, ohne den Kaiser Siegmund auch nur zu fragen, geschweige denn die Belehnung nachzusuchen. Aber er

griff noch weiter um sich. Im Jahre 1428 erkaufte er die Grafschaft Namür. Mit Wilhelm VI., einem Enkel Kaiser Ludwig's, war bereits 1417 der Mannstamm der Grafen von Holland aus dem Bairischen Hause erloschen (vgl. Th. V. S. 366.). Aus der Ehe mit Margarete von Burgund, Philipp des Kühnen Tante, hinterließ Wilhelm nur eine Tochter Jacobäa, und Philipp der Gute hatte mithin die Anwartschaft auf ihre reichen Gebiete, Holland, Hennegau, Seeland und Friesland. Jacobäa, eine Frau von ausgezeichneten Gaben und glänzender Schönheit, war außerdem verheirathet mit Johann, einem Vetter des Herzogs von Burgund, der damals Brabant besaß, aber sie wurde bald ihres trägen, schwachsinnigen und üppigen Genüssen ergebenen Gemahls überdrüssig, ging nach England und schloß hier mit dem Herzog Humphrey von Gloceſter, dem Bruder König Heinrich's V., eine neue Verbindung (1422). Herzog Philipp, der von dieser Ehe Alles zu befürchten hatte, zog seinem Vetter zu Hülfe, bemächtigte sich des ganzen Landes so wie Jacobäa's selbst, die von ihrem neuen Gemahl wegen der damaligen Verhältnisse England's und Burgund's nicht kräftig genug unterstützt werden konnte (vgl. unten Abschn. 37.), und hielt sie zu Gent gefangen. Aber sie entfloh in männlicher Kleidung nach Gouda im südlichen Holland, wo sie sich, obgleich auf einen kleinen Strich Landes beschränkt, drei Jahre lang muthig gegen den Herzog von Burgund und die übermächtige Partei der Burgundisch Gesinnten in ihrem eigenen Lande vertheidigte, bis sie im Jahre 1428, da Johann von Brabant inzwischen gestorben war, Philipp dem Guten alle ihre Besitzungen abtreten mußte, ohne daß der Kaiser es hinderte, obgleich er vorher ihre Länder für eröffnete Reichslehen erklärt hatte. Im Jahre 1434 erließ Siegmund endlich einen Fehdebrief gegen Philipp, und forderte die Stände zum Reichskriege auf; allein da er bald darauf in Böhmen und Ungern beschäftigt wurde, andrer Seits sich Niemand von den Fürsten einstellte, blieb dieser Schritt ohne alle Folgen.

Siegmund hatte eine hohe Gestalt und blondes herabwallendes Haar, so wie ein langer wohl gepflegter Bart verliehen seinem ausgezeichnet schönen Gesicht Ansehen und Würde. Die Gemüther wußte er durch anmuthiges Benehmen, durch Milde und Herablassung zu gewinnen. Seine nicht immer wohl angebrachte Freigebigkeit war so groß, daß sie einen bedeutenden Antheil an den Geldverlegenheiten hatte, in denen er sich fast immer befand, da der Glanz, mit dem er sich zu umgeben liebte, und die weitaussehenden Unternehmungen in

welche ihn die Herrschaft seiner verschiedenen Länder verwickelte, mit den Mitteln, die sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke darboten, in gar keinem Verhältnisse standen. Er besaß viele Bildung und Geist, und zog Leute von Kenntnissen sehr hervor. Ausschweifungen, wie sie bei den damals sehr verderbten Sitten häufig und gewöhnlich waren, sah er sich und Anderen mit großer Leichtigkeit nach. Das Gute wollte er redlich, aber bei allen glänzenden Gaben und löblichen Eigenschaften fehlte ihm jene wahre Größe und Stärke des Geistes, die sich in diesen verwirrten Zeiten des Reiches und der Kirche erfolgreich der Verhältnisse hätte bemächtigen können. Doch haben ihm die vielfachen Anstrengungen, durch welche er die Christenheit durch das Concilium von Kostnitz wieder vereinigte, einen dauernden Anspruch auf die Anerkennung der Nachwelt erworben. Er starb am 9. December 1437 zu Znaim in Mähren, ohne Nachkommen zu hinterlassen, und beschließt das Luxemburgische Geschlecht.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Siegmund veranlaßte Erwerbungen Deutscher Fürsten erwähnt werden. Seitdem Brandenburg von den Askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, hatte es seine äußere Macht und seinen Wohlstand großen Theils eingebüßt. Noch übler wurde der Zustand, als die Marken nach dem Tode Kaiser Karl's IV. an Siegmund fielen, der sie nur als Nebenländer betrachtete. Der Adel erhob sich ungestört und bedrängte Bürger und Bauern durch Mord und Gewaltthat. Auch die Nachbarn blieben nicht unthätig. Durch Kriege und Verschwendung immer geldbedürftig, verpfändete Siegmund schon im Jahre 1388 das ganze Land seinem Vetter, dem früher mehrfach erwähnten Markgrafen Jost von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich mit dem Raubadel zur Bedrückung und Plünderung der Städte vereinigten. Als nun Jost starb (1411), verpfändete Siegmund von Neuem die Mark an Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg (Th. V. S. 182.), einen klugen und tapfern Herrn, der sich mannichfache Verdienste um ihn erworben hatte. Nachdem die Schuldsumme hierauf bis zu viermal hunderttausend Goldgulden gestiegen war, überließ Siegmund diesem Fürsten die Mark Brandenburg mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415), und belehnte ihn zu Kostnitz feierlich damit. Es gelang Friedrichen, wiewol mit vieler Mühe, der unruhigen Großen, welche die Huldigung weigerten, Meister zu werden, und Frieden so wie eine bessere Ordnung der Dinge zurückzuführen.

So kam die Fränkische Linie der Hohenzollerschen Fürsten zum Besitze Brandenburg's, ein Ereigniß, welches in spätern Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschland's höchst folgenreich wirkte. Die zweite jener Veränderungen war die Vereinigung der Sächsischen Kur mit den Meißnischen Ländern, als die Sachsen-Wittenbergische Linie 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Siegmund ohne Rücksicht auf die Lauenburgischen und Anhaltischen Stammvettern das Wittenbergische Land mit der Kur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hussitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

26. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrich's III. Anfang.

Die weitaussehenden Hussitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gefaßten Beschlüsse über das wiederholte Zusammentreten allgemeiner Concilien endlich in Erfüllung gingen. Man überzeugte sich durch den Ausgang des letzten großen Kreuzzuges, daß Waffengewalt gegen die Kraft des Nationalgefühls, gegen die Tapferkeit der aufgeregten Volksmassen nichts vermöge, und glaubte diese Spaltung im Innern der Kirche so wie die zu Kostnitz unvollendet gebliebene Reformation derselben nur durch die Verhandlungen und Maßregeln einer neuen allgemeinen Versammlung beendigen zu können. So sah sich Martin V. durch den Andrang der Geistlichkeit, der Cardinäle und durch die Stimmen der Völker gezwungen, mit widerstrebendem Herzen auf den Frühling des Jahres 1431 ein Concilium zu Basel auszuschreiben. Als er noch vor Eröffnung desselben (20. Febr.) starb, mußte der neue Papst, Eugen IV., den Cardinälen einen förmlichen Eid leisten, der Synode ihren Fortgang zu lassen. Dennoch suchte er sich bald dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder aus einander zu gehen. Aber die Väter der Kirche befolgten dieses Gebot so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sey höher als der Papst, von Neuem aussprachen und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sey. Auf dieser Grundlage

schritten die Prälaten weiter vor. Sie forderten Eugen auf, sich in Person zu Basel einzufinden und die ausgesprochene Aufhebung des Conciliums zurückzunehmen, ja sie drohten ihrer Seits mit Suspension und Absetzung. Endlich bewegte die Furcht vor dem Schicksale Johann's XXIII. und die Noth, in welche er persönlich durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des Römischen Volks gerathen war, den Papst zur Nachgiebigkeit und zur Anerkennung der Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten. Sofort schritt die Synode zur Reformation der Kirche. Die Deutschen hatten das Uebergewicht gewonnen, und theilten ihre Erbitterung über das Verderbniß der Kirchenverwaltung auch den übrigen Nationen mit. Ohne die obere Leitung der kirchlichen Angelegenheiten dem Papste im Allgemeinen zu bestreiten, sollten doch seine Gewalt und seine Einkünfte geschmälert werden. Schon in der vorigen Periode sind die Eingriffe der Päpste bei der Besetzung geistlicher Stellen geschildert worden (vgl. Th. V. S. 225.). Im Laufe der Zeit wurde die Beeinträchtigung der zu den Wahlen Berechtigten ganz allgemein und systematisch durchgeführt. Nicht nur reservirte sich der heilige Stuhl die Vergebung aller Kirchenämter, deren Inhaber in Rom selbst starben; sondern Johann XXII. (S. 353.) befahl im Jahr 1317 durch eine Bulle, daß Jeder, der mehrere Stellen und Pfründen inne habe, was sehr häufig vorkam, diese bis auf eine herausgeben müsse; die dadurch erledigten Plätze werde der apostolische Stuhl für die Zukunft besetzen. Noch weiter ging Benedict XII. (1335) durch die Bestimmung, daß alle Würden, welche eine zur Römischen Curie gehörige Person inne gehabt, so wie diejenigen, welche durch Ab- oder Versetzung der Inhaber frei geworden wären, dem Papste zur Verleihung zuständen, ja während des Schisma erklärte man zuweilen alle Stellen für reservirt, und zu Rom wie zu Avignon konnten die Meistbietenden geistliche Aemter in öffentlicher Auction erstehen, so daß man es für eine Erleichterung ansah, als Papst Martin V. auf dem Kostnitzer Concilium erklärte, nur die Verleihung der Aemter in Anspruch nehmen zu wollen, welche alljährlich in acht bestimmten Monaten erledigt würden. Nicht geringer waren die Mißbräuche, welche die Päpste durch das erworbene Besteuerungsrecht der Kirche herbeigeführt hatten, besonders klagten die Geistlichen über die Annaten, ursprünglich eine geringe Abgabe für die Ordination, welche schon in sehr frühen Zeiten vorkommt. Aber der Römische Hof erhöhte dieselben bei den Bischöfen, welche von ihm die Weihe erhiel-

ten, nach und nach so, daß sie einem jährlichen Einkommen derselben gleich waren. Es war hier ebenfalls Johann XXII., welcher das jährliche Einkommen bei allen Ordinationen nach Rom einzuzahlen anordnete. Vorläufig sollte es zwar nur auf drei Jahre geschehen, wurde aber dann für immer beibehalten. Das Concilium beschloß die Herstellung der Wahlfreiheit für die Capitel, Stifter und Klöster, erklärte die Annaten für abgeschafft, und verordnete, daß selbst die Erzbischöfe das Pallium ohne irgend eine Abgabe aus Rom erhalten sollten. Auch die Appellationen an den Papst wurden beschränkt (1435).

So trat die Baseler Synode viel kräftiger und nachdrücklicher als die Kostnitzer gegen die päpstliche Oberherrschaft und Verwaltung auf. Und da ihre Vermittelung inzwischen auch die Hussitischen Unruhen ausgeglichen hatte, durfte man nun mit Recht noch Größeres erwarten. Aber eben deshalb kehrte Eugen IV. zu seiner feindlichen Stellung gegen die versammelten Prälaten zurück. Damals hatte sich der von den Türken auf's äußerste bedrängte Byzantinische Kaiser, Johann VI., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der Griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Oesterreich, Siegmund's Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). So wenig beneidenswerth schien der Besitz der Deutschen Krone, daß Albrecht sich gar nicht um sie beworben hatte, ja sogar anfangs Bedenken trug, sie anzunehmen. Auch blieb er während seiner kurzen Regierung fast nur mit den Angelegenheiten von Ungern und Böhmen beschäftigt, auf deren Thronen er dem verstorbenen Kaiser gleichfalls folgte, im letztern Lande jedoch nicht ohne Kampf mit einem von den Utraquisten aufgestellten Gegenkönige, dem Prinzen Kasimir von Polen. Wegen der kirchlichen Angelegenheiten, welche die Gemüther am mei-

sten beschäftigten, waren die Deutschen Stände in der größten Sorge, es möchte ein neues Schisma ausbrechen; sie erklärten daher auf einer Versammlung zu Mainz ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Synode, zugleich aber auch die Absicht, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität zu beobachten. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugen's, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadeus von Savoyen *), der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte, und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem unglücklichen Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb, noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Oesterreich geblieben, bis zur Auflösung des Deutschen Reiches in unseren Tagen. Die Kurfürsten wählten am 2. Februar 1440 einen Vetter Albrecht's, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Auch er entschied sich erst nach einer fast dreimonatlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vorzustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die er auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst auszuführen gedachte, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner drei und funfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern eine thatlose, fast stumpfe Gleichgültigkeit entgegen. Aus seiner behaglichen Ruhe ließ er sich schwer erwecken, und in seinen Lieblingsbeschäftigungen so ungern stören,

*) Kaiser Siegmund hatte auf das Verlangen eben dieses Amadeus die Grafschaft Savoyen zum Herzogthum erhoben.

daß er einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben gegen den Frost in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrscher würde den Zwist der Baseler Synode mit dem Papste Eugen benutzt haben, um der Deutschen Kirche die Erleichterung zu verschaffen, welche ihr die Decrete der erstern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günstlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der päpstlichen Curie zu wenden wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.). Er stammte aus einem alten Römischen Geschlecht, das im Gebiete von Siena ansässig war und bis auf unsere Tage fortbestanden hat. In seiner Jugend legte er sich eifrig auf das Studium der Dichtkunst und Beredtsamkeit, kam im Gefolge des Cardinal's Dominicus Capranita auf die Kirchenversammlung nach Basel, und vertheidigte hier mit feurigem Eifer die Sache der Kirchenfreiheit gegen den Papst. Seine Rednergabe erregte Aufsehen und man erwählte ihn zum Geheimschreiber des Concilium's. Auf einem Reichstage zu Frankfurt (1442) lernte ihn Friedrich kennen und nahm ihn in seine Dienste. In dieser Stellung änderte Aeneas seine Gesinnung, ergriff die Partei des Papstthums, und wurde eines der nützlichsten Werkzeuge desselben. Eugen, von Friedrich's Gesinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, seine beiden Hauptgegner, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der Römische König es ansah, wie von Rom aus in seinem Reiche geschaltet wurde, blieben die Kurfürsten nicht; sie schlossen zu Frankfurt im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß, wenn der Papst Eugen nicht die Baseler Decrete anerkennen und seine Neuerungen (darunter war die Absetzung der Kurfürsten verstanden) nicht zurücknehmen würde, sie von ihm abtreten und das Baseler Concilium als rechtmäßig ansehen wollten. Eugen, dem sie ihre Forderungen durch eine Gesandtschaft vortragen ließen, wurde von Aeneas Sylvius gewarnt, durch eine harte, zufahrende Antwort nicht sein Spiel zu verderben. Er gab daher ausweichenden Bescheid und versprach, die Deutsche Fürstenversammlung in Frankfurt zu beschicken. Im September wurden die Unterhandlungen eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle Italienische Künste an der Standhaftigkeit der Deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was Gewandtheit und List nicht vermochten, gelang endlich durch eine Geldsumme, die Aeneas zur rechten

Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, empfing mit drei anderen Mainzischen Räthen vier tausend Goldgulden, und verkaufte dafür die Freiheit und die Verbesserung der Deutschen Kirche. Durch ihn wurde der Erzbischof Dietrich von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den meisten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nachher (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier, wie es im Eingang der Urkunde heißt, mit Zustimmung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der Deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sey, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und als Felix seine Würde niedergelegt, und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, lös'te sich das Concilium völlig auf (1449), nachdem es achtzehn Jahr bei einander gewesen war.

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben. Indeß würde, wenn auch die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht, wenn auch eine wesentliche Beschränkung der oberen Gewalt erkämpft worden wäre, die große Sittenlosigkeit der Geistlichen dadurch nicht gehoben worden seyn, noch weniger aber würde der religiöse Zustand im Allgemeinen eine Verbesserung erfahren haben. Die Nothwendigkeit, das Christenthum aus seiner Erstarrung in äußeren Formen, aus seiner Entstellung durch überflüssige und falsche Dogmen, zur Lebendigkeit des Evangelischen Geistes, in das Innere des Gemüthes zurückzuführen, und die Verfassung der Kirche der Einfachheit jener ersten

Zeiten wenigstens wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, der in jenen wider die päpstliche Curie erbitterten Stimmführern nicht zum Bewußtseyn gekommen war. Reineren Gemüthern und tieferer Erkenntniß blieb es vorbehalten, ihn, ehe noch ein Jahrhundert verging, aufzufassen und in's Leben zu rufen, und der geistlichen Weltherrschaft Rom's die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche noch schlimmer als bisher mißhandeln zu dürfen glaubte.

---

27. Die Deutschen Städte.

Während der Herrschaft des Luxemburgischen Hauses hatte die Umwandlung Deutschland's zu einem Verein der Landesherren, denen die Reichsstädte allmählig gleichgestellt wurden, unter einem gewählten Oberhaupt von geringem Ansehen, die bedeutendsten Fortschritte gemacht. Bei dem Widerstande, welchen das Streben der Fürsten nach Erweiterung und Befestigung der Landeshoheit, bei den Herren und Rittern, die nicht gerade ihre Ministerialen waren, und den Gemeinden im Ganzen genommen fand, wäre es einem einsichtigen und kraftvollen Kaiser immer noch möglich gewesen, durch eine engere Verbindung sämmtlicher kleineren Stände unter einander und mit dem Reiche die Fürsten zu ihrer alten Stellung als erbliche Beamte des Kaisers, denen Lehnsherrlichkeit, Gerichtsbarkeit und städtische Vogtei, nicht aber die Herrschaft, außer in ihren eigentlichen Besitzungen, über die ihnen Untergebenen, zustände, herabzudrücken. So hätte sich zugleich eine Vereinigung aller Stände und Klassen der Nation zu einem organischen Ganzen herbeiführen lassen, und die Landesherren wären nicht die einzigen Reichsglieder geworden. Von Allem geschah das Gegentheil; nur im südwestlichen Deutschland gelang es der Reichsritterschaft durch größere Bündnisse in unmittelbarem Verhältniß mit dem Reiche zu bleiben. Indem Deutschland auf diese Weise bei der Trennung und Getheiltheit seiner Glieder und der Selbständigkeit der Fürsten gegen den Kaiser als ein Ganzes nichts mehr bedeutete, und sich fast Niemand darum kümmerte, daß die schlauen und mächtigen Nachbarn im Westen die Provinzen Burgundien's und der Niederlande stillschweigend an sich rissen, gerieth deswegen die Kraft der Nation

keineswegs in Verfall, nur ging sie in der Zersplitterung des Ganzen in sehr mannichfachen Richtungen auseinander. Besonders bieten die bedeutenderen Deutschen Städte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischen Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der feineren Glätte des Romanischen Wesens, auch die heftigen Leidenschaften fehlten, welche die Kämpfe Italien's mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt und List, welche dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maaße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherm Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb des städtischen Weichbildes fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den alten adligen Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, den Nachkommen der freien Männer und Grundbesitzer, aus welchen ursprünglich die Gemeinde bestanden hatte, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet, oft mit empörender Willkür behandelt wurden, und von allen Aemtern ausgeschlossen waren. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Patriciern mit aller Kraft, wie wir dies auch in den Italienischen Städten mehrfach bemerkt haben (o. S. 349.), und versuchten auf friedlichem Wege oder durch Gewalt sich eine Theilnahme am städtischen Regiment und einen Einfluß auf die Leitung der Angelegenheiten zu erkämpfen. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals noch nicht sehr bedeutend; vgl. Thl. V. S. 179.) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, ihre Absichten durchzusetzen, und die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger zu beschränken. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigne Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung auf die Eintheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegründet wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer solchen anschließen. Ein Beispiel der Ver-

fassungsänderung in diesem Sinne haben wir schon an Zürch gesehen (Th. V. S. 272.). In mehreren Städten blieb indeß trotz der den Zünften gemachten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, wie in Nürnberg, wo sich der Rath 1348 dazu verstehen mußte, die Vorsteher von acht bestimmten Zünften in den Rath zu nehmen. Aber diese wurden nur zu gewissen Zeiten, wo unbedeutende Gegenstände vorgetragen wurden, zur Sitzung berufen; das Innere der Verfassung lernten sie nicht kennen, und durften noch weniger darauf einwirken*). An anderen Orten wurden dagegen die Patricier ganz aus der Stadt vertrieben.

Der große Reichthum, zu welchem die Deutschen Städte damals gelangten, ging aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm zu jener Zeit ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die Deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinns. Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den Deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich in's Ausland geführt, und dieses dadurch nicht nur dem Handel, sondern auch der Gewerbsthätigkeit der Deutschen zinsbar gemacht. Dadurch erzeugte sich ein Wohlstand und eine Volksmenge in vielen Deutschen Städten, gegen welche ihr Zustand in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beschreibung von Deutschland verfaßt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der Deutschen Städte nicht genug preisen und erheben kann. Die Unsicherheit der Straßen, der scheinbare Mangel aller gesellschaftlichen Ordnung im Staate hemmte im Ganzen den Handel nicht. Die Städte fühlten sich kräftig genug, ihn zu beschützen. Der Adel war allerdings ungemein verwildert, und sah zum Theil einer großen Räuberbande nicht unähnlich, und die landesherrliche Macht, welche an die Stelle des ordnenden kaiserlichen Ansehns getreten seyn sollte und wollte, war gewöhnlich noch nicht im Stande, ihn zu bändigen. Es war nicht mehr jene Zeit, in welcher der Ritter wegen Rechtsverletzung seinem

*) Mannert Ueberblick von Nürnberg's Aufkeimen ꝛc. S. 65.

Gegner ehrlich absagte, sondern das Fehderecht war zum Faustrecht entartet. Aus dem Hinterhalt fiel der Adel mit seinen wilden Gefährten über die Wagen und Schiffe der Kaufleute her, und brach in die Landmarken der Städte, um die Weiler zu plündern und die Viehheerden wegzutreiben. Aber auf das Zeichen der Sturmglocke bewaffnen sich die Bürger und schaaren sich nach den Vierteln ihrer Stadt, oder nach den Zünften. Die Handwerker ziehen aus mit Armbrüsten oder Lanzen bewaffnet, die reicheren Waaren- und Geldhändler zu Pferd, endlich die Patricier, als Besitzer von Stamm- und Lehngütern der Ritterwürde fähig, in schwerer Rüstung, die berittenen Knechte hinter sich. Voran fliegt das Banner der Stadt, von den besten Jünglingen umgeben; die Mauern wurden erstiegen, die Burgen gebrochen und schlimm war das Loos der adeligen Räuber, wenn sie den Erbitterten in die Hände fielen, sie wurden wie gemeine Verbrecher behandelt, und mußten oft mit dem Leben büßen.

Reichte die Macht der einzelnen Städte nicht hin, ihren Handel in weiteren Umkreisen zu schützen, oder den Fürsten und der verbündeten Ritterschaft zu widerstehen, so traten sie in Einungen und Genossenschaften zusammen, von denen schon öfter die Rede gewesen ist. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten Wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird schwerlich genau beantwortet werden können. Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger Seestädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Land- und Seehandels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Damals war die Verbindung nur klein, und umfaßte durch dies ganze Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meist an der Ostsee gelegene Städte. Aber im vierzehnten Jahrhundert wuchs die Zahl der Theilnehmenden rasch, kleinere Handelsverbindungen schlossen sich an, die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus, und jetzt erst legte er sich den Namen Deutsche Hanse bei, der so viel als Handelsgilde bedeutet. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, und zählte mehr als siebenzig Mitglieder, es gehörten nicht mehr bloß Seestädte, sondern auch viele im Innern Norddeutschland's liegende Oerter dazu, wie Köln, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Berlin,

Kulm, Thorn u. a. m. Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder des Bundes unter einander, vor Allem aber die Aufrechthaltung und Bewahrung der in auswärtigen Ländern erlangten Handelsprivilegien waren die Hauptzwecke der Verbindung. Die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten übten die verbundenen Städte bald auf allgemeinen Hansetagen zu Lübeck, weil dieses, ungefähr in der Mitte der von Novgorod bis London, von Bergen bis Krakau zerstreuten Städte und Handelsniederlassungen gelegen, als Hauptort des Bundes betrachtet wurde; bald in Vereinigungen der Städte eines einzelnen Kreises oder Quartiers, wenn die Angelegenheiten nur diese in's Besondere betrafen. Die ganze Verbindung war nämlich in vier Quartiere getheilt: in das wendische, zu dem die meklenburgischen, pommerschen und märkischen Städte gehörten, in welchem Hamburg neben Lübeck bedeutenden Einfluß behauptete; in das preußisch-liefländische, dessen Mittelpunkt Danzig war, in das kölnische und endlich in das sächsische, unter dem Vorsitz von Braunschweig. Der Schauplatz des auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der Europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden überall bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, und genossen hier die größten Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den Nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse derselben wieder aus. Aus diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr eigner Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen weniger in Anschlag. Im Westen ging der Verkehr besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie große Handelscomtoire. In allen diesen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Kämpfen nahmen gewöhnlich nur die Seestädte; die im Lande gaben Beiträge und Steuern. Als sich die Macht Dänemark's

nach langen Zerwürfnissen unter Waldemar Atterdag wieder emporhob, und dieser König Oeland und Gothland, welche zu Schweden gehörten, eroberte, und Wisby, eine der wichtigsten Hansestädte (vgl. Thl. V S. 273.), nach einer hartnäckigen Vertheidigung, welche achtzehn hundert Bürgern das Leben kostete, einnahm, erklärte ihm der Städtebund den Krieg. Johann von Wyttenburg, Bürgermeister zu Lübeck, führte eine Flotte herbei, welche die beiden Inseln für Schweden wieder einnahm. Da die Hanseaten aber bei der Rückkehr einige Unfälle erlitten hatten, die man dem Befehlshaber Schuld gab, so wurde Wyttenburg auf dem Markte zu Lübeck enthauptet. In Norwegen, dessen Herrscher den Dänen Beistand leistete, wurden zweihundert Ortschaften verwüstet, die Küsten von Jütland, Seeland und Schonen wurden verheert, und im Jahre 1369 eroberten die Städte unter den Lübeckischen Rathsherren Everhard von More und Gottfried von Atterdorn Kopenhagen, Helsingör, Nyköping, Falsterbo und Ellholm, und befestigten sich in der Herrschaft des Sundes. So mußte Dänemark 1370 unter außerordentlich vortheilhaften Bedingungen für die Hanse Frieden schließen. Niemals hat später der Deutsche Handel einen solchen Umfang und solches Leben gehabt, niemals solche selbständige Kraft entwickelt, als zu jenen Zeiten, und wieviel unser Vaterland dadurch an Frische, Regsamkeit, Wohlstand und Bildung gewonnen, ist kaum hoch genug anzuschlagen.

Aber wenn auch die Geschichte von dem, was die Deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die Gothische genannt hat, aber die Deutsche nennen sollte, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von Deutschen Meistern ausgegangen ist, und Deutsche Meister auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der Germanisch-christlichen Richtung in der Kunst, und ist eben so wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keineswegs an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach seyn,

als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser Deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen der Gewölbe emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äusserst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, welche das Hauptgebäude umgeben u. s. w. Unter den Meistern jener Zeiten hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging *). Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in Verkünstelung und Ueberladung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwin's von Steinbach begonnen wurde. So weit dieses außerordentliche Werk vollendet ist, wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane daran fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der Freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören gleichfalls in die beste Zeit der Deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicherheit in der Ausführung und das große technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zur Bewunderung und Verehrung von Zeiten hingerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kann-

*) Görres, in den Heidelberger Jahrb. der Literat. 1824. No. 60.

ten, als für solche Zwecke*). Indeß wäre die Aufführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen die Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Uebereinstimmung ihrer Arbeiten möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der Deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche in Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten traten mit einander in Verbindung, die Straßburger blieb indeß die oberste. Erst im Jahre 1731 sind diese Hütten durch ein kaiserliches Edict aufgehoben worden**).

28. Die Fehmgerichte.

Wie die städtischen Verbindungen in Deutschland aus dem Mangel an Einheit und durchgreifender, gegen Gewalt und Willkür sichernder gesetzlicher Ordnung hervorgingen, so verdanken auch die Westphälischen Gerichte (auch heimliche oder Fehmgerichte genannt) denselben Ursachen die Gestalt und den Umfang, zu denen sie sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert entwickelten. Ihren Ursprung haben sie

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme.“

**) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derselben Freie Maurer, weil sie besondere Vorrechte und Freiheiten genossen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunstgenossen auch andere Männer von Ansehn und Kenntnissen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus diesen ist späterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entstanden.

in den uralten, allgemein gültigen Einrichtungen des Deutschen Gerichtswesens; wie aber mit diesen selbst mannichfache Veränderungen vorgegangen waren, so hatte sich um sie her Alles noch weit mehr verwandelt. Daher hatten selbst ihre Inhaber und Mitglieder die rechte Kunde von ihrer Geschichte verloren, den Zeitgenossen erschienen sie fremdartig und seltsam, und so haben sie den Dichtern und Romanschreibern späterer Zeiten einen Stoff dargeboten, den sie auf das abenteuerlichste ausschmückten.

Als sich in Deutschland nach der Zersplitterung der großen Herzogthümer die Landeshoheit ausbildete, suchten die Fürsten auch ihre Gerichtsbarkeit der noch bestehenden kaiserlichen gegenüber auf alle Weise auszudehnen. Sie errichteten in dieser Zeit Hofgerichte für den Ritterstand, verwiesen die Sachen anderer Personen an ihre Beamte, oder an die Stadtgerichte, und suchten die Landgerichte ganz aufzulösen, mit deren Vorsitz sie früher vom Kaiser belehnt worden waren (Th. V. S. 178.). In Westphalen, wo sich dem alten Character der Sachsen gemäß (Th. IV. S. 151.) die hergebrachten Einrichtungen weit zäher und haltbarer bewiesen, als in anderen Landschaften, erhielt sich auch von der kaiserlichen Gerichtsbarkeit ein bedeutender Ueberrest, und die Landeshoheit wurde hier später als in den übrigen Deutschen Territorien zu der Gewalt ausgebildet, welcher schöffenbar Freie, wie Ministerialen und Vogtleute in derselben Weise gehorchten. Die Freien blieben einem besondern Richter untergeordnet, der nicht als landesherrlicher, sondern als kaiserlicher Beamter ihrem Gerichte vorsaß. Er hieß Freigraf, sein Gerichtsbezirk eine Freigrafschaft. Die Landesherren betrachteten diese Gerichte wie alle anderen in ihren Territorien befindlichen als sich untergeordnet, ohne aber darum an der Sache und ihrem Wesen etwas ändern zu können. Die Freigrafen selbst hielten sich nur dem Erzbischof von Köln verpflichtet, weil auf diesen die herzogliche Gewalt in Sachsen übergegangen war (Th. V. S. 72.) und diese von jeher ein Aufsichtsrecht über die Grafschaftsgerichte begründet hatte. Da die Freigerichte ein Ueberbleibsel der uralten Germanischen und insbesondere der Sächsischen Gerichtsverfassung waren, wie sie durch Karl den Großen in Uebereinstimmung mit den Fränkischen Ländern umgestaltet worden war (Th. IV. S. 151. u. 154.), so hatte sich unter ihren Mitgliedern die dunkle Kenntniß erhalten, daß die Einrichtung derselben von jenem Kaiser herstamme. In so fern dies nun auf etwas Besonderes, sie vor

anderen Gerichten Auszeichnendes zielen sollte, war es ein Mißverständniß, denn die Freigerichte waren nichts als die ordentlichen Gaugerichte der alten Verfassung, welche späterhin Landgerichte genannt wurden (vgl Thl. IV. S. 41. Th. V. S. 178.). Aber schon im vierzehnten Jahrhundert nahm man sie für außerordentliche Institute, wie sie es auch in dieser Zeit allmählig geworden waren.

Es hatte sich nämlich neben ihren öffentlichen Sitzungen ein Verfahren anderer Art gebildet, zu welchem bloß diejenigen gelassen wurden, welche zu Schöffen des Gerichts aufgenommen worden waren. In dieser Beziehung hieß der Prozeß der Freigerichte die heimliche Acht, sie selbst Fehmgerichte. Außerdem entstand bei den Grafen und Schöffen, aus dem Verhältniß von kaiserlichen zu landesherrlichen, als niederen Gerichten, der Gedanke von einer sich über das ganze Reich erstreckenden Befugniß ihrer Gerichte, in so fern nämlich von den ordentlichen Höfen dem Kläger kein Recht gewährt ward; obschon die Freistühle ursprünglich nur für Westphalen da waren, oder vielmehr sich für diese Provinz (deren Boden in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen rothe Erde genannt wurde) allein erhalten hatten. Auch durfte es in späterer Zeit nur hier Freistühle geben. Demnach setzten sie sich den höchsten Reichsgerichten gleich, und steigerten das Gefühl ihrer Würde bis zu großem und keckem Uebermuth. Da im Mittelalter sich weder Kaiser noch Landesherr um Gesetzgebung und Gerichtsordnung bekümmerten, so bildete sich auch in den Freigerichten nach ächt Deutscher Weise Alles selbständig und eigenthümlich aus. Daher war auch die Beschaffenheit ihrer Einrichtungen im Ganzen so unbekannt, daß König Ruprecht im Jahre 1408 den Freigrafen eine Reihe von Fragen darüber vorlegte.

Vor den offenen Freigerichten wurde Alles verhandelt, was auch in den übrigen Landgerichten vorkam; was vor das Fehmgericht gehören sollte, stand nicht ganz fest. Als Karl der Große die Sachsen unterworfen hatte, schien ihm keine Gattung von Verbrechen der Aufsicht und Strafe bedürftiger, als die gegen das Christenthum begangenen, und es ist möglich, daß schon damals über Rückfall zum Heidenthum und Tödtung der Geistlichen in geschlossenem Gericht verfahren wurde, um dieses sicher zu stellen, so lange die Mehrzahl den alten Göttern treu blieb. Darum gehörte auch späterhin Alles, was die Gebote der Religion verletzte, vor das Fehmgericht, und seine Competenz wurde dann auch darauf ausgedehnt, was im Sinne des Mittelal-

ters wider die Ehre stritt, also auf alle Criminalsachen, alle Angriffe auf Leib und Leben, alle Verbrechen, die nach gemeinem Rechte todeswürdig waren. Aber auch Klagen anderer Art wurden angenommen, wenn der Angeschuldigte sich weigerte, sich vor seinen ordentlichen Richter zu stellen. Und so wurde es den Fehmgerichten leicht, fast in jeder Anklage Gegenstände ihrer Befugniß zu finden.

Wenn in der heimlichen Acht gesprochen ward, so bestand das Gericht nur aus dem Freigrafen, als dem Richter, und den Freischöffen, als den Urtheilsprechern. Das Alterthümliche und Feierliche der Formen mit ihren eigenthümlichen, herkömmlichen Redeweisen gab dem Verfahren etwas Erhabenes und Ehrfurchtgebietendes. Das Gericht hieß das heimliche zunächst von dem alten Unterschied zwischen dem ächten ungebotenen Ding oder Gericht, zu welchem sich alle Gerichtspflichtige der Grafschaft (Th. IV. S. 154.) regelmäßig versammelten, und dem besonderen, geschlossenen (in der alten Sprache, heimlichen), zu welchem der Richter in besonderen Fällen die Genossen berief. Es hielt seine Sitzungen an den alten Malplätzen (Th. IV. S. 31.), unter freiem Himmel, keineswegs an verborgenen, unzugänglichen Orten oder in düsteren Gewölben *). Die Freischöffen hießen von Alters her die Wissenden, weil sie das Urtheil wiesen, späterhin auch weil sie allein die Einrichtung der heimlichen Acht kannten.

Wenn die Anklage gemacht war, so ließ der Richter durch die Schöffen und Genossen entscheiden, ob die Sache Fehmwroge sey (d. h. vor das heimliche Gericht gehöre). Wenn dies erklärt ward, so erfolgte die Ladung, im Fall es nöthig war, wiederholt, in bestimmten Zwischenfristen. Erschien der Angeklagte nicht, so wurde er verurtheilt, sobald der Kläger die Anklage mit sechs Eidhelfern, die aber alle Freischöffen seyn mußten, beschwor. Stellte sich aber der Angeklagte und gestand das Verbrechen, so wurde die Strafe (bei eigentlichen Fehmwrogen der Tod) vollzogen. Läugnete er, so konnte er sich durch einen Eid reinigen, zu dem aber, wenn der Kläger mit zwei oder danach mit vierzehn Eidhelfern dagegen schwur, ein und zwanzig Eidhelfer gehörten, welches dann das höchste Zeugniß der Unschuld war, und die Lossprechung zur unmittelbaren Folge hatte. Gegen Unwissende fand anfangs nur das heimliche Verfahren statt, wenn sie sich nicht vor das offene Gericht stellten; erst später wurde eine un-

*) Wigand, das Femgericht Westphalens S. 369.

mittelbare Ladung vor die Fehme eingeführt, falls die ordentlichen Gerichte nicht einschritten. Die ausgesprochene Verurtheilung hieß Verfehmung, und war der Oberacht gleich, d. h. der Verfehmte war im Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers; nur die Vollstreckung fehlte. Trafen Freischöffen, deren aber mindestens drei seyn mußten, einen Solchen, so henkten sie ihn an den nächsten Baum, nahmen ihm aber nichts, und steckten ein Messer neben ihn, als Merkmal, daß er von der Fehme gerichtet sey. Dasselbe geschah, wenn drei oder mehr Freischöffen einen todeswürdigen Verbrecher auf der That ertappten.

Das stärkere Hervortreten der Fehme in den Freigerichten, die Ausdehnung ihrer richterlichen Befugnisse beginnt etwa um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, als in Deutschland Gewaltthat, Fehde und Selbsthülfe überhand nahmen. Ueber den Mächtigen hatte der Richter nicht Gewalt, und der gemeine Verbrecher floh, und fand bei der großen Zersplitterung Deutschland's irgendwo gewiß Sicherheit. Da also fast Niemand mehr durch Klagen zu seinem Rechte kam, da die öffentliche Acht nicht zu vollstrecken war, empfanden die Freischöffen das Bedürfniß, dieselbe zu verstärken, sie sprachen deshalb über den Verbrecher noch die heimliche Acht und sicherten deren Vollziehung durch die eigene Faust. Auf diesen Grundlagen breitet sich die Fehme noch weiter aus. Ueberall entstanden damals jene Vereine, um die zu gänzlicher Nichtigkeit herabgesunkene Staatsgewalt in gewissen Kreisen zu ersetzen. So bildete sich denn auch aus den Freischöffen ein Bund, zunächst, um in Westphalen ihre Gerichte zu Landesfriedensgerichten zu erheben und durch sie Ruhe und Sicherheit zu befördern. Die in vielem Betracht heilsamen Folgen dieser Thätigkeit, der Ruhm ihrer Erfahrung, Tüchtigkeit und Weisheit, das Ansehn, welches ihnen ihr strenges Festhalten an alterthümlichen Formen gab, machten, daß man sich aus ganz Deutschland an sie wandte, und hieraus entwickelte sich dann auf natürliche Weise, daß auch die Glieder der Fehmgerichte nicht mehr bloß aus Westphalen bestanden, sondern daß man, um die Genossenschaft zu stärken und zu erhalten, aus allen Gegenden Deutschland's freie Männer als Freischöffen aufnahm. Doch konnten fortwährend nur in Westphalen Versammlungen des Gerichts gehalten, und nur dort Freischöffen ernannt werden. Alle Hörige waren ausgeschlossen, ebenso Geistliche, Weiber und Juden. Gegen solche wurden anfangs auch keine Klagen angenommen, bis der Bund auch über Ungenossen zu richten anfing.

Mit diesem erweiterten Umfang und diesem Ansehn steigerte sich auch der Begriff, den die Freigrafen von den Befugnissen ihrer Gerichtsbarkeit hatten, immer höher. Selbst den Kaiser erkannten sie nur dann als den höchsten Richter an, wenn er nach Westphalen zu den alten Malstätten der Freistühle kam, und war der Kaiser nichtwissend, so trotzten auch ihm die Freigrafen. In der Zeit der Blüthe des Bundes waren Fürsten, und vielleicht die Mehrzahl der ritterlichen Männer Freischöffen, und keine bedeutende Stadt war, in deren Rath nicht Einige gesessen hätten. Selbst König Siegmund ließ sich 1429 zu Dortmund feierlich unter die Wissenden aufnehmen. Der Große, der dem Kaiser trotzte, war verloren, wenn der Bund sich wider ihn erhob. Schon vor das Freigericht geladen zu werden, galt für einen Schimpf, weil die Anklage als das halb erwiesene Verbrechen erschien. Jeder Freischöffe war verpflichtet, alle ihm bekannten Handlungen anzuzeigen, welche zur Fehmwroge gehörten. Die Vollziehung des gesprochenen Urtheils herbeizuführen, wurden die entschiedensten Maßregeln ergriffen. Den mit derselben Beauftragten band der strengste Eid, den Verfehmten zu verfolgen und zu vernichten. Jeder Freischöffe, der beim Bundeszeichen zu Hülfe gerufen ward, und wenn es seinen eignen Vater, Sohn oder Bruder galt, mußte Beistand leisten. Wer sich des Verfehmten annahm, theilte sein Schicksal, ja selbst wer ihn mit Worten oder Zeichen warnte, war verloren. Nicht weniger furchtbar machte den Bund die Verpflichtung der Freischöffen, jeden auf der That ertappten Verbrecher sogleich zu richten, und der Frevler erbebte vor dem Gedanken, vielleicht, ohne daß er es wußte, von den Rächern der Fehme umgeben zu seyn. Darum drohte aber auch diesen, ja sogar ihren Gerichtsversammlungen manche Gefahr von wilder, roher Gewalt, und so mußte denn das Gericht seiner eignen Sicherheit wegen noch in einem andern Sinne ein geheimes werden, und seine Sitzungen gänzlich abschließen, mit unerbittlicher Strenge gegen den, der sich dennoch an den Versammlungsort wagte. Damit der Verurtheilte nicht im voraus Vertheidigungsmittel ergreifen könne, blieb auch das Urtheil, welches die Verfehmung aussprach, in späteren Zeiten geheim, und die Freischöffen hatten gewisse Zeichen und Symbole, an denen sie sich gegenseitig erkannten.

Ein so mächtiger und einflußreicher Bund mußte nothwendig einerseits die höchste Eifersucht wider sich erregen, und andrerseits konnte es nicht fehlen, daß er durch Willkür und Uebermuth Grund zu gerechten

Klagen gab. Unter der so großen Menge von Freischöffen mußten sich Manche finden, die des Bundes unwürdig waren, die Gewalt desselben frevelhaft mißbrauchten, und sich seines guten Zweckes als Deckmantel für die Befriedigung persönlichen Hasses bedienten. Und schon in dem heimlichen Gerichtsverfahren selbst, welches den Beklagten beim Nichterscheinen ungehört verdammte, und den Namen des Klägers in der Vorladung ausließ, nicht Wissende ohne vorhergegangene Mahnung vor das offene Gericht verfehmte, und das Verfahren auch öfters, wenn sich der Angeschuldigte vor seinem eigentlichen Gerichtshof einfand, nicht einstellte, lagen große Uebelstände, die zu immer weiterem Mißbrauch führten; und wenn es heilsam war, daß die Schlechten bebten, so kann man auch glauben, daß ganz Deutschland vor einem Bunde von vielleicht hunderttausend Gliedern als eben so vielen Henkern zittern mußte*), deren Jeder verpflichtet war, den Angeklagten und Unvertheidigten hinzurichten. Dazu kam, daß dem Bunde Vieles von dem Hasse der ihm feindlichen Territorialherren ohne Grund aufgebürdet worden ist, wodurch er in dem schwarzen Lichte erschien, in welchem ihn noch heut zu Tage Viele sehen. Schon im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts beginnen die Beschwerden der Deutschen Stände über die Fehmgerichte, und steigern sich um die Mitte desselben immer höher. Die Freistühle sahen selbst ein, daß Reformationen nöthig seyen, aber nachdem die Blüthe des Bundes einmal vorüber war, wollten sie nicht recht gedeihen. Durch die große Veränderung der ganzen Denk- und Handlungsweise der neuern Zeit, durch die Umgestaltung des Gerichtswesens in Deutschland zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts und die völlige Befestigung der Landeshoheit ging die Wirksamkeit der Fehmgerichte allmählig zu Grunde, ohne daß sie durch ein Reichsgesetz aufgehoben worden wäre; ja in Westphalen währten die Freistühle zum Theil bis in's achtzehnte Jahrhundert fort, aber freilich in einer Gestalt, die auch dem Schatten ihres ehemaligen Ansehns nicht verglichen werden konnte, als gewöhnliche Polizei- und Rügegerichte.

---

29. Bürgerkrieg in der Schweiz.

Oesterreich's Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu seyn, war durch die oben (S. 31.) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog

*) Möser, patriotische Phantasien, Th. IV. S. 197.

Friedrich's an der Flucht des Papstes Johann XXIII. fast ganz vernichtet worden. Nur die Städte Winterthur, Rappersweil und Dießenhofen nebst dem Thurgau blieben den Habsburgern. Aber einige Jahrzehende nachher eröffnete sich ihnen eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlornen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach, denn die Kräfte, welche bisher allen Angriffen von Außen unbezwinglich gewesen waren, fingen an, sich gegen einander selbst zu kehren. So stark traten nämlich schon bei den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht hervor, daß es zu einem Bürgerkriege kam. Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Tokenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürch, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf, dasselbe geschah von Schwyz und Glarus. Die beiden letzteren hatten die Zustimmung der übrigen Kantone erhalten, und so entstand ein Bund gegen Zürch, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürch unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Darüber auf's höchste unwillig, vergaßen die Zürcher in ihrer Leidenschaft der alten Gefahren, und wandten sich an den Deutschen König Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde freuete, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die oberen Lande, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte zu Kostnitz den Abgeordneten der Schweizer, daß er als Deutscher König ihre Rechte und Freiheiten nicht bestätigen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe (vergl. S. 31.). Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürch von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Oesterreich's Abzeichen, weheten von Zürchischen Helmen, und die rothen Oesterreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten Oesterreichische und Zürchische Schaaren.

Der Krieg brach von Neuem aus, mit einer Erbitterung, die sich jeden Gräuel verstattete. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürch (22. Julius 1443). Die Bürger eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen jenseits des Flusses Sil. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Reding's Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinten den

Feinden anzuschließen. Die Schlacht begann; schon wichen einige Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches Geschrei: „fliehe, Zürch, fliehe wer kann!" Schon entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Silbrücke, der einzigen Straße ihres Rückzuges, zustürzten, und da sie diese nunmehr erkannten, so wurde ihr Schrecken durch die Besorgniß, daß jene die Brücke eher erreichen würden, noch größer und faßte das ganze Heer. Alles wendete den Rücken und drängte sich im Wettlauf dem Flusse zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordart stellte er sich mitten auf die Silbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!" Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber, er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes erdröhnte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertesten Helden Rom's und Griechenland's an die Seite gesetzt zu werden. Ueber seinen Leichnam drangen ungehindert die Feinde mit den Fliehenden in Zürch ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Draußen wütheten die Eidgenossen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen sitzend.

Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Kaiser Friedrich, da er aus Oesterreich keine Hülfe senden konnte, an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort unter dem Namen Armagnacs dienenden Söldnerschaaren (unten Abschn. 36.) als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürch nach dem Kampfe im Silfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn dringend um die versprochene Hülfe; die oberländische Ritterschaft ließ sich aber eben so wenig als die Städte zum Kampfe gegen die Eidgenossen bringen und so blieb Friedrich nichts übrig, als sein Begehren bei dem Französischen Könige Karl VII. zu wiederholen. Dieser, der in seinem Kriege mit den Engländern selbst eben einen Waffenstillstand geschlossen hatte, und jener Söldner gern los seyn wollte, erfüllte die Bitte des Kaisers mit solcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, statt der geforderten fünftausend Armagnacs, vierzigtausend zusandte. Der Dauphin Ludwig selbst führte sie an, und rückte

nach Basel vor, um Zürch zu entsetzen. Gegen ihn zog eine Schaar von sechzehnhundert tapferen Eidgenossen, und beschloß, unbekümmert um die außerordentliche Uebermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs, im Angesicht von Basel. Die Hälfte des feindlichen Heeres, die sich diesseits der Birs befand, wurde im wüthenden Anlauf über den Fluß zurückgedrängt. Aber der glückliche Erfolg machte die Schweizer tollkühn. Vergebens suchten sie ihre Hauptleute zu halten, stürmisch setzten sie vor der Mündung des feindlichen Geschützes, im Angesicht der zahlreichen Schaaren über das Wasser (26. Aug. 1444). Ehe sie sich am andern Ufer ordnen konnten, zersprengte sie der gewaltige Angriff der schweren Reiterei; viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten sich des Siechenhauses bei St. Jakob, nicht um sich dort zu retten, sondern durch einen hartnäckigen, zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer solchen Tapferkeit, die seinem Heere achttausend der tapfersten Mitstreiter gekostet hatte, schloß Friede mit den Eidgenossen *), die unterdeß die Belagerung von Zürch aufgehoben hatten. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die Deutschen Grenzländer, indem die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Straßburg, zeigten, und die Erklärung der Stände, daß sie sich jetzt des Krieges annehmen wollten, aber nicht nur um die Schweizer anzugreifen, sondern auch um die Franzosen zurückzutreiben, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

Gegen die Eidgenossen führten darauf die benachbarten Fürsten, denen sich der Ritterbund von St. Georg anschloß, einige Truppen herbei und es entstand ein erbitterter Verheerungskrieg auf der ganzen Grenze, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446) den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürch trat von seinem Bund mit Oesterreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig seyn könne.

*) Bald entstand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, sagt ein Schweizerischer Schriftsteller, der schädliche Einfluß Französischer Thaler und Sitten.

30. Anfang des großen Kampfes zwischen Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

Wir haben die Geschichte dieser beiden Länder im vorigen Bande bei dem Tode Karl's IV. (S. 334.) und dem unglücklichen Ausgange Eduard's II. (S. 346.) abgebrochen, und erzählen sie nun, indem wir dahin zurückkehren, vereinigt, da langwierige, mit wenigen Unterbrechungen über ein Jahrhundert dauernde Kämpfe beide Völker in stete Berührung brachten. Mit Karl IV. erlosch die männliche Nachkommenschaft Philipp's des Schönen, und nun behauptete Eduard III. von England, daß ihm, als dem Sohne einer Tochter jenes Königs (Th. V. S. 341.), der Französische Thron zunächst gebühre. Allein der Widerwille des Französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich wieder auf das Salische Gesetz berief, welches angeblich schon bei der Nachfolge Philipp's V. zur Anwendung gekommen war, und das den Weibern das Recht auf die Krone absprechen sollte. Daher bestieg der Sohn des Grafen Karl von Valois (Th. V. S. 319.), ein Neffe Philipp's des Schönen, Philipp VI., nach dem Ausspruche der Französischen Stände den Thron (1328). Die Ansprüche Johanna's, der Tochter Ludwig's X. (Th. V. S. 334.), fand er durch das Königreich Navarra ab, und Eduard erkannte ihn sogar durch die Huldigung, die er für Guienne leistete, förmlich an. Aber er war zu ehrgeizig, um die Hoffnung einer Verbindung beider Kronen auf seinem Haupte aufzugeben. Er hielt sich nur so lange ruhig, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte, und beide Nebenbuhler waren indeß auf anderen Schauplätzen beschäftigt.

Wie in den Italienischen und Deutschen Städten, so gab es auch in den Flandrischen einen unruhigen, freiheitsliebenden Handwerkerstand, der bereits fast überall gesiegt hatte und das Regiment in den Gemeinden führte. Ohne Einfluß und Ansehen war Graf Ludwig, der Nachfolger Robert's (Th. V. S. 333); der städtische wie der Landadel wurde von den Bürgern angegriffen, überwältigt und grausam verfolgt. Ludwig wandte sich an den neuen König von Frankreich als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe. Mit einem ansehnlichen Heere brach Philipp 1328 auf, um den alten Schimpf seines Hauses zu rächen, und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volks zu bändigen. Er drang in Flandern ein, und kam bis nach Cassel. Die Bürger ließen ihre Ge-

werbe liegen, ergriffen muthig die Waffen und gingen ihm entgegen. An ihrer Spitze stand Zannekin, ein Fischhändler aus Brügge, der sich selbst mit Lebensgefahr in das feindliche Lager schlich und auskundschaftete, wie leicht das Französische Heer zu überfallen sey, weil Nachmittags Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos ruhte. Am 23. August rückten die ritterlichen Schaaren zum Gefecht aus, da aber die Flanderer nicht in die Ebene herabkamen, gingen sie zurück in dem Wahne, daß die Bürger ihre feste Stellung nicht zu verlassen wagten. Drei Stunden nach dem Essen brachen aber die Letzteren plötzlich auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie der König selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ sie selbst unter der Last ihrer eignen Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlgeordneten Theil des Französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben, und wurden völlig geschlagen. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgte die Hinrichtung vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab.

Der König von England erneuerte etwas später den Plan seines Großvaters gegen Schottland, von dessen Ausführung sein Vater hatte abstehen müssen, und der von Mortimer unrühmlich ganz aufgegeben worden war. Schottland's Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackre und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Vormundschaft eines schwachen und unerfahrnen Mannes, des Grafen Randolf von Moray stand. Diese Lage der Dinge schien denjenigen Engländern, welche während der Herrschaft ihres Volkes Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, günstig, sich ihr Recht zu verschaffen. Sie erweckten in Eduard Baliol, dem Sohne jenes Johann Baliol, dem Eduard I. die Krone von Schottland geraubt hatte (Thl. V. S. 337.), den Gedanken, seine Ansprüche geltend zu machen, und boten ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch ohne Theilnahme (wenigstens ohne öffentliche) des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, überwältigte den Widerstand, der ihm von der Regentschaft gelei-

stet ward, und machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des Schottischen Adels auch anerkannt ward. In dem kurzen Zeitraum von sieben Wochen hatte er sich auf den Thron geschwungen, aber er sollte ihn auch nicht länger als drei Monate besitzen. Nur wenige, aber kräftige Freunde hatte die vorige Regierung behalten. Sie rüsteten sich zum Kampfe, schickten den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduard's III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzten mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliol's. Er ward von ihnen bei Annan geschlagen, und rettete kaum Freiheit und Leben. Als ein hülfloser Flüchtling kam er nach England, um die einmal gefaßten Hoffnungen mit Eduard's Hülfe zu retten, und diese Unterstützung mit Abtretung des südlichen Schottland's und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft England's zu erkaufen. Nunmehr nahm Eduard auch keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliol's alle Grenzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt. Eduard zog auch bald heran (1333), schlug ein Schottisches Heer, gewann Berwick, und setzte Baliol von Neuem auf den Schottischen Thron, aber er mußte nach seiner Rückkehr, eben so wie sein Großvater, erfahren, daß die Kraft der Schotten sich zwar beugen aber nicht brechen lasse. Das Englische Heer hatte das Land kaum verlassen, als sie sich erhoben und das verhaßte Joch abschüttelten. Eduard brachte sie noch zweimal durch Einfälle in ihr Land zum Gehorsam, aber jedesmal nur auf so lange, als er mit seinem Heere verweilte; und ihr Muth zum Widerstande wuchs, als der Krieg zwischen England und Frankreich sich seinem Ausbruche näherte

Bei der Stimmung zwischen den beiden Völkern und Regierungen konnte es an Veranlassungen dazu nicht fehlen. Philipp klagte, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der, in einen Streit um den Besitz dieser Grafschaft verwikkelt, falsche Urkunden vorgebracht hatte, und deswegen durch einen Urtheilsspruch Philipp's in die Acht erklärt worden war. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp nicht allein dem zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt habe. In der That sah Philipp wohl ein, wie nützlich ihm dieser Krieg auf der Insel seyn konnte, aber

Eduard, um sich einen ähnlichen Vortheil zu verschaffen, weckte auch seinerseits den Unmuth der Flanderer, die aus ihrer Bestürzung allmählig wieder erwacht waren. Flandern bezog damals fast alle Wolle für seine Webereien aus England. Hörte diese Zufuhr auf, so waren Tausende von Wollarbeitern in allen Flandrischen Städten außer Nahrung. Als Eduard nun Miene machte, diesen Handel zu hindern, schlossen die Genter ohne Rücksicht auf den Grafen einen Vertrag mit England. An ihrer Spitze stand damals Jakob von Artevelde, ein reicher Brauherr, der bald zu größerem Ansehen im Lande gelangte als der Graf; ja der Letztere wurde endlich, da er sich dem Bündniß mit England widersetzte, vertrieben und suchte zum zweiten Male eine Zuflucht bei Philipp VI. Dadurch wuchs Eduard's Partei in den Niederlanden ungemein. Auch als Schwiegersohn Wilhelm's, Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland besaß er (Th. V. S. 345.) hier großen Einfluß, und sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen gerechte Feindschaft gegen den Französischen Hof wir aus der Deutschen Geschichte kennen (Th. V. S. 357 und 365.), ernannte ihn zum Statthalter des Reiches in Niederlothringen. Eduard hielt sich auf diese Weise zum Kriege gegen Frankreich hinlänglich gerüstet, widerrief seine Anerkennung Philipp's und die demselben geleistete Huldigung, nannte sich selbst König von Frankreich und brach 1339 in das Land, welches er in Anspruch nahm, ein, um es zu erobern. Obgleich beide Heere sich ziemlich nahe kamen, so wußte Philipp doch eine Schlacht zu vermeiden, deren ungewissem Ausgang er sein Schicksal nicht anheimstellen wollte. Um für das folgende Jahr einem ähnlichen Einfall der Engländer in seine Staaten vorzubeugen, ließ er im Frühling eine zahlreiche Flotte in dem Hafen von Sluys zusammenbringen, welche Eduard's Ueberfahrt hindern sollte. Aber dieser griff am 24. Junius 1340 mit weit geringeren Streitkräften die Französischen Schiffe auf der Höhe jenes Hafens an und erfocht, vornehmlich durch das sichere Geschoß seiner trefflichen Bogenschützen, einen der glorreichsten Seesiege, deren die Geschichte gedenkt. Der Verlust des Feindes soll gegen 30,000 Mann betragen haben. Nicht so glänzend waren die Erfolge auf dem Festland. Philipp wich wiederum jeder Entscheidung aus, und Eduard konnte Tournay nicht erobern, worauf er sich, als seine Geldmittel erschöpft waren, zu einem Waffenstillstand bequemte, den Johanna von Valois, Eduard's Schwiegermutter und Philipp's Schwester, vermittelte.

Die Muße, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während der Feldzüge in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit Französischer Hülfe die Engländer und Eduard Baliol wieder vertrieben hatten. Aber der Krieg, den er hier begann, hatte so wenigen Erfolg, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar wieder an, indem sich beide Fürsten in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in der Bretagne mischten.

Im Jahr 1341 starb der Herzog von Bretagne Johann III., ohne Kinder zu hinterlassen. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung der Barone des Landes seiner an den Grafen Karl von Blois, Philipp's Neffen, vermählten Bruderstochter, mit Zustimmung des Königs von Frankreich, als Oberlehnsherrn, die Nachfolge zugesprochen. Aber nach seinem Tode setzte sich ein jüngerer Bruder, Johann von Montfort*), in den Besitz der vornehmsten festen Plätze, und ging nach England, um sich dort, indem er Eduarden als dem rechtmäßigen Könige von Frankreich huldigte, in dem bevorstehenden Kampfe einen kräftigen Beistand zu verschaffen. Doch, ehe von dorther Truppen anlangen konnten, war Karl von Blois mit Französischem Kriegsvolk in Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert, und in seine Gewalt bekommen **). Aber die muthige Gemahlin des Gefangenen, Johanna, vertheidigte sich mit männlicher Kraft und großem Geschick gegen die Franzosen, sandte ihren Sohn nach England, und erhielt nun die erwartete Unterstützung Zuerst erschien Robert von Artois mit einem kleinen Hülfscorps, im Herbst (1342) folgte Eduard selbst mit zwölftausend Mann. Die Ge-

---

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:

Artur II. Herzog von Bretagne.

Johann III. † 1341.	Guido † 1331.	Johann IV., vorher Graf von Montfort † 1345.
	Johanna. Gem. Karl von Blois.	Gem. Johanna von Flandern.
		Johann V.

**) Er entkam zwar später verkleidet aus dem Louvre, wo er in Haft gehalten wurde (1343), starb jedoch das zweite Jahr darauf.

fechte, welche geliefert wurden, brachten indeß keine Entscheidung, und es erfolgte ein neuer Waffenstillstand (1343). Da aber Philipp während desselben mehrere, des Einverständnisses mit England beschuldigte Edelleute aus der Bretagne hinrichten ließ, so erklärte ihn Eduard für gebrochen, und der Krieg brach nach zweijähriger Ruhe wieder aus. In Guienne begann er mit gegenseitigen Verwüstungen des Landes und Belagerung der Städte; Eduard selbst landete im nächsten Frühling (1346) in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land war wehrlos, weil man den Angriff des Königs ebenfalls im Süden erwartet hatte. Es wurde fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346). Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Der König wagte indeß nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr beschloß er, als Philipp VI. endlich mit einem zahlreichen Heere am rechten Ufer jenes Flusses erschien, sich der Flandrischen Grenze zu nähern, um hier seine Verbündeten an sich zu ziehen. Nur durch List und gewandte Bewegungen erzwang er den Uebergang über die Seine; aber als er sich der Somme näherte, waren ihm die Franzosen auch hier zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder durch Aushungerung in dem furchtbar verwüsteten Lande, was hinter ihnen lag, zu einer schimpflichen Ergebung oder, wenn sie es wagten vorzudringen, zu einem Gefechte unter den nachtheiligsten Umständen zwingen. Endlich jedoch zeigte ein Gefangener den Engländern, durch das Versprechen der Freiheit und einer Belohnung bewogen, eine Furth, die zur Zeit der Ebbe auch zu Fuße zu durchwaten war. Am jenseitigen Ufer befand sich zwar bereits auch an dieser Stelle ein starker Heerhaufen des Feindes, aber die Verzweiflung der Engländer brach sich Bahn, und als der König Philipp mit dem Hauptcorps anlangte, traf er nur noch auf einige Nachzügler.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philipp erwartete, wahrscheinlich weil er Flandern doch nicht vor den Franzosen erreichen zu können glaubte, oder weil seine Leute durch die beschleunigten Märsche zu viel litten. Am 26. August rückte Philipp mit sechzigtausend Kriegern heran,

während die Stärke der Engländer nur auf dreitausend Ritter und siebentausend Bogenschützen angegeben wird. Aber die Französischen Truppen langten ermüdet von drei Meilen Weges, welche sie an diesem Tage schon zurückgelegt hatten, auf dem Schlachtfelde an, und die Uebereilung Philipp's gab alle Vortheile, welche aus der so weit überlegenen Anzahl hätten gezogen werden können, zu seinem Verderben auf. Ohne das Heer ruhen oder aufmarschiren zu lassen, sollte jede Schaar sofort angreifen. Genuesische Armbrustschützen bildeten den Vortrab, welche indeß an Kriegsfertigkeit den Englischen Bogenschützen nicht gewachsen waren *). Als sie wichen, befahl der König von Frankreich seiner Ritterschaft sich durch die Fliehenden Bahn zu brechen; dieß vermehrte die Verwirrung, die Kraft des Anpralls war schon gebrochen, ehe die Geharnischten den Feind erreichten; aber dennoch brachte ihre Menge Eduard's jungen Sohn, den funfzehnjährigen Prinzen von Wales, der die erste Schlachtlinie der Engländer befehligte, in große Gefahr. Sir Thomas Norwich eilte zum König Eduard, der auf einer Anhöhe hielt, ihn um Unterstützung zu bitten. Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt? fragte er, und als jener es verneinte, fuhr er fort: so soll auch keine Hülfe kommen. Der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben. Diese Antwort befeuerte den Muth des Prinzen und der Seinen zu neuen Anstrengungen, und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens. Eduard eilte zu seinem Sohne und umarmte ihn mit den Worten: „mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten, und dich der Krone würdig gezeigt." Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten, so daß, nach der Versicherung des Geschichtschreibers Froissard, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer zwölfhundert Rittern und Edlen auf dreißigtausend Mann. Der Vor-

*) Das Bogenschießen war schon eine Lieblingsbeschäftigung der Angelsachsen gewesen, und auch in den spätern Jahrhunderten kannten die Bürger und Bauern England's kein größeres Vergnügen, als sich an den Feiertagen in der Führung dieser Waffe zu üben. Der hierdurch erlangten Fertigkeit verdankten die Englischen Truppen einen großen Theil ihrer damals erkämpften Siege.

nehmste der Gebliebenen war der König Johann von Böhmen (Th. V. S. 368.), der sich, obwol blind, von vier Rittern in das hitzigste Schlachtgewühl hatte führen lassen, und dort gefallen war. Seinen Helmschmuck, drei Straußfedern mit den Worten: „Ich dien" nahm der Prinz von Wales als Wappen an, und alle Prinzen von Wales haben es geführt bis auf den heutigen Tag.

Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde ab vor Calais, um mit dieser Stadt den Schlüssel Frankreich's vom Canal her zu gewinnen. Da er den Platz nicht zu erstürmen hoffte, schloß er ihn ein, um die Uebergabe durch Hunger zu erzwingen, während die Flanderer Arques erstürmten und St. Omer belagerten, wiewol der König von England seine Hauptstütze in der Grafschaft um diese Zeit schon verloren hatte, da Jakob von Artevelde, als er den Flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Prinzen von Wales zu ihrem Grafen zu wählen, von den Gentern in einem Auflaufe erschlagen worden war (1345). Die Flanderer wollten sich von ihrem alten Herrscherhause nicht abwenden; aber ihr junger Fürst Ludwig II., dessen Vater eben in der Schlacht bei Crecy auf Französischer Seite fechtend geblieben war, sollte sich dafür mit einer Tochter Eduard's vermählen. Ludwig entzog sich dieser Zumuthung durch die Flucht, und nun hielten seine Unterthanen wieder eifriger an England. König Eduard blieb den ganzen Winter über vor Calais, und da Philipp auch im folgenden Sommer, durch das Andenken der erlittenen Niederlage in Furcht, keine Schlacht zum Entsatz der belagerten Stadt wagte, hielt ihr Befehlshaber Johann von Vienne nach elfmonatlichem Widerstand endlich um eine Capitulation an. Die hartnäckige Vertheidigung hatte indeß Eduard so erbittert, daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er seinen harten Beschluß dahin, daß sechs der angesehensten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch schien aber den Bedrängten noch keinen Trost zu bringen, denn wer hatte hier das Recht zu wählen, wer die Pflicht sich wählen zu lassen! Da trat endlich der reichste Bürger der Stadt hervor, Eustach von Saint-Pierre, und bot sich aus freiem Entschluß zum Schlachtopfer dar. Dies heldenmüthige Beispiel befeuerte noch fünf andere, sich gleichfalls dem Tode zu weihen, und so zogen die sechs edeln Männer in das Englische Lager. Ihr Anblick rührte und erschütterte Alle, nur den König nicht.

Er befahl, sie zu enthaupten. Da warf sich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelang es, das menschliche Gefühl Eduard's zu erregen*). Die Geiseln retteten ihr Leben, viel mehr aber brachten auch die übrigen Einwohner nicht davon; denn Alle mußten die Stadt nebst ihrer Habe verlassen, weil Eduard Calais mit Englischen Ansiedlern besetzte, um dieses wichtigen Hafens völlig sicher zu seyn.

Wie Eduard's Gemahlin, Philippa von Hennegau, hier vor Calais weibliche Milde zeigte, hatte sie kurz vorher männliche Stärke und Entschlossenheit in England bewiesen, und an dem kriegerischen Lorbeer des Gemahls und Sohnes auch für sich einen Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, der unterdeß herangewachsen war und durch seine Tapferkeit wie durch andere treffliche Eigenschaften ihre Liebe täglich mehr erwarb, unternahmen, nicht zufrieden ihr Land wieder befreit zu haben, und in der Hoffnung, wenig Widerstand zu finden, einen Angriff auf England. Ueberdieß hatte sie Philipp von Frankreich gleich nach der Schlacht bei Crecy durch Gesandte zu einem solchen Kriegszuge ermuntern lassen, um die Waffen seines Feindes von Calais abzuziehen. Aber kaum vernahm die Königin das Vorhaben der Schotten, als sie, was noch an streitfähiger Mannschaft in der Nähe war, eiligst aufbot, und die freilich nicht zahlreichen Schaaren nach Nevils-croß führte. Als die Schotten sich näherten, trat sie unter die Ihrigen, ermunterte sie, ihres Königs Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schicksal des Heeres, das in vier Haufen vertheilt, von drei Bischöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem sechsstündigen heißen Kampfe (am 17. October 1346) erklärte sich der Sieg endlich für die Engländer, und war um so entscheidender, da David selbst gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete sich das siegreiche Heer, und mit ihm die Englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland.

So waren die Engländer überall glücklich gewesen und die Französische Partei schien den wiederholten Schlägen erliegen zu müssen. Aber auch Eduard's Geldmittel und Streitkräfte waren erschöpft, und

*) Wie milde Eduard die Greise, Weiber und Kinder behandelte, welche der Französische Befehlshaber in Calais gleich zu Anfang der Belagerung aus der Stadt jagte, um Lebensmittel zu sparen, berichtet Froissard, der Gewährsmann der oben erzählten Begebenheit. Die Englischen Geschichtschreiber meinen daher auch nicht ohne Grund, daß der König gegen jene Männer nur den Schein der Härte angenommen, und ihren Tod nie ernstlich gewollt habe.

da um dieselbe Zeit jenes furchtbare Sterben, dessen wir schon früher erwähnt haben, durch die Länder Europa's ging, so gelang es dem Papst Clemens VI., einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipp's (22. August 1350) hinausdauerte. Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Grenzen beider Besitzungen der Keckheit und Raubbegierde Einzelner nicht Einhalt gethan werden, theils war auch der Waffenstillstand nicht auf Bretagne ausgedehnt worden. In diesem Lande kämpften also die beiden Staaten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien. Auch hier hatten indeß die Engländer das Uebergewicht, die verwittwete Gräfin von Montfort schlug den Grafen Karl von Blois und nahm ihn gefangen. Aber seine Gattin führte von nun an seine Anhänger eben so muthig, als Johanna von Flandern ihre Ritterschaft.

---

31. Erneuerung des Krieges unter Johann dem Guten.

Philipp VI. war ein Fürst ohne ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes gewesen, wenn es ihm auch an persönlicher Würde und kriegerischem Muth nicht fehlte. Sein hochfahrender, stolzer Sinn, seine prachtliebende Verschwendung, die neben der Kriegsnoth große Summen kostete, hatte eine fortschreitende Verschlechterung der Münze und einen Steuerdruck zur Folge gehabt, durch die ihm die Herzen vieler Unterthanen entfremdet waren und die seinen Maßregeln gegen die Engländer zum Theil hemmend in den Weg getreten waren. So übernahm sein Sohn Johann, welchen man den Guten genannt hat, die Regierung, von äußeren Feinden bedroht, ohne auf die Hingebung seines Volkes rechnen zu können. Die ersten Jahre gingen unter Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder in einen Frieden zu verwandeln. Allein die Bemühung um den letztern war vergeblich; denn die glücklichen Erfolge der letzten Feldzüge hatten Eduard's Hoffnungen erhöht, und sein Sohn Eduard, der schwarze Prinz, wie er von der Farbe seiner Rüstung genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die ersten Proben seiner Tapferkeit gegeben, brannte vor Begierde, sich durch neue Kämpfe an jene alten Ritter und Helden anzuschließen, deren Thaten die Sage ins Riesenhafte vergrößerte. Doch waren dies

nicht die einzigen Widersacher, welche Johann bekämpfen sollte. In Navarra herrschte damals Karl, dem die Französischen Schriftsteller den Beinamen des Bösen geben. Er war der Sohn Johanna's, der Philipp VI. jenes Reich abgetreten hatte (oben S. 72.), und Philipp's, Grafen von Evreux; seine Gemahlin war des regierenden Königs Johann älteste Tochter. Während der Minderjährigkeit seiner Mutter hatte Philipp VI. die zum Erbe ihres Vaters Ludwig X. gehörigen Länder Champagne und Brie eingezogen und später mit der Krone vereinigt; wofür Johanna damals die Grafschaften Angouleme und Mortain zur Entschädigung erhielt. Jetzt verschenkte Johann der Gute die erste dieser Besitzungen an seinen Günstling Carlos de la Cerda, einen Enkel des aus der Spanischen Geschichte bekannten Infanten dieses Namens (Th. V. S. 268.), den er zum Connetable von Frankreich ernannt hatte. Karl, sonst schon durch den Stolz dieses Mannes beleidigt, und hierdurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable zu Aigle überfallen und in seinem Bette ermorden (1354). Der Zorn des Königs war außerordentlich, aber Karl der Böse sammelte in seiner Grafschaft Evreux ein Heer zu seinem Schutze und sah sich bald von so vielen Normannischen und Navarresischen Rittern umgeben, daß Johann jeden Gedanken an eine Bestrafung des Frevels aufgeben mußte. Es kam endlich eine Aussöhnung zu Stande, durch welche Karl Verzeihung und zur Entschädigung für Angouleme, einige Besitzungen in Nordfrankreich erhielt.

Im folgenden Jahre eröffneten die Engländer den Krieg von Neuem, da Johann's Stolz das billige Verlangen Eduard's, die Lehnsabhängigkeit seiner Länder in Frankreich aufzuheben, abgewiesen hatte. Um Geld zum bevorstehenden Feldzug zu erhalten, versammelte der König (1355) die Stände zu Paris. Karl von Navarra erklärte sich hier wieder gegen Johann, indem er die Bewilligung einer Salzsteuer, durch welche die nöthigen Summen aufgebracht werden sollten, in jeder Weise zu hintertreiben suchte. Da außerdem zu befürchten stand, er werde sich mit den Engländern verbünden, beschloß der König ihn durch einen Gewaltstreich unschädlich zu machen. Der Dauphin Karl von Frankreich (o. S. 46.), dem sein Vater die Normandie übergeben hatte, hielt zu Rouen Hof, und der König von Navarra fand sich hier häufig bei ihm ein. Als sie eines Tages gemeinsam bei Tische saßen, trat plötzlich Johann mit bewaffnetem Gefolge in den Saal, ergriff Karl den Bösen mit eigener Hand, und ließ ihn in enges Gewahrsam

bringen. Vier seiner Begleiter wurden als Theilnehmer am Morde des Connetable auf der Stelle enthauptet (1356). Diese rasche That vermehrte das Uebel, das sie hatte unterdrücken sollen, denn sie entzündete einen Bürgerkrieg und der Bruder des Königs von Navarra und die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden, und Verheerung verbreitend, zog der schwarze Prinz an der Spitze eines kleinen Haufens von Bordeaux aus und näherte sich der Loire, als er erfuhr, daß König Johann mit einer starken Macht, die bei jedem Schritt wachse, gegen ihn anrücke. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis (17. September 1356), und brachte ihn in dieselbe Lage, in welcher sich sein Vater zehn Jahre früher vor der Schlacht bei Crecy befunden hatte, denn Eduard hatte vierzigtausend Feinden nur achttausend Krieger entgegenzusetzen. Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Talleyrand von Perigord, bemühte sich, als die Armeen am 18. September schon zum Treffen ausrückten, noch eine Uebereinkunft zu Stande zu bringen, und Eduard machte, um aus seiner Bedrängniß zu kommen, den Franzosen die vortheilhaftesten Erbietungen; aber Johann's Zuversicht war so groß, daß er von nichts hören wollte, wenn der Prinz von Wales und hundert seiner vornehmsten Ritter sich nicht als Gefangene stellten. Ein so entehrendes Begehren ward von dem jungen Helden mit Unwillen verworfen; und der Französische Uebermuth bestrafte sich durch den Ausgang der am folgenden Morgen gelieferten Schlacht, welcher dem des Tages von Crecy eben so ähnlich war, als die Stellung der beiderseitigen Heere vor dem Treffen. Die Franzosen wurden völlig geschlagen, und schon hatte sich fast das ganze Heer zerstreut, als Johann noch immer fechtend auf dem Schlachtfelde verweilte. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, durch die Flucht dem Reiche in seiner Person den Herrscher zu erhalten, das wollte der Ritter nicht. Mit seiner Streitart Alles um sich her niederschlagend, hörte er lange nicht auf den Zuruf Derer, die ihn aufforderten sich zu ergeben; erst als er verwundet und völlig erschöpft war, forderte er vor den Prinzen von Wales gebracht zu werden. Dieser empfing ihn nicht mit dem Stolz des Siegers, sondern mit einer Bescheidenheit und Demuth, die ihn noch höher stellt, als sein glänzender Waffenruhm. Während der Abendmahlzeit, die er in seinem Zelte aufzutragen befahl, stand er, ohne selber mit zu essen, hinter des

Königs Sessel, und beantwortete die Aufforderung, sich niederzulassen, mit der Versicherung, daß er wohl wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sey. Er setzte darauf sogleich seinen Rückmarsch in der Richtung nach Bordeaux fort, um seinen Gefangenen und die reiche Beute in Sicherheit zu bringen. Am 25. Mai 1357 hielt er seinen siegreichen Einzug in London. Der König von Frankreich ritt einen weißen Streithengst mit prächtigem Reitzeug, Eduard hatte dagegen nur einen Klepper bestiegen, und trug keine Auszeichnung an sich. Doch entging er deshalb den Augen der Zuschauer nicht, welche den Helden von Crecy und Poitiers mit lautem Zuruf begrüßten. In der Westminsterhalle saß der König von England auf dem Thron; bei Johann's Eintritt stand er auf, umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Schmaus. Obgleich Eduard nun zwei gefangene Könige in den Mauern seiner Hauptstadt sah, schien er sich doch seines Glückes und Ruhmes nicht überheben zu wollen. Nach langen Unterhandlungen gewährte er dem Könige von Schottland gegen eine in halbjährigen Terminen abzutragende Summe von hunderttausend Mark die Freiheit, und schloß einen Waffenstillstand von fünf und zwanzig Jahren mit ihm. Mit Frankreich hatte der schwarze Prinz schon zu Bordeaux eine zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten verabredet.

---

32. Unruhen in Frankreich während Johann's Gefangenschaft.

Durch die Abschließung des eben erwähnten Vertrages mit Schottland gab Eduard III. keine wahre Vortheile auf, weil der Widerstand gegen seine Herrschaft in diesem Reiche stets mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen scheint es, daß in Frankreich weit mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn er den Krieg nachdrücklich fortgesetzt, und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, geschickt zu benutzen gewußt hätte.

Die Städte hatten in Frankreich in dem langen Zeitraum von Philipp August's (vgl. Th. V. S. 133.) bis auf Johann's Regierung bedeutende Fortschritte in Handel und Gewerben gemacht, und hatten damit auch an Reichthum und Einfluß im Staate viel gewonnen. Der Titel eines Bürgers von Paris, von Orleans, von Bourges kam dem eines Edelmanns gleich, und die Könige von Frankreich bewarben sich

häufig um die Gunst der Zünfte von Paris. Fast alle Communen der nördlichen Provinzen hatten in dieser Periode das Recht errungen, ihre Prevots, welche früher von den Herrschern oder von den Grundherren eingesetzt worden waren, selbständig zu wählen. Auch kriegerischen Ruhm erlangten die Bürger, und in den großen Schlachten von Crecy und Poitiers hatten ihre Contingente auf dem Schlachtfelde kämpfend ausgehalten, als der berittene Adel längst davon gesprengt war. Hatte Philipp der Schöne die Städte zuerst zu den Reichsversammlungen berufen, weil er der Neigung des Volkes zu seiner Unterstützung gegen Bonifazius bedurfte, so zwang vor Allem Geldnoth seine Nachfolger, dieses Beispiel immer häufiger nachzuahmen. Die Privilegien der Bürger wuchsen mit der Verlegenheit der Fürsten, und wenn sie große Summen bewilligen sollten, so verlangten sie auch im Laufe der Zeit immer ungestümer die Abstellung der wirklich sehr großen Mißbräuche in der Verwaltung des Landes und in der Erhebung der Steuern, so wie die Verbesserung der Münze (vgl. S. 81.). Um diesen Beschwerden und Forderungen zu entgehen, hatte Johann der Gute in den ersten Jahren seiner Regierung versucht mit den einzelnen Städten und Provinzen zu unterhandeln, aber er mußte sich, wie oben bereits erwähnt ist, beim Einbruche der Engländer doch zur Versammlung sämmtlicher Stände entschließen, wo ihm außerdem noch der Einfluß Karl's von Navarra hemmend in den Weg trat. So sah sich denn hier der König genöthigt die größten Zugeständnisse zu machen, um die Besoldung für 30000 Schwerbewaffnete zu erhalten. In dem Grade war nämlich auch in Frankreich der Geist des Feudalismus erschlafft, daß sich die meisten Lehnsträger nur gegen eine Vergütigung zum Kampf für ihren Lehnsherrn bewegen ließen. Es wurde damals festgesetzt, daß die Steuern auf alle Classen des Volkes ohne Vorrecht für Adel und Geistlichkeit vertheilt, und jährlich von den Ständen neu bewilligt werden müßten. Die Letzteren sollten auch die Beamten zu deren Erhebung einsetzen. Würden diese Bestimmungen übertreten, so sey Berechtigung der Unterthanen zu gewaltsamen Widerstande vorhanden; auch sollten Commissarien der Reichsversammlung das Recht haben, die Rechnungen der Finanzverwaltung zu prüfen. Außerdem versprach Johann künftig nur gute Münze zu prägen, Niemand seinem natürlichen Richter zu entziehen, u. a. Dennoch ging die Eintreibung der Steuern nicht ohne Unzufriedenheit ab, und vielen Unwillen erregte besonders die auf das Salz gelegte Abgabe. Als daher der Dauphin nach der Ge-

fangenschaft des Königs unter dem Titel eines Generalstatthalters die Stände von Nordfrankreich berief, daß sie ihn in seiner und des Reiches Noth mit Rath und That unterstützten, erhoben diese wieder die heftigsten Klagen und Beschwerden. Man verlangte vor allen Dingen Abstellung der Mißbräuche in der Verwaltung, und da das Ansehen der Bürger in dem Grade gestiegen war, daß von den achthundert Mitgliedern, welche die Versammlung zählte, die Hälfte diesem Stande angehörte, so wurde ohne große Mühe durchgesetzt, daß ein Ausschuß von achtzig Abgeordneten gewählt ward, welcher dem Dauphin die einzelnen Forderungen vorlegen sollte. Diese betrafen dann in's Besondere die Permanenz einer ständischen Commission in Paris, welche die höchste Gewalt über alle Beamten des Staates erhalten sollte, die Einziehung der schlechten Münzen, und die Befreiung des Königs von Navarra. An die Spitze dieser Opposition traten Robert le Coq, Bischof von Laon und Stephan Marcel, Prevot des Marchands d. h. Vorsteher der Innungen von Paris. Die Entschlossenheit dieser Männer machte alle Bemühungen des Regenten, sich den harten Forderungen der Stände zu entziehen, vergeblich. Als er anfangs die Versammlung unverrichteter Dinge entließ, und wieder zur leichteren Prägung des Geldes seine Zuflucht nahm, verweigerte das Volk auf Marcel's Betreiben, solche Münze anzunehmen, und die Versammlung mußte von Neuem eröffnet werden. Nunmehr verdoppelte sich ihre Kühnheit. Marcel und le Coq übergaben dem Dauphin eine Liste von Beamten, deren Absetzung die Stände forderten. Es geschah; dann wurde auch die beständige Commission unter dem Namen eines großen Rathes erwählt, und begann mit großem Eifer die durchgreifendsten Reformen in der Verwaltung.

In dieser Spannung erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Ankunft des Königs von Navarra. Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, überraschte das Schloß Arleux, wo jener in Haft gehalten wurde, bei nächtlicher Weile; und der Befreite zog wie im Triumphe zu Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede, in welcher er Rechenschaft von seinem früheren Benehmen gab, und um die Menge zu entflammen, die Mißhandlungen, die er erdulden müssen, mit den stärksten Farben schilderte. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Ueberzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq

und Marcel zu einem Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Bedingungen desselben war auch die, daß jene Anhänger des Königs von Navarra, welche Johann zu Rouen hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt würden; worauf sich jener selbst dahin begab und die Körper derselben ausgraben und feierlich bestatten ließ. In der Hauptstadt wuchs indeß die Aufregung von Tage zu Tage. Die Volkspartei nahm zum Abzeichen Mützen halb von rother, halb von blauer Farbe; die Kerker wurden geöffnet und die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Am 22. Februar 1358 befahl Marcel die Sturmglocke zu läuten und die Zünfte sammelten sich unter ihren Fahnen. Er führte die aufgereizten Schaaren in den Palast des Dauphin und ließ die Marschälle von der Champagne und von der Normandie, zwei Räthe Karl's, welche dem Volke verhaßt waren, vor dessen Augen niederhauen, so daß der Regent mit Blut bespritzt wurde. Aufs höchste erschrocken, zitterte dieser für sein Leben; aber Marcel setzte ihm ruhig seine eigene blaurothe Mütze auf, sagte ihm, daß er nichts zu fürchten habe, sondern daß Alles nach dem Willen des Volkes geschehen sey; in dessen Namen er seine Billigung des Vorgefallenen verlangte *). Darauf brachte er den Dauphin durch die dichtgedrängte Menge nach dem Rathhause, wo der Letztere an's Fenster trat und mit lauter Stimme erklärte: die beiden Getödteten seyen falsche Verräther, er heiße es gut, wie mit ihnen verfahren sey. Noch an demselben Abend erhielt er von Marcel im Namen der Stadt ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge. Der Dauphin mußte sich von dieser Zeit an als Gefangener des Volkes betrachten und benutzte deshalb die erste Gelegenheit aus der Stadt zu entkommen. Da der Adel über die Rolle der Städte, die das entschiedenste Uebergewicht in der Ständeversammlung behaupteten, ein großes Mißbehagen empfand, das die hohe Geistlichkeit theilte, so sah er sich, nachdem er einmal den Händen der Demagogen entgangen war, bald an der Spitze einer bedeutenden Partei.

Aber das unglückliche Frankreich sollte nicht nur vom Zwiste des Adels und der Bürger zerrissen werden; es sollte den Gräuel innerer und äußerer Kriege bis auf die Hefe leeren. Auch die Bauern erhoben sich. Die Belastung des Landvolkes war im Laufe der Zeit bis zu ei-

*) Man vergleiche die Begebenheiten des 20. Juni 1792, und was Ludwig XVI. an diesem Tage erduldet hat.

ner unglaublichen Höhe gestiegen, und die Behandlung von Seiten der Herren war eher schlechter als besser geworden; zinspflichtige und hörige Bauern wurden gleich leibeigenen Knechten gequält. Die Kämpfe mit England vermehrten den Druck der Steuern, während der Krieg die Saaten verwüstete. Was dieser übrig gelassen, raubten die Söldnerbanden (Compagnien genannt), welche seit dem Waffenstillstande das Land nach allen Seiten hin verwüstend durchzogen. Die Edelleute hatten bei Poitiers und Crecy gezeigt, daß sie ihre Unterthanen nicht schützen konnten, und doch wurde diesen der letzte Pfennig abgepreßt um die Lösegelder ihrer, von den Engländern gefangenen, Dränger aufzubringen. Die Begebenheiten in Paris, die Abwesenheit des Königs vermehrten die Gährung in den Gemüthern, und Verzweiflung trieb die Bauern endlich in die Waffen. Der lang verhaltene Grimm machte sich in den wildesten Gräueln Luft *), und ihre rasende Leidenschaft suchte die Vertilgung alles dessen, was ihnen bisher im Wege gestanden hatte. In Beauvoisis, Isle de France und in der Picardie loderten die Schlösser empor, überall sah man flüchtige Edelleute und Edelfrauen. Die Communen freuten sich dieses Beginnens und frohlockten über die Noth des Adels. Als die Bauern auf Meaux zogen, machten sich gegen tausend Bewaffnete von Paris auf zu ihrer Unterstützung. Im Schlosse von Meaux, das jenseits der Marne lag, befanden sich gegen dreihundert geflüchtete adelige Damen, die das Entsetzlichste zu fürchten hatten, wenn sie den Aufrührern in die Hände fielen. Während Bauern und Bürger in den Straßen zechten und sangen, öffnete sich plötzlich das Brückenthor und der Captal von Buch **), der Graf von Foix, zwei der berühmtesten Streiter ihrer Zeit, sprengten, von kaum hundert Lanzen begleitet, auf die überraschten Massen ein. Die halbnackten mit Knitteln und Messern bewehrten Landleute unterlagen der ritterlichen Bewaffnung, den Hufen der Rosse; die Stadt wurde angezündet und siebentausend Menschen sollen bei diesem Morden das Leben verloren haben. Bald darauf ließ auch Karl der Böse dreitausend Bauern niederhauen, und die übrigen, durch solche Unfälle erschreckten Haufen konnten nun dem geordneteren Widerstande, den der vereinigte

*) Froissard erzählt unter andern, daß die Bauern einen Edelmann erwürgten, in Stücke zerhackten, und seine Frau und Tochter nöthigten, von dem gebratenen Fleische zu essen.

**) Die Herrschaft Buch oder Busch in Guienne, welche der Familie de Grailly erblich gehörte, führte den alt Aquitanischen Namen Captalat, der etwa soviel als Grafschaft bedeutet.

Adel in Gang brachte, nicht länger widerstehen. Mit Strömen von Blut wurde der Aufruhr gedämpft, auch Dörfer, wo Alles ruhig geblieben war, wurden angezündet und die Bauern am Pfluge, die Winzer in den Weinbergen niedergehauen *).

Inzwischen hatte sich Marcel mit den Städten Nordfrankreich's in Verbindung gesetzt, um der Bürgerherrschaft festere Grundlagen und eine größere Ausdehnung zu geben, und die Volkspartei im großen Rathe wurde durch vier Abgeordnete der Zünfte von Paris verstärkt. Da von Seiten des Dauphin ein Angriff auf die Stadt zu befürchten war, so ließ der Prevot die Festungswerke verstärken, und zog viele Söldner in die Stadt; ja um sich einen mächtigen Rückhalt zu sichern, brachte er die Schöffen von Paris dahin, den König von Navarra zum Generalcapitain des Reiches zu erheben. Aber gerade diese letzten Schritte stürzten den kühnen Demagogen. Unter den Bürgern der Hauptstadt hatte sich eine Partei gebildet, welche doch den Dauphin nicht verdrängt sehen wollte, wenn sie auch mit dem Uebergewicht der Bürgerschaft im Ganzen einverstanden war. An ihre Spitze trat Jean Maillard. Er benutzte das Mißvergnügen der Einwohner von Paris gegen die fremden Soldtruppen, welche sich allerlei Gewaltthätigkeiten erlaubten, um sie durch einen Angriff der Volkshaufen aus der Stadt zu treiben. Als diese darauf die Umgegend verwüsteten, wurde Marcel durch das Geschrei der Bürger gezwungen, die Zünfte gegen sie hinauszuführen, erlitt aber eine Niederlage, bei der ihm sechshundert Mann getödtet wurden. Er verkannte nicht, daß er jetzt am Rande des Abgrunds stehe, und sah nur ein Rettungsmittel für sich; nämlich die Stadt ganz in die Hände Karl's des Bösen zu liefern, der mit einigem Kriegsvolk in St. Denys lag. In der Nacht vom 30. July auf den 1. August (1358) versuchte er die Wache an dem Thore St. Antoine abzulösen und mit seinen treusten Anhängern zu besetzen, um es dem Könige zu öffnen. Aber seine Gegner waren auf der Hut, es entstand ein hitziges Gefecht in den Straßen, in dem Marcel mit mehreren Freunden erschlagen ward. Die siegende Partei setzte es im Rathe der Schöffen durch, daß alle Genossen Marcel's zum Tode verurtheilt wur-

*) Dieser Aufstand ist in der Französischen Geschichte unter dem Namen Jacquerie bekannt. Der Ursprung dieser Benennung ist nicht ganz klar, doch scheint er von einem Spottnamen herzukommen, den die Adligen dem von ihnen bedrückten Landmann gaben; sie nannten ihn Jacques bon homme.

den, und rief den Dauphin mit seinen Truppen nach der Hauptstadt; allein zu ihrem eigenen Verderben, denn dieser begann sogleich ein hartes Strafgericht über alle Rebellen ohne Ausnahme. Täglich floß Blut auf dem Greveplatz und die Municipalfreiheiten schienen vernichtet. Alles Errungene war durch den Zwist der Bürgerhäupter, durch die Unbeständigkeit der Zünfte verloren, die Reichsversammlung eilte auseinander; der Bischof le Coq wurde mit mehreren anderen Geistlichen verbannt, ihre Güter eingezogen, und Karl regierte wieder als unbeschränkter Herrscher über Paris und über Frankreich.

Karl der Böse setzte indeß den Widerstand gegen die Regenten durch einen offenen Krieg fort. Er bemächtigte sich fast aller Plätze in der Normandie und Picardie, und setzte sich auch in der Umgegend von Paris fest. In seinem Namen hauf'ten die Söldnerbanden im ganzen Land auf das fürchterlichste, überall entstand Theuerung und drückender Mangel. Auch endete diese Noth nicht, als der König von Navarra im folgenden Jahre mit dem Dauphin Frieden schloß, denn der Stillstand mit Eduard ging um diese Zeit zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher angeblich für Karl von Navarra verübt hatten. Während der Waffenruhe war fortwährend an der Befreiung des Königs von Frankreich und an einem Friedensschluß gearbeitet worden. Johann hatte auch endlich in die von Eduard vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber die damals versammelten Reichsstände hatten sie als zu hart verworfen. So erschien dann Eduard im Herbste 1359 wieder in Frankreich an der Spitze einer sehr zahlreichen und gut versehenen Armee. Er zog bis nach Rheims, verheerte was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wohl verwahrt, daß er nach sieben Wochen die Belagerung aufhob. Gegen Ostern des Jahres 1360 rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Unmöglichkeit ein, bei dem großen Mangel an Lebensmitteln vor der Stadt auszuhalten, und die Fruchtlosigkeit dieses ganzen mit glänzenden Hoffnungen begonnenen Zuges, von welcher er sich täglich mehr überzeugte, machte ihn zum Frieden geneigt. Am 8. Mai kam zu Bretigny ein Vertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande. Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, und im Norden, zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Die Krone Frankreich entsagte der Souveränetät über alle diese Landschaften, so wie

Eduard seinen Ansprüchen auf den Französischen Thron sowol, als auf die alten Erbgüter seines Hauses (die Normandie und Anjou). Als Lösegeld für den König Johann sollten binnen sechs Jahren drei Millionen Goldthaler bezahlt, und dafür sein Bruder, seine beiden jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und zwei und vierzig Bürger aus ein und zwanzig großen Städten als Geiseln nach England gehen. Zum ersten Mal erscheint die Bedeutung der Städte in Frankreich auf diese Weise auch in den äußeren Staatsverhältnissen. Die Angelegenheiten von Bretagne wurden einer besondern Unterhandlung, die indeß nachmals keinen Erfolg hatte, vorbehalten.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte nun endlich Johann in sein Reich zurück, dessen Leiden jedoch noch nicht endeten. Die Aufbringung des Lösegeldes machte große Schwierigkeiten, noch größere aber die Entfernung der Englischen Kriegsleute, welche sich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduard's Befehle, die besetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen sie im Lande umher, und als sie sogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen sie geführtes königliches Heer bei Brignoles geschlagen hatten, stieg ihr Uebermuth auf den höchsten Gipfel. Sie suchten nun auch den Papst Innocenz VI. in Avignon heim, der ihnen dreißigtausend Goldgulden zahlen, und Vergebung aller ihrer Sünden gewähren mußte. Ein Theil von ihnen zog dann nach Italien, Anderen wurden ihre Festen mit schwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden Bretagnischen Kriege Beschäftigung, noch Andere erwarteten sie durch Karl von Navarra. Dieser wollte schon wieder gegen Johann losbrechen, als mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieses Hauses (Th. IV. S. 214.) ausstarb, und er an die Erbschaft gerechte Ansprüche zu haben glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerste haßte, berücksichtigte diese Forderungen nicht, und zog das Land zur Krone ein. Zwei Jahre später gab er es seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, (vgl. S. 46.) nicht bloß weil er diesen wegen seiner Tapferkeit und Anhänglichkeit besonders liebte, sondern auch um sich den Einwohnern der Bourgogne günstig zu zeigen; denn das Verhältniß der Vasallenländer wurde dem der unmittelbar beherrschten vorgezogen, da die königliche Verwaltung gewöhnlich durch höhere Steuersätze niederdrückend wirkte. Bald darauf begab sich der König wieder nach England, weil sein zweiter Sohn, der sich als Geisel für das Lösegeld in Calais befand, von dort entwichen war; um die

Ehre des königlichen Hauses aufrecht zu erhalten. Ehe er in London neue Unterhandlungen eröffnen konnte, befiel ihn eine gefährliche Krankheit, an der er nach wenigen Wochen verschied (8. April 1364). Eduard sandte den Leichnam unter glänzender Begleitung nach Frankreich, wo er zu St. Denys bei seinen Ahnen beigesetzt wurde.

---

33. Karl V. der Weise.

(1364—1380.)

Unter den gefährlichen Stürmen seiner Regentschaft hatte Karl V. die Kunst gelernt, das Steuerruder des Staats zu lenken, und damit er der Herstellung der Ordnung, der erneuten Stärkung und Vergrößerung der königlichen Macht nach den vorangegangenen Erschütterungen um so ungestörtere Aufmerksamkeit widmen könne, hatte das Schicksal, welches ihm selbst die Eigenschaften des Kriegers und Helden versagte *), ihm in dem Ritter und nachmaligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit sicherem Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. Im Inneren leitete er die Angelegenheiten größtentheils selbst und verfuhr mit Geschick und Umsicht. Selten zeigte er sich auffahrend oder streng durchgreifend, gewöhnlich suchte er die Gegner eher durch List und Täuschung als durch Gewalt zu überwinden. Höchst ungern berief er die Reichsstände, weil sich damit bei ihm die Erinnerung an die Meutereien gegen seine frühere Regierung verbunden hatte; konnte er es nicht umgehen, so wurden die Abgeordneten der Städte nicht mehr von den Bürgern erwählt, sondern von den königlichen Beamten ernannt, was ihre Stellung durchaus verändern mußte. In derselben Weise unterdrückte er die freien Communalverfassungen, wo es sich durchführen ließ, und setzte an deren Stelle die Verwaltung seiner Diener. Er fand bei diesem Bestreben, die monarchische Gewalt immer höher und uneingeschränkter zu stellen, weniger Widerstand, als man hätte vermuthen sollen; denn nach der großen Aufregung des Bürgerstandes war eine plötzliche Erschlaffung desselben eingetreten, und die zu hoch auflodernden Flammen waren schnell heruntergebrannt. Um die Geldbewilligungen der Städte zu

---

*) Froissard führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire.

entbehren, wurde große Sparsamkeit in die Administration eingeführt; doch scheute sich Karl auch nicht willkürlich Steuern auszuschreiben. Die Einnahmen wurden öfters verpachtet, und runde Summen schon im Voraus von reichen Kaufleuten darauf erhoben.

Bereits in den letzten Tagen Johann's des Guten hatte in der Normandie der Krieg gegen Karl den Bösen wirklich begonnen. Du Guesclin gewann Mantes und Mulan, und erfocht bei Cocherel (19. Mai 1364) einen Sieg über den Captal von Buch, den Führer der Navarrischen Schaaren, welcher im folgenden Jahr einen Frieden herbeiführte. Zu derselben Zeit endigte das Treffen bei Auray, in welchem Karl von Blois, der schon vor zehn Jahren seine Freiheit wieder erhalten hatte, blieb, auch den Bretagnischen Krieg. Karl's Anhänger unterwarfen sich dem Sieger, Johann V. von Montfort, nach zwanzigjährigen Kämpfen. Auch der König von Frankreich, um den Streit endlich ganz zu beseitigen, erkannte ihn als Herzog an, und empfing die Lehnshuldigung von ihm.

So war also nach langer schwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des Französischen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht, aber, was für den Augenblick eben so schlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürsten zu Werkzeugen gedient hatten, wollten nicht in den Schooß des Friedens zurückkehren. Ihrer und ihrer Verwüstungen erledigt zu werden, war hier die schwere Aufgabe, welche indeß Karl mit du Guesclin's Hülfe löfete. Diesem gelang es nämlich, die wilden Schaaren zum Abzuge nach Spanien zu bewegen, wohin er sie selbst zur Unterstützung des Castilischen Prinzen Heinrich von Trastamara, gegen seinen Bruder, den König Peter den Grausamen führte. Der letztere fand dagegen bei dem schwarzen Prinzen Hülfe, der nach dem Frieden von Bretagne die vereinigten Englischen Besitzungen in Frankreich als Fürst von Aquitanien regierte; so daß Franzosen und Engländer sich nun auf Spanischem Boden bekämpften.

Bald brach indeß auch der Krieg zwischen den beiden Staaten in Frankreich von Neuem aus, durch Karl V. selbst herbeigeführt, der den Augenblick für günstig hielt, die Engländer wieder aus seinem Reiche zu vertreiben. Während er sich im Süden an dem Castilischen Heinrich, der jetzt den Thron bestieg, einen sehr nützlichen Bundesgenossen verschaffte, vermochte er die Niederländischen Fürsten, von denen Eduard III. früherhin stets unterstützt worden war, wenigstens zur Neu-

tralität *). Aber auch an den Unterthanen der Engländer fand er Verbündete. Prinz Eduard gab alle Aemter und Ehrenstellen in seinen Besitzungen an Englische Barone, und verlangte Steuern, welche der Gascognische Adel zu zahlen verweigerte. König Karl nährte in's Geheim diese Unzufriedenheit, welche in demselben Maaße wuchs, als die Furcht vor der Macht England's bei dem steigenden Alter Eduard's und bei einer verzehrenden Krankheit des schwarzen Prinzen, die er aus Spanien zurückgebracht hatte, zu schwinden begann. Ueberdieß fehlte es nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die im Frieden von Bretigny zugesicherten gegenseitigen Resignationsurkunden (o. S. 91.) waren weder von Karl noch von Eduard ausgefertigt worden, auch war das Lösegeld Johann's des Guten noch nicht vollständig bezahlt. Dagegen hatte Prinz Eduard den Compagnien, die er aus dem Spanischen Krieg nach Aquitanien geführt, erlaubt, in Frankreich zu plündern, weil er trotz aller aufgewendeten Mühe kein Geld zu ihrer Bezahlung auftreiben konnte. So benutzte Karl denn eine offene Berufung der Gascognischen Stände an ihn, als an den Oberlehnsherrn, den Prinzen von Wales vor das Pairsgericht zu laden, nachdem er in der Stille seine Rüstungen betrieben hatte. Eduard antwortete, er werde erscheinen, aber den Helm auf dem Haupte, und in Begleitung von sechzigtausend Mann. Die Franzosen begannen den Krieg zu gleicher Zeit mit der Wegnahme der wichtigen Grafschaft Ponthieu und mit einem Angriff auf Guienne (1369). Prinz Eduard zog ihnen entgegen; aber er konnte nicht mehr zu Pferde steigen, sondern ließ sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen. Dennoch wichen die Feinde, er gewann Limoges, welches, wie viele andere Städte, den Franzosen seine Thore geöffnet hatte, und gebot die Einwohner niederzumetzeln. Dieß war seine letzte That. Sein Uebel verschlimmerte sich, er mußte nach England zurückkehren, um dort auf vaterländischer Erde zu sterben. Leider war es den Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr gestattet für England thätig zu seyn. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissard's Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich

*) Froissard sagt in seiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré.“ In Flandern war es dem Grafen Ludwig II. gelungen, nach dem Waffenstillstand von 1348 sein Land zu beruhigen. Auch nahmen seine Unterthanen an den folgenden Kämpfen zwischen Frankreich und England keinen Theil mehr. Jetzt brachte Karl die Vermählung der einzigen Tochter Ludwig's mit seinem Sohn, dem Herzog Philipp von Burgund, zu Stande (s. o. S. 46.).

im Anfange des Krieges geblieben; und der Captal von Buch fiel bald nachher in Französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn Karl V. so lange hielt, bis er vor Gram starb (1377). Um so leichter wurde es Bertrand du Guesclin, von der Neigung der Einwohner unterstützt, innerhalb dreier Jahre alle Besitzungen der Engländer bis auf Calais und einen kleinen Theil von Guienne einzunehmen. Vergebens hatte Eduard versucht, durch wiederholte Einfälle seiner Feldherren in das Innere Frankreich's das Kriegsglück herzustellen, vergebens zog der Herzog von Lancaster, sein dritter Sohn, mitten durch das Land (1373) von Calais bis nach Bordeaux. Alles blieb ohne weiteren Erfolg, weil die Franzosen auf den gemessensten Befehl ihres Herrschers jede Schlacht, auch unter günstigen Umständen, vermieden. Um so eifriger sorgte Karl, dem die unglücklichen Tage von Crecy und Poitiers die Ueberlegenheit der Engländer im offenen Felde nur zu deutlich gezeigt hatten, für die Befestigung und Verwahrung seiner Städte, und des Connetable Thätigkeit ermüdete die Feinde durch fortwährende Ueberfälle, Verfolgungen und kleine Gefechte, worin er eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigte. Ließ er sie einmal ganz ungestraft das Land plündern, so geschah es nur dann, wenn er vor ihren Festungen im Rücken beschäftigt war, deren Einnahme seinem Scharfsinn und seiner Kühnheit selten mißglückte. Jede Eroberung sicherte er durch starke Besatzungen. Im Jahre 1374 wurde ein Waffenstillstand geschlossen und späterhin verlängert. Der König von England starb, nachdem er schon den schwarzen Prinzen hatte in's Grab sinken sehen, am 21. Junius 1377, und da er das Reich seinem elfjährigen Enkel, Richard II., hinterließ, mußte auch die Behauptung jenes Ueberrestes der Französischen Besitzungen unsicher scheinen. Eduard war ein Fürst von trefflichen Eigenschaften, nicht weniger durch Körperstärke, persönliche Tapferkeit und Feldherrntalent, als durch freundlichen Umgang, würdiges Bezeigen, Edelmuth und durchdringenden Scharfblick ausgezeichnet; aber dennoch sah er am Abend seines Lebens die Früchte aller seiner Anstrengungen verloren. Indeß folgte ihm sein glücklicher Gegner Karl V. am 16. September 1380 im Tode nach, und ließ den Thron auch einem erst zwölfjährigen Sohne, Karl VI., unter dem die kräftige Wirksamkeit des Staats ebenso gelähmt ward, wie es in England der Fall war. Die nun schon so lange fortdauernden Kämpfe zwischen den beiden Nationen hatten einen heftigen Volkshaß erregt, der noch immer im Zunehmen begriffen war. Für England hatte dieß zunächst den Vortheil, daß der öffentliche Ge-

brauch der Französischen Sprache abgeschafft wurde. Die Nationalsprache, die sich aus Germanischen und Romanischen Elementen gebildet hatte, wurde nun auch litterarisch angebaut, und Geoffrey Chaucer (geb. 1328, gest. 1400), den seine Bewunderer den Morgenstern der Englischen Poesie genannt haben, wurde der erste bedeutende Dichter in derselben.

---

34. Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, gest. 1380.)

Wie man in einzelnen Naturerzeugnissen die Eigenthümlichkeit eines Landes wiedererkennt, so gewähren auch einzelne Menschen ein anschauliches Bild des besonderen Characters eines Zeitalters oder Volkes. Darum mögen hier noch einige Züge aus dem Leben Bertrand's du Guesclin Platz finden, um den Geist jener Ritterschaft zu bezeichnen, für deren Blüthe er galt.

Er war auf dem Schlosse Motte Broon nahe bei Rennes in der Bretagne geboren; sein Vater hatte Ehre und Kriegsruhm der angesehenen Familie, welcher er angehörte, durch manche wackere That erhalten und vermehrt. Erst eine Prophezeihung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da sie ihm seiner großen Häßlichkeit und Rauffucht wegen sehr abgeneigt gewesen. Er selbst war früh entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu gewinnen *). Auf einem Turniere zu Rennes legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, vom Wagen genommenen Gaule dahin begeben. Von einem Vetter lieh er indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Kämpfer, mit dem er anband, rannte er nieder, mit so kräftigem Stoß, daß das Roß auf der Stelle todt blieb und der Ritter seinem Ende nahe war. Hierauf ritt sein Vater, der zu der Partei des Besiegten gehörte, und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen; aber der

---

*) In einem alten Gedichte sagt er in der Sprache jener Zeit von sich selbst:
Bien sçai que je suis bien laid et malfettis,
Mais puisque je suis laid, être veux bien hardis.

Jüngling senkte die seinige, als er Wappen und Zeichen seiner Familie erblickte. Alle glaubten, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit seines Gegners; als er aber gleich darauf funfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erstaunte Jedermann und wurde neugierig zu wissen, wer der Unbekannte sey. Endlich gelang es einem Normannischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen, worauf die Anwesenden sich glückwünschend zu ihm drängten, und sein Vater ihm voll Freude Pferde und Geld versprach, damit er sich Ruhm und Ehre erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte sie ihm bald. Er nahm die Französische Partei. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der zahlreichen festen Schlösser und Städte zu setzen. Hier zeigte Bertrand bald seine große Geschicklichkeit, fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhauer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Im Jahre 1356 belagerte der Herzog von Lancaster für die Montfortsche Partei Rennes. Schon waren die Belagerten auf's äußerste gebracht, und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois, der sich damals zu Nantes aufhielt, ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man aus Mangel an Lebensmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sey, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegenzugehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich mit tapfern Gefährten in der Nähe hielt, um die Feinde fortwährend zu beunruhigen. Als dieser erfuhr, was geschehen sey, stürzte er sich auf das schlecht vertheidigte Englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Herzog von Lancaster war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte, und sah, was unterdeß geschehen war. Er ward begierig, seinen kühnen Gegner kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich in's Lager zu entbieten.

Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte, — denn lesen konnte er nicht — sagte er es zu, und ritt am folgenden Tage hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, ersuchte ihn Wilhelm Bembrough, der den Ruhm eines der trefflichsten Ritter im Englischen Heere hatte, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechse, Capitain," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampfe bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brot bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die Englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. Rennes that danach so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis sein Banner auf der Mauer wehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um seine Fahne auf die Zinnen zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt, der Abrede nach, wieder verlassen, als die Einwohner vor seinen Augen das feindliche Zeichen höhnend in den Graben warfen (3. Juli 1357).

Als der Krieg zwischen Karl V. und dem König von Navarra ausbrach, trat er in die Dienste des Ersteren und gewann durch einen verstellten Rückzug und andere geschickte Anordnungen den Sieg bei Cocherel (oben S. 93). Darauf führte er Karl von Blois tausend Französische Kriegsleute zu Hülfe, und in der Bretagne sammelten sich auf seinen Ruf noch funfzehnhundert Lanzen unter seiner Fahne. Viertausend Mann stark traf er mit dem Herzoge Karl am 29. September 1364 bei Auray auf Johann V. von Montfort und Chandos, der dessen Englische Hülfstruppen commandirte, die wol um die Hälfte schwächer

waren. Sie hatten einen Hügel besetzt. Dichtgedrängt rückten die Franzosen an, jeder hielt seine Lanze vor sich und hatte eine starke Streitart mit kurzem Stiel an der Seite; die Edelleute in der Mitte ihrer Dienstmannen, ihre Banner voran. Aber alle Anstrengungen die Höhe zu gewinnen blieben vergeblich, endlich wurden sie in die Flucht getrieben, du Guesclin ward selbst gefangen, Karl getödtet und die Verfolgung vier Meilen weit fortgesetzt, so daß wenige entkamen. Als Montfort den Leichnam seines Gegners erblickte, traten ihm Thränen in die Augen: „Ha, guter Vetter," rief er aus, „eure Hartnäckigkeit hat viel Unglück über die Bretagne gebracht. Aber Gott helfe mir, ich sähe euch gern anders, als so!" Chandos entgegnete: „Herr, danket Gott für den Sieg, ihr könnt euren Vetter und das Herzogthum nicht zusammen haben."

Im folgenden Jahre löste der König von Frankreich Bertrand für hunderttausend Franken aus der Gefangenschaft und beauftragte ihn, die Compagnien nach Spanien zu führen, nachdem man ihnen vergeblich einen Zug nach Ungern gegen die Türken vorgeschlagen hatte. Dieser sandte nun zuvor einen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem ers erhalten, begab er sich in die Ebenen bei Chalons, wo sie an dreißigtausend Mann stark lagerten. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern, und versprach ihnen außerdem große Summen, die der König von Frankreich auszahlen würde, wenn sie sein Land verließen. Dies lockte sie, die meisten gingen den Vorschlag ein, und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon zu. Papst Urban V. erbot sich zur Aufhebung des Bannes, welcher über die Compagnien ausgesprochen war, aber Bertrand erwiederte: „Es sind viele unter uns, die nicht nach Absolution fragen, Geld ist den meisten lieber;" und so mußte ihre Entfernung denn mit zweimalhunderttausend Franken erkauft werden. In Castilien leistete du Guesclin dem Prinzen Heinrich höchst ersprießliche Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der schwarze Prinz, der Peter's Sache vertheidigte, bei Navarette am 3. April 1367 den dritten Sieg in seinen Lorbeerkranz flocht. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, sprengte Bertrand auf Heinrich zu, der seine fliehenden Truppen schon dreimal zum Stehen gebracht hatte, und noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm dessen Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst stürzte sich dann

wieder ins Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste." Der Prinz dachte auch edel und ritterlich genug, um ihn dem Könige Peter, der gern Rache an diesem Gegner geübt hätte, trotz aller Anerbietungen nicht auszuliefern, sondern nahm ihn mit sich nach Bordeaux, wohin er bald darauf zurückging.

Ein Zufall beschleunigte Bertrand's Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz," sagte der Herr von Albret, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagt, nämlich Bertrand du Guesclin." Eduard fühlte durch dieses Gerücht seine Ehre gekränkt, und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand?" fragte der Prinz. „Traun", erwiederte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber." „Es wird bloß von Euch abhangen," entgegnete Eduard; „schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen; so entlasse ich Euch ohne Lösegeld." — „Was hülfe mir da meine Befreiung, dann gäb ich mich ja erst recht in die Gefangenschaft." — „Nun," sagte der Prinz, „dann sollt Ihr wenigstens nicht ohne Geld wegkommen." „Ich will gern zahlen," entgegnete Bertrand, „nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, den Preis selbst zu bestimmen, und Jener bot hunderttausend Goldgulden, um sich nicht zu niedrig zu schätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er so viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich," erwiederte dieser, „und Heinrich von Castilien, der nun als König sterben wird, werden es aufbringen." Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten, und die Gemahlin Eduard's selbst gab ihm eine bedeutende Summe. Dann verließ er diese Stadt, um sich das Uebrige zu verschaffen. Aber freigebig und großmüthig wie er war, unterstützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß sie ihr Lösegeld bezahlen, und sich von Neuem ausrüsten konnten. Er begab sich hierauf zum Herzog von Anjou, dem Bruder König Karl's, der für Heinrich von Castilien Truppen werben ließ, von diesem erhielt er das Fehlende, und stellte sich wieder an die Spitze von sechshundert Lanzen, um den vertriebenen Prinzen zum zweiten Mal in sein Reich zurückzu-

führen (1368). Seine Tapferkeit trug wesentlich zum Gewinn der Schlacht bei Montiel bei, mit welcher Peter des Grausamen Herrschaft ihr Ende erreichte (unten Abschn. 64.).

Der Krieg war den kühnen Helden dieser Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne sandte einst der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun bedachte er sich nicht länger. „Geht," sprach er zum Herolde, „und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben noch die Größe der Stadt achten." Er ließ sofort anrücken, und die Mauern wurden erstiegen.

Nach zwei Jahren kehrte Guesclin nach Frankreich zurück zu neuen Thaten. Karl V. trug ihm nach dem Verluste von Limoges (o. S. 94.) die Würde des Connetable von Frankreich an. Er schwankte eine Zeit lang, eine so hohe Stelle anzunehmen, endlich leistete er am 20. October 1370 den Eid, mit der Bitte, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wolle. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausend fünfhundert Gensd'armes (geharnischte Reiter) hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber noch einmal so viel bei ihm einfanden, bezahlte er die Uebrigen von dem Gelde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte. Dann eilte er dem Englischen Feldherrn Robert Knowles nach, der im vergangenen Sommer mit sechstausend Mann zu Calais gelandet war, die Picardie und die Champagne verheert hatte, und jetzt, nachdem auch die Umgegend von Paris von ihm ausgebeutet war, seine Richtung gegen die Bretagne nahm. Als Bertrand sich näherte, ließ Knowles ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust Euch zu sehen," gab dieser zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer besiegt habe. Obgleich es schon Nacht war, saß er mit fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er in die Gegend von Pont Valin kam, wo eine Abtheilung des feindlichen Heeres lagerte, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brot erfrischen, einander ihre Sünden beichten und zu Gott beten. Still,

die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen die Feinde, welche die Ankunft der Franzosen auf keine Weise erwarteten, da ihr Bote noch nicht zurückgekehrt war. So geriethen sie in Verwirrung, wurden geschlagen und verloren viele Leute. Nach diesem Unfall wagte Knowles keine Schlacht weiter, sondern zog sich tiefer in die Bretagne, wo er sein Heer entließ.

Guesclin starb im sechs und sechzigsten Jahre. Es war, als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen; denn eine Krankheit endete sein Leben, aber doch mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Randon, dessen sich ein Haufe von Söldnern bemächtigt hatte, um von hier aus die nächsten Landschaften ungestraft verwüsten zu können. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (13. Julius 1380). Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denys, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karl's V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die Belagerten erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu seyn, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

---

35. England unter Richard II. und Heinrich IV.
(1377—1413.)

Da Richard, der Sohn des schwarzen Prinzen, bei dem Tode seines Großvaters Eduard's III. erst elf Jahre alt war, so setzten die Prälaten und die Barone des Reichs für die Zeit seiner Minderjährigkeit zur Führung der Regierungsgeschäfte einen Verwaltungsrath ein. Schon unter der vorigen Herrschaft hatte sich das Ansehen der Gemeinen im Parlamente bedeutend gehoben, und zwar aus denselben Gründen, welche in dieser Zeit einen ähnlichen Aufschwung des dritten Standes in Frankreich hervorriefen. Eduard's große Kriegsunterneh-

mungen, das hieraus entspringende Geldbedürfniß zwangen ihn, sich viel häufiger, als es sonst geschehen war, mit seinem Volke zu berathen, und dessen Interesse zu gewinnen. Unter seiner funfzigjährigen Regierung wurden an siebzig Reichsversammlungen abgehalten „zur Abstellung von Mißbräuchen und zur Aufrechthaltung der neuen Gesetze," und allmählich bildete sich der Gebrauch, daß die Stände jährlich zusammentreten müßten. Außer den Würdenträgern der Kirche und den Baronen berief der König von den Afterlehnsträgern welche er wollte in's Parlament. Doch mußten diese nicht zur letzten Klasse des Adels gehören, sondern wenigstens Bannerherren seyn, d. h. wieder lehnspflichtige Leute unter sich haben (vgl. Th. IV. S. 307.). Die Ritterschaft des Reiches, die freien ritterbürtigen Grundbesitzer, sandten vier und siebzig Abgeordnete, zwei aus jeder Grafschaft, welche gemeinsam in den Grafschaftsversammlungen (Th. IV. S. 316.) erwählt werden sollten, doch griffen die Sherifs hier noch oft willkürlich durch, indem sie selbst die Deputirten ernannten. Diesen Oberbeamten der Grafschaften stand auch die Einladung der in ihren Bezirken gelegenen Städte zum Parlament zu, und es lag bis jetzt noch ziemlich in ihrer Hand, welche sie berufen und welche sie übergehen wollten. Die Stände beriethen sich abgesondert, wie ihre Interessen verschieden waren, auch hielt sich keiner durch die Bewilligungen und Beschlüsse der anderen für gebunden. Von den Städten wurden die größten Beiträge verlangt und sie begleiteten dann, hierauf fußend, jede Erlaubniß zu einer neuen Besteuerung mit Petitionen um Abstellung von Mißbräuchen und unbequemen Einrichtungen. Die Ritterschaft erkannte, daß sie sich gewöhnlich in gleicher Lage und in gleichem Interesse mit den Bürgern befände, hielt daher mit diesen gemeinsame Berathungen, und verstärkte hierdurch das Ansehen derselben sehr bedeutend. So geschah es, daß unter Eduard's Regierung fast kein Gesetz gegeben wurde, ohne die Abgeordneten des dritten Standes, wie die Verbundenen später genannt wurden, zu befragen, und daß der König wegen seiner auswärtigen Unternehmungen öfters deren Rath einholte; ja im Jahre 1376 hatten die Gemeinen einen Proceß wegen vielfacher Veruntreuung bewilligter Gelder gegen die höchsten Staatsbeamten in Gang gebracht, der die Absetzung oder gefängliche Einziehung mehrerer Diener des Königs zur Folge hatte. Jetzt setzten die Ritter und Bürger, nachdem der Regentschaftsrath für König Richard etwas über zwei Jahre die Verwaltung geführt die Entlassung desselben durch,

und erhielten es, daß die Regierung an den jungen König selbst kam, mit Beistand der gewöhnlichen Kronbeamten, welche indeß das Parlament ernennen sollte. Zugleich wurde ein Ausschuß der Lords und Gemeinen niedergesetzt, um die Kosten für den Hofstaat zu untersuchen und zu ermäßigen.

Diesen Zugeständnissen folgte die Bewilligung einer Kopfsteuer von Seiten der Reichsversammlung, welche große Bewegungen veranlaßte. In den letzten Jahren war das Volk stark belastet worden, um die Summen aufzubringen, welche der Krieg gegen Frankreich, den Karl V. schon vor Eduard's Tode, nach Ablauf des Waffenstillstandes wieder eröffnet hatte, zu bestreiten, und um ein Heer gegen die Schotten auszurüsten, welche um dieselbe Zeit neue Feindseligkeiten begonnen hatten. Durch die Erhebung der neuen Abgabe fühlten sich die unteren Klassen am meisten gedrückt, und da einige Einnehmer mit großer Härte und tyrannischem Uebermuth verfuhren, kam es zur Empörung (1381). Der Unwille, der längst schon in den Gemüthern des unter dem harten Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Landvolkes dumpf gährte, bedurfte nur eines Anstoßes zum heftigsten Ausbruch, und bald fanden sich gegen hunderttausend Menschen unter den Waffen. Der Aufstand galt zunächst der Kopfsteuer, daneben aber wurde das Verlangen laut, daß alle Lasten und Unehren der Hörigkeit abgeschafft werden sollten, und viele Redner ließen die Meinung hören: alles Uebel entstehe aus der Ungleichheit der Stände *). Von Süden zogen die Bauern aus Kent und Sussex unter Wat Tyler **), von Norden die aus Essex, Suffolk und Norfolk der Hauptstadt zu, um dem Könige selbst ihre Klagen und Wünsche vorzutragen. Der Pöbel von London eröffnete ihnen die Thore, worauf allerlei Frevel und Uebermuth in den Straßen geübt wurde, doch wird nichts von solchen Gräuelthaten berichtet, welche die Empörung der Französischen Bauern begleiteten. Dann lagerten sich die Schaaren in dichten Massen um den Tower, in den sich der junge König verschlossen hatte. Da die Besatzung zu schwach schien, um einem nachdrücklichen Angriff Trotz zu

*) Ces méchans gens de contrées, sagt der alte Froissard, disoient qu'au commencement du monde il n'avoit esté nuls serfs, und einer ihrer Führer, der Priester John Ball, behauptete, wie derselbe Geschichtschreiber erzählt: les choses ne peuvent pas bien aller jusqu'à tant qu'il ne sera ne villains ne gentilshommes et que nous serons tous unis.

**) Wat ist eine Abkürzung von Walter, und Tyler (Dachdecker) bezeichnet das Gewerbe des Hauptmanns.

bieten, mußte sich Richard entschließen, persönlich mit ihnen zu unterhandeln. Er kam heraus (14. Juni) und hörte die Forderungen der Bauern. Sie verlangten, es solle fortan keine Leibeigenschaft mehr bestehen und nicht mehr als vier Pfennige jährliche Steuer vom Acker erhoben werden; freien Kauf und Verkauf für den Landmann auf allen Märkten, und endlich Verzeihung für das Geschehene. Richard willigte ein und ließ nach dem Willen der Insurgenten für jede Dorfschaft eine besondere Urkunde entsprechenden Inhalts ausfertigen. Dreißig Schreiber waren die ganze Nacht hindurch beschäftigt. Am folgenden Morgen wurden die Privilegien den Bauern eingehändigt, und die meisten zogen ruhig nach Hause. Aber Wat Tyler, der noch von zwanzigtausend Männern umgeben war, scheint durch diese Zugeständnisse nicht befriedigt gewesen zu seyn, oder andere Pläne verfolgt zu haben. Er wünschte eine neue Zusammenkunft mit dem Könige, welche ihm zu Smithfield bewilligt wurde. Sobald er Richard's ansichtig ward, ließ er seine Leute halten und ritt auf ihn zu. Wat's Verlangen war zunächst auf die Abstellung des Wild- und Wasserbannes gerichtet. Während der Unterredung spielte er mit seinem Dolch und als er plötzlich im Eifer die Zügel des königlichen Rosses ergriff, stieß ihm der Lord Mayor von London, der neben Richard hielt, und dessen Leben oder persönliche Sicherheit bedroht glaubte, sein Schwert in den Hals. Der König schwebte in der höchsten Gefahr, nur sechzig Ritter waren um ihn, und die Bauern, obgleich bestürzt durch den unerwarteten Tod des Hauptmanns, spannten ihre Bogen. Schnell gefaßt sprengte Richard auf sie zu und rief mit glücklicher Gegenwart des Geistes: „Was thut ihr, meine Mannen! Tyler war ein Verräther. Folgt mir, ich will euer Führer seyn!" Unschlüssig und verwirrt, andere voll jubelnder Freude zogen sie hinter dem Könige in die Felder von Islington, bis bewaffnete Hülfe von London herankam, unter deren Schutze der König ihnen heimzuziehen befahl. Auf die Nachricht von der Zerstreuung der Bauern sammelte sich der Adel, der sich bisher in seinen Schlössern gehalten hatte, zahlreich um Richard, der beim Parlamente anfragte, ob die Leibeigenschaft abgestellt bleiben solle. Einstimmig erklärten Lords und Gemeinen, daß sie hierzu ihre Einwilligung nicht geben würden. Darauf widerrief der König die erlassenen Freiheitsbriefe und vierzig tausend Reisige durchzogen Kent und Esser zu neuer Unterdrückung des Landvolkes, welches vereinzelt dem mächtigen Angriff nicht widerstehen konnte. Viele Tausende büßten

ihr kühnes Beginnen mit dem Tode; alle kehrten in die alte Knechtschaft und zu unwilligem Gehorsam zurück.

So war die Ordnung im Innern wieder hergestellt, und auch nach außen konnte man sich der Ruhe erfreuen, da die Regierung mit Frankreich und Schottland kurze, aber oft erneuerte Waffenstillstände einging. Allein ein Quell gefährlicherer Unruhen lag in der Persönlichkeit Richard's, dessen treffliche Anlagen durch unwürdige Günstlinge mißleitet wurden, und in der Herrschsucht seines Oheims, des Herzogs Thomas von Gloceſter. Als das Parlament im Jahre 1386 versammelt war, klagten die Gemeinen vor den Lords, als dem Gerichtshof des Königs, den Kanzler Michael de la Pole, Grafen von Suffolk, wegen Veruntreuung und Besiegelung gesetzwidriger Urkunden an. Insgeheim regte sie der Herzog von Gloceſter, der sich selbst, durch eine mächtige Adelspartei unterstützt, auf den Thron schwingen wollte, zu diesem Verfahren an. Die Entlassung des Grafen wurde durchgesetzt, worauf ihn die Lords zur Erstattung bedeutender Summen verurtheilten. Nachdem man hierdurch die treuen Diener des Königs in Furcht gesetzt zu haben meinte, traten die Absichten der Gegner des Hofes deutlicher hervor. Auf ihr Betreiben verlangte das Parlament die Niedersetzung einer hohen Regierungscommission zur Reform des Staatswesens, wie dieses schon mehrfach unter früheren Regierungen geschehen war (s. Thl. V. S. 217.), und der König mußte nachgeben. Zwölf Lords, unter ihnen Gloceſter selbst, wurden ernannt und eröffneten ihre Arbeiten damit, daß sie noch vier Räthe und Freunde des Königs anklagten, von denen indeß zwei ihr Leben durch die Flucht retteten (1388). Der König machte danach einen Versuch, seine Widersacher zu stürzen, allein er unterlag ihrer Macht, und hatte seine Stellung nur verschlimmert, denn nun wurden auch alle übrigen Herren seines Hofes, ein und zwanzig an der Zahl, gefänglich eingezogen oder in Anklagezustand versetzt, und damit Richard in seiner Noth auch nicht einen Menschen um sich habe, dem er sich anvertrauen könne, wurde sogar seinem Beichtiger, dem Bischof von Chicheſter, verboten, um ihn zu seyn. Gloceſter ließ darauf die Anhänger des Königs theils verbannen theils hinrichten, und glaubte sich im Besitz der Herrschaft gesichert. Aber nach Verlauf eines Jahres gelang es dennoch dem jungen Könige, wieder in Besitz der vollen Regierungsgewalt zu kommen, welche er, durch die bisherigen Erfahrungen belehrt, nunmehr mit größerer Einsicht und mit dem Beifall des Volkes führte (1389).

Seinem Zorn gegen die vormaligen Widerſacher gab er nur ſo weit Raum, daß er ſie ihres Einfluſſes beraubte, damit nicht Anlaß zu neuen Empörungen gegeben werde. Um den Kampf mit Frankreich zu enden, und von außen Sicherheit, vielleicht auch Schutz zu erlangen, brachte er im Jahre 1396 einen großen Waffenſtillſtand mit Frankreich auf fünf und zwanzig Jahre zu Stande, deſſen Abſchluß jedoch durch die Räumung von Breſt und Cherbourg erkauft werden mußte. Durch die gleichzeitige Verlobung Richard's mit Iſabelle, der Tochter Karl's VI., ſchien das freundliche Verhältniß beider Herrſcher befeſtigt. Der Herzog von Gloceſter hatte ſich indeß trotz ſeiner Demüthigung nicht entſchließen können, ſeine feindſelige Stellung gegen den Hof aufzugeben, ſondern war im Stillen unabläſſig bemüht, den Abſichten des Königs durch Ränke und Intriguen jeder Art entgegenzuwirken. Auch die Verbindung mit Frankreich hatte er benutzt, um den Haß des Volkes wider Richard aufzuregen. Dieſer glaubte ſich aber jetzt ſtark genug, den läſtigen Gegner völlig zu ſtürzen, und die Hinrichtung und Verbannung ſeiner Diener und Freunde, ſo wie ſeine eigene Beſchimpfung an deren Urheber zu rächen. Er ließ den Herzog plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er im Gefängniß ermordet wurde, wie man damals glaubte und unter der folgenden Regierung zu beweiſen ſich angelegen ſeyn ließ, auf Richard's Befehl. Die Grafen von Arundel und Warwick, Gloceſter's Freunde, wurden nach dem Ausſpruch des Parlaments der Erſte enthauptet, der Andere verbannt (1397).

Dieſes durchgreifende Verfahren erregte indeß die Beſorgniß aller derer, welche in die früheren Unruhen verwickelt geweſen waren, weil ſich deutlich zeigte, daß der König jene Vorfälle nicht vergeſſen habe. Die bedeutendſten unter den damals Betheiligten waren der Herzog Heinrich von Hereford, der Sohn des Herzogs von Lancaſter (o. S. 97.) und Enkel Eduard's III., und der Herzog von Norfolk. Als dieſer eines Tages mit dem Erſteren auf dem Wege nach London zuſammentraf, vertraute er ihm ſeine Befürchtungen und nannte ihm die Räthe des Königs, bei denen er feindſelige Geſinnungen gegen ſie vorausſetzte. Ob Heinrich das Geheimniß durch unvorſichtige Reden an den Tag brachte, oder es abſichtlich dem Könige verrieth, um ſich zu retten, iſt ungewiß. Er ward vor Richard und ſeinen Rath beſchieden, Norfolk's Mittheilungen öffentlich bekannt zu machen. Dieſer läugnete und ein Zweikampf ſollte über die Wahrheit entſcheiden Schon hielten beide in Gegenwart des Königs, eines Ausſchuſſes des

Parlaments und einer unermeßlichen Volksmenge in den Schranken zu Coventry, legten die Lanzen ein, und sprengten ihre Streitrosse an, als Richard seinen Stab herabwarf und erklärte, er könne kein Gottesurtheil zwischen zwei so hoch angesehenen Rittern gestatten, welches nothwendig über einen unauslöschliche Schmach bringen müsse; darum verbanne er den Herzog von Norfolk auf immer mit Verlust seines Vermögens aus dem Reiche, den Herzog von Hereford aber auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, daß er bei seines Vaters Tode in den Besitz seiner Erbgüter treten solle. Auf diese Weise glaubte er sich Beider am Besten zu entledigen, und als der Herzog von Lancaster schon drei Monate nach jenem Vorfalle starb, zog er, wider sein Wort, dessen reiche Besitzungen ein, um die Macht dieses Hauses für immer zu brechen.

Aber Herzog Heinrich war seit längerer Zeit der Liebling des Volkes gewesen, die Verfolgung Gloceſter's und seiner Anhänger, nachdem fast zehn Jahre verflossen waren, hatte vielfachen Haß gegen den König erweckt, und die Tausende, welche Hereford damals das Geleit gaben, als er in die Verbannung ging, hätten Richard vor drohenden Gefahren warnen sollen. Unbesorgt faßte dieser indeß gerade jetzt den Entschluß, einen Kriegszug nach Irland zu unternehmen, wo ein Aufstand gegen die Englische Herrschaft stattgefunden hatte. Während seiner Abwesenheit landete Heinrich mit zwanzig Mann in Yorkshire (4. Juli 1399), um sein Erbe wiederzugewinnen, wie er erklärte. Bald sah er sich von sechzigtausend Bewaffneten umgeben. Selbst der Herzog von York, Richard's dritter Oheim, dem der König die Regierung, so lange er entfernt sey, anvertraut hatte, erklärte sich für Hereford. Als nun Richard, da er nach England zurückkehrte, seinen Gegner schon im Besitz einer solchen Macht fand, und von dem größten Theile seiner Truppen verlassen ward, beschloß er nach Frankreich zu fliehen, um dort eine günstigere Wendung der Umstände abzuwarten. Aber Heinrich eilte, dies zu verhindern; er sandte den Grafen von Northumberland an ihn ab, welcher den König durch einen falschen, auf die Hostie geschwornen Eid aus Conway, einem Hafen in Wales, hinweglockte, und ihn zu Heinrich führte. „Euer Volk beklagt sich, redete ihn dieser an, Ihr habet es seit zwei und zwanzig Jahren schlecht regiert; wenn es Gott gefällt, will ich Euch helfen besser zu regieren." Jetzt reifte in Heinrich der Plan, den ihm sein Glück, welches ihn wol selbst überrascht hatte, eingegeben, wenn er ihn nicht bei seiner

Landung schon gehegt. Er führte den unglücklichen Monarchen als seinen Gefangenen nach London, wo er (am 29. September) der Krone zu entsagen genöthigt ward. Damit noch nicht zufrieden, ließ Heinrich dem Parlamente, welches größtentheils aus seinen Anhängern bestand, am folgenden Tage drei und dreißig Klagepunkte gegen Richard vorlesen, aus denen hervorgehen sollte, daß er den Thron verwirkt habe. Muthvoll erhob sich der Bischof von Carlisle, Richard's treuer Anhänger, dagegen, ward aber sogleich ergriffen und verhaftet. Nun wagte Niemand mehr Widerspruch, Richard's Absetzung ward feierlich ausgesprochen, und Heinrich von Lancaster, der die Krone sofort als ihm gebührend in Anspruch nahm, als König anerkannt. Ein Jahr später sah auch Deutschland in Wenzel einen entthronten Herrscher.

Heinrich's Regierung war nicht minder unruhig als die vorige. Nur gewaltsam konnte er den auf dieselbe Weise gewonnenen Thron behaupten; es schien unmöglich, die Wünsche und Hoffnungen derer, die ihn erhoben hatten, zu erfüllen. Ein Theil des Volks fand sich nicht genug erleichtert, ein anderer nicht genug belohnt, und einige Anhänger Richard's konnten schon nach wenigen Monaten den Versuch wagen, Heinrich's Thron zu erschüttern. Aber sie büßten dieses Beginnen nicht nur mit dem Leben, sondern führten dadurch auch Richard's Ende herbei. Es hieß zwar, daß dieser sich selbst durch hartnäckiges Weigern, Nahrung zu sich zu nehmen, getödtet habe, aber Andere behaupteten, daß ihm auf Heinrich's Befehl Speise und Trank entzogen worden sey, und daß Richard dieser Qual erst am funfzehnten Tage erlegen sey; und ein drittes Gerücht erzählte, daß ihn Sir Robert Exton im Schlosse Pontefract, wo er gefangen saß, nach dem Willen des Königs erschlagen habe.

Gefährlicher für Heinrich IV. schien ein zweiter Empörungsversuch zu werden, der von seinen ehemaligen Freunden ausging, die den thätigsten Antheil an seiner Erhebung gehabt hatten, dem mächtigen Hause Percy nämlich, an dessen Spitze der alte Graf von Northumberland stand, und dessen kühner, stolzer und beliebter Sohn Heinrich, genannt Heißsporn. Das Verdienst, welches die Percy sich erworben, mußte sie mit Stolz erfüllen, aber eben darum betrachtete sie der König mit argwöhnischen Blicken. Dies führte sie am Ende feindlich gegeneinander. Bei einem der häufigen Einfälle, welche der fortdauernde Krieg an den Grenzen von Schottland und England veranlaßte, hatte der junge Heinrich Percy gesiegt, und unter vielen vornehmen

Schotten auch den Grafen Douglas gefangen genommen. Er verweigerte es, die Gefangenen, welche der König forderte, auszuliefern, und der König wollte dagegen nicht erlauben, daß der mit Percy engverbündete Sir Edmund Mortimer, den ein Walliser, Owen Glendower, in einem von ihm geführten Raubkriege gefangen genommen, ausgelöset würde. Der erzürnte Heinrich Percy ward jetzt die Seele einer gefährlichen Verschwörung, an welcher der ganze mächtige Anhang seines Hauses Theil nahm, und zu der auch Douglas, dem seine Freiheit unter dieser Bedingung gegeben ward, hinzutrat, voll Freude über diese Entzweiung der Feinde seines Vaterlandes. Heinrich sollte vom Throne gestürzt, der Graf von Marche, der mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduard's III. abstammte, und also ein näheres Recht auf die Krone zu haben schien, statt seiner erhoben werden. Allein des Königs Glück und Kraft vereitelten diese Pläne; der Tag von Shrewsbury (1403) gab ihm den Sieg, und kostete Heinrich Percy das Leben. Auch des Letztern Oheim, der Graf von Worcester, ward gefangen und enthauptet. Der Erzbischof von York, der einen neuen Aufruhr begann, unterlag auf gleiche Weise; der Graf von Northumberland ward bei einem ähnlichen Unternehmen erschlagen. So verschaffte sich endlich Heinrich IV. Ruhe vor seinen Feinden im Inneren des Reichs, die nun entweder durch das Schwert vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren.

Die Geistlichkeit, die gleichfalls an seiner Thronbesteigung großen Antheil hatte, blieb ihm treuer, weil sie seines Schutzes gegen eine Secte bedurfte, welche die ganze Hierarchie bedrohete. Es waren die Anhänger des oben (S. 34.) schon erwähnten Wycliffe, die auch nach dem Tode ihres Meisters seinen Ansichten treu blieben, und unter dem Namen der Lollharden großes Aufsehn erregten. Predigten wider die Reichthümer der Geistlichkeit fanden auch im Parlamente Beifall, und die Gemeinen machten Vorschläge zur Einziehung des Kirchenvermögens. Doch Heinrich widersetzte sich der Ausführung dieser Absichten, ließ Strafgesetze gegen die Lollharden als Ketzer ergehen, und sicherte sich dadurch die feste Ergebenheit des geistlichen Standes.

Beschwerden und mannichfacher Kummer, auch wol Gewissensbisse über die Art, wie er die Krone erworben, untergruben Heinrich's ohnehin schwankende Gesundheit, und zogen ihm einen frühen Tod zu. Er starb, erst sechs und vierzig Jahre alt, am 20. März 1413, und hinterließ den Thron seinem Sohne Heinrich V. mit der Aussicht,

bei den großen, im nächsten Abschnitt zu schildernden Verwirrungen Frankreich's, Eduard's III. Pläne auf dieses Land mit Erfolg erneuern zu können.

---

36. Frankreich unter Karl VI.

Der Tod Karl's V. bewirkte für Frankreich noch schlimmere Folgen, als der Eduard's III. für England, und zeigte deutlich, daß die Wiederherstellung der Regierung unter jenem Herrscher noch keine tiefere Wurzeln geschlagen hatte. Der Thronerbe, Karl VI., war zwölf Jahre alt und seine drei Oheime, die Herzoge Ludwig von Anjou, Johann von Berry und Philipp von Burgund stritten um die Regentschaft. Der verstorbene König hatte sie dem Ersten bestimmt. Endlich kam man überein, daß den beiden andern die Vormundschaft, die von der Regentschaft getrennt wurde, und die Erziehung des jungen Prinzen übergeben werden sollte. Indeß ließ der Herzog von Anjou die Krönung in Rheims vollziehen, plünderte den bedeutenden Schatz, der unter der vorigen Regierung mit großer Anstrengung zusammengebracht war und erhöhte die Auflagen statt sie zu vermindern, wie Karl V. es auf dem Todbette gewünscht hatte; Alles in der Absicht, sich zu bereichern und Geld für seine Unternehmungen in Italien zu sammeln, denn die Königin Johanna von Neapel hatte ihn zum Erben ihres Thrones eingesetzt (o. S. 18.). Das Volk war voll Unmuth über diesen Druck und forderte bald aller Orten die unter dem Vater des Königs eingezogenen Rechte und Privilegien zurück (o. S. 92.). Zu Paris trat ein Schuhmacher vor den versammelten Zünften auf, sprach von der Verachtung und Mißhandlung der Bürger durch den Adel, und daß sie solche Schmach geduldig trügen. Seine Rede erregte das Volk in dem Grade, daß auf der Stelle ein bewaffneter Haufe nach dem Palaste Karl's VI. zog. Der Staatsrath verhieß Abschaffung aller Steuern, die seit Philipp dem Schönen eingeführt worden seyen. Unterdeß plünderte die aufgeregte Menge das Quartier der Juden, und warf sich auf die Häuser der Einnehmer, wo die Kassen beraubt und alle Steuerrollen verbrannt wurden. Aehnliche Auftritte fielen in der Picardie und in der Normandie vor, während die Städte von Languedoc, wo schon in den letzten Jahren Karl's V. Empörungen ausgebrochen, aber wieder gedämpft worden waren, sich weigerten, den

Herzog von Berry als Statthalter ihrer Provinz aufzunehmen. Als man in Paris einen neuen Versuch machte, die Abgaben, welche man nicht entbehren konnte, wiederherzustellen, entstand ein wüthender Aufruhr (1. März 1381). Das Rathhaus wurde erstürmt, in welchem der Pöbel Rüstzeug und namentlich Streitkolben in Menge fand, wovon die Empörer seitdem Maillotins genannt wurden. Alle diese Bewegungen drohten um so gefährlicher zu werden, da die mächtigen Flandrischen Städte um dieselbe Zeit wieder im Kampfe mit dem Grafen Ludwig begriffen waren, der sie länger als gewöhnlich mit großem Geschick in Ruhe und Ordnung erhalten hatte. Von Gent, welches damals achtzigtausend waffenfähige Männer in seinen Mauern zählte, ging auch diesmal der Widerstand aus. Philipp von Artevelde, der Sohn Jakob's, dessen bei der letzten Empörung Flandern's gedacht worden ist trat an die Spitze der Zünfte, und richtete die vollständigste Democratie in der Stadt ein, indem jeder Wehrhafte gleiche Rechte und gleichen Antheil an der Regierung des Gemeinwesens erhielt. Ludwig verwüstete die Umgegend, ließ keine Zufuhr in die Thore und verlangte Ergebung auf Gnade und Ungnade. Da zog Artevelde mit fünftausend Bürgern und zweihundert Feuerröhren und mit dem letzten Mundvorrath gegen ihn heraus, schlug ihn bei Brügge, und drang mit den Fliehenden in die Mauern. Nach diesem Siege breitete sich Artevelde's Ansehen über das ganze Land aus, und willig nahmen die Bürger der andern Städte seine Gewaltboten in ihre Mitte auf. Ludwig suchte eine Zuflucht am Französischen Hofe. Man beschloß sofort die Aufrührer in den Provinzen, dann in Paris selbst anzugreifen. Zuerst wurde Rouen genommen, die Bürger entwaffnet, die Sturmglocke herabgeworfen und die Gemeindeverfassung aufgehoben. Unterdeß war der Herzog von Anjou im Laufe des Jahres 1382 nach Italien abgezogen, und Philipp von Burgund hatte den größten Einfluß auf die Regierung gewonnen. Eifrig unterstützte er das Gesuch des Grafen von Flandern um baldige Unterstützung gegen dessen Städte, weil er als Schwiegersohn und künftiger Erbe desselben dabei besonders betheiligt war (o. S. 46.), und da man diese, welche sich auch mit den Communen Frankreich's in Verbindung gesetzt hatten, eigentlich für den Heerd aller Unruhen hielt, so zog der König an der Spitze der Französischen Ritterschaft, welche diesen Kriegszug in dem allgemeinen Interesse ihres Standes begründet fand, nach Flandern, und besiegte dort am 27. November 1382 in einer blutigen Schlacht

bei Roosbeke *) die Genter trotz tapferer Gegenwehr. Ihr kühner Sinn ward zwar dadurch nicht gebrochen, aber die Französische Regierung benutzte den Sieg, um durch den Schrecken desselben die Französischen Städte zu demüthigen. Paris, gegen das die rückkehrenden siegreichen Schaaren anrückten, empfand zuerst die ganze Härte der Strafe. Wohl hätte es einen kräftigen Widerstand leisten können, aber innerhalb der Mauern herrschte Uneinigkeit, die höheren Bürgerklassen, die Waaren- und die Geldhändler waren des Regiments der Krämer und Handwerker überdrüssig, und ohne selbst Anstrengungen zur Herstellung einer gemäßigten Regierungsweise zu machen, gaben sie lieber ihre Communalfreiheit vollständig auf, und unterwarfen sich unbedingt dem Könige. So wurden die selbstständigen Verwaltungsbehörden der Stadt aufgehoben, die Reste ihrer Privilegien vernichtet, die alten Steuern wieder eingeführt, und mehr als dreihundert Menschen mit dem Tode bestraft. Ein ähnliches Schicksal traf die übrigen Städte. In Languedoc eroberte der Herzog von Berry einen Platz nach dem andern, und schlug die Bauern, welche gleichfalls aufgestanden waren (1383), übte aber einen so furchtbaren Druck, daß mehr als vierzigtausend Familien diese Provinz verließen. So besiegte die Monarchie und der Adel zum zweiten Male die große Bewegung des dritten Standes in Frankreich, welche von Sluys bis nach Montpellier die Gemüther ergriffen hatte. Es geschah dies vier Jahre bevor die Oberdeutschen Städte bei Döffingen erlagen, und fast zur selben Zeit, als der Aufstand des Landvolks in England mißglückte. Dagegen vernichteten die Schweizerischen Bauern die Blüthe der Oesterreichischen Ritterschaft auf dem Schlachtfelde von Sempach, und es war noch nicht lange, daß die Niederdeutschen Bürger die Könige von Dänemark und Norwegen zu einem nachtheiligen Frieden gezwungen hatten (o. S. 60.).

Indeß wuchs der König heran, ohne Einsichten und Charakter zu entwickeln, doch war ihm die Vormundschaft seiner Oheime, der Herzöge von Berry und von Burgund, zuwider, und eine Partei, den Herzog Ludwig von Orleans (Karl's Bruder) und den Connetable von Clisson, Guesclin's Nachfolger, an der Spitze, welche Jenen ihre Stellung beneidete, brachte ihn, als er zwanzig Jahre alt war (1388), zu der Erklärung, daß er jetzt die Zügel der Regierung selbst ergreifen

*) Von dieser Schlacht sagt Froissard: si le commun de Flandres gagnoit la journée contre le royaume de France et que les nobles fussent morts, l'orgueil seroit si grand en tous communautéz que les Gentilshommes s'en répentiroient.

wolle. Den Erpressungen der beiden Herzöge geschah Einhalt, und auf Betreiben Clisson's wurde dem Herzoge von Berry auch die Verwaltung von Languedoc genommen. Im Jahre 1392 bewegte der Connetable, der jetzt den entschiedensten Einfluß auf alle Angelegenheiten gewonnen hatte, den König zu einem Kriegszuge gegen den Herzog Johann V. von Bretagne, mit dem er in Feindschaft gerathen war. Unterwegs, als man an einem drückend heißen Sommertage (5. August) über eine wüste Heide zog, sprang plötzlich ein verwilderter Mensch von scheußlichem Aussehen hinter einem Baume hervor, dem Könige in den Weg, ergriff den Zügel seines Pferdes, und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, edler König, kehr' um, du bist verrathen!" Karl's körperliche und geistige Schwäche, die von einer so eben überstandenen Krankheit herrührte, bedurfte nur eines solchen, wahrscheinlich von seinen Oheimen veranstalteten Anstoßes, um in völlige Geistesabwesenheit überzugehen. Er verfiel sofort in einen Wahnsinn, der, nur von Zeit zu Zeit durch lichte Zwischenräume unterbrochen, bis an seinen Tod, dreißig Jahre lang währte. Die Unternehmung gegen die Bretagne hatte den Herzögen höchlichst mißfallen, und schon einige Zeit zuvor hatte Berry nicht angestanden, zwei ihm entgegen stehende Räthe des Königs vergiften zu lassen.

Jetzt eröffnete sich für die Parteien des Hofes ein neuer Spielraum, zum höchsten Unglück des Landes. Die beiden Oheime übernahmen sogleich die Regierung von Neuem, und ihr erstes Geschäft war die Verdrängung Clisson's und aller seiner Anhänger. Danach wurden die oben (S. 21.) schon erwähnten Verhandlungen wegen Beendigung des Schisma in der Kirche gepflogen, an denen der König selbst Theil nehmen konnte, und der große Waffenstillstand mit England abgeschlossen. Aber die dadurch herbeigeführte äußere Ruhe gab nur desto mehr Muße zu Kämpfen im Innern. Der Herzog von Orleans bemühete sich, die Stellung, die er hatte verlassen müssen, wieder einzunehmen. Er schloß sich zu diesem Behufe an die Königin Isabeau, die Tochter Herzog Stephans von Baiern, bis zu verdächtiger Vertraulichkeit an. Seine Gemahlin Valentina, eine Tochter des ersten Mailändischen Herzogs Johann Galeazzo Visconti, schürte, von Ehrgeiz und Ränkesucht getrieben, das Feuer, weil sie sich als eine kaum ebenbürtige von der stolzen Herzogin von Burgund verachtet sah. Die Herrschaft der beiden Parteien wechselte, aber die schimpfliche Vernachlässigung des Königs, dessen Kindern es oft an dem Nöthigsten fehlte, der außeror-

dentliche Druck des Volks, und die frevelhafte Ueppigkeit des Hofes blieben sich gleich. Endlich, als Philipp von Burgund starb (1404), schien der Herzog von Orleans festzustehen. Allein der Sohn Philipp's, Johann, der den Beinamen des Unerschrockenen führt, ein kühner und heftiger Mann, wußte sich durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin und seines Sohnes mit der Schwester desselben einen sehr bedeutenden Anhang zu verschaffen, und da er sich im Staatsrathe einer neuen Steuer lebhaft widersetzte, erwarb er auch die Gunst des Volks. Die Macht dieser jüngern Burgundischen Herrscher war keine geringe, denn beim Tode Ludwig's von Flandern, den der Herzog von Berry in einem Streit über die Grafschaft Boulogne, welche beide in Anspruch nahmen, niedergestoßen hatte (1384), war nicht nur Flandern selbst, sondern auch die übrigen Besitzungen jenes Hauses, die durch Heirathen früherhin zusammengebracht worden waren, die Franche Comté, Artois, Mecheln, Antwerpen, Nevers und Rethel, an seine einzige Tochter Margarethe, die Mutter des neuen Herzogs von Burgund, gekommen (vgl. o. S. 46.). Johann's Ansehen in Frankreich und seine Spannung mit Ludwig von Orleans wuchsen von Tage zu Tage, und als er sich 1405 an der Spitze bewaffneter Schaaren Paris näherte, ergriffen die Königin und der Herzog von Orleans die Flucht. Die Hofränke schienen sich nun in einen förmlichen Bürgerkrieg zu verwandeln, da auch die Orleans'sche Partei Truppen sammelte. Für diesmal kam es indeß zu keinem Ausbruche, da es dem Herzoge von Berry gelang, seine beiden Neffen von Burgund und von Orleans zu versöhnen. Sie unterschrieben einen förmlichen Friedensvertrag, ritten mit einander in Paris ein, nahmen gemeinsam das Abendmahl, und schliefen, nach der Sitte der Zeit, als Zeichen des höchsten gemeinsamen Vertrauens in Einem Bette zusammen. Aber alles dieses konnte den Haß nur beschwichtigen, nicht vertilgen. Die gemeinschaftliche Herrschaft, welche die beiden Prinzen führen sollten, gab bald zu neuen Zwistigkeiten Anlaß. Endlich als der Herzog von Orleans, noch eitler als wollüstig, sich auch der Gunstbezeigungen der Herzogin von Burgund rühmte, obwol, wie die Zeitgenossen glaubten, ohne allen Grund, beschloß ihr Gemahl, sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen; er ließ ihn eines Abends (23. Nov. 1407) in der Straße des Tempels, als er von der Königin mit geringer Begleitung zurückkehrte, von Meuchelmördern überfallen und niederstoßen. Johann schien anfangs

verwirrt, faßte sich aber bald, und eilte nach Flandern, um Truppen zu seinem Schutze zu sammeln. Sobald er sich stark genug glaubte, kehrte er in die Hauptstadt zurück, wo ihn die Bürger mit Jubelruf empfingen, denn wie der Ermordete für den Beschützer des Adels und dessen Bedrückungen galt, so hielten sie den Herzog von Burgund für die Stütze ihres Standes, um dessen Beifall er sich bisher immer angelegentlich beworben hatte. Er war auch jetzt entschlossen, seine That vor dem Volke verkündigen und als ein Werk der Gerechtigkeit anerkennen zu lassen. Der Franziskaner Johann Petit, Doctor bei der Universität, bewies auf Ansuchen des Herzogs in einer öffentlichen Rede mit zwölf Gründen „zu Ehren der zwölf Apostel," daß der Herzog von Orleans ein verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen sey, und die Mordthat das höchste Lob, wie die Mörder den größten Dank*) verdiene. Die Macht Johann's gab dieser Beweisführung solchen Nachdruck, daß auch der unglückliche König den Tod seines Bruders, „als zum Heile und Besten des Reiches vollbracht" in einer feierlichen Erklärung billigen mußte.

Ein Aufstand der Bürger von Lüttich gegen seinen Bruder rief den Herzog von Burgund nach den Niederlanden. Kaum hatte er sich entfernt, als die Gemahlin des Ermordeten mit ihren Kindern, unterstützt von dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, in Paris erschien und um Gerechtigkeit und Hülfe bat, worauf sich die Königin und die Herzöge von Berry und Bretagne offen für sie erklärten. Nun begann der heftigste Parteikampf. Von beiden Seiten wurden Truppen geworben; Burgunder und Armagnacs waren die Namen der Factionen, zwischen denen das Reich sich theilte. Mordthaten, Frevel und wilde Gräuel waren an der Tagesordnung; alle sittlichen Bande wurden gelöst, durch das ganze Land wüthete Rohheit und Barbarei. Die Stadt Paris, Mittelpunkt und Preis der Kämpfe, sah zum dritten Mal die Herrschaft der Zünfte, unter denen sich vornehmlich die Fleischer erhoben. Fünfhundert der verwegensten Mitglieder dieses Gewerkes übten hier eine Schreckensregierung im Namen des Herzogs von Burgund. Unter dem Vorwande, die Armagnacs zu bekämpfen, verjagten, beraubten, ermordeten sie alle, nach deren Reichthümern sie Gelüste tru-

*) „A l'exemple des rémunérations, qui furent faictes à monseigneur Sainct Michel l'Archange, pour avoir tué le diable."

gen, oder die mit ihnen in persönlicher Feindschaft standen; der Dauphin Ludwig war nicht minder in ihrer Gewalt und ähnlichen Kränkungen ausgesetzt, als vor funfzig Jahren sein Großvater, Karl der Weise. Dessen ungeachtet bekam die Orleansche Partei im Jahre 1413 mit Hülfe der reicheren Bürger in Paris die Oberhand, so daß von nun an auch die wichtigen Reichsämter durch ihre Anhänger besetzt werden konnten. Vergeblich hatten Friedliebende, und besonders die Glieder der Universität zu Paris, wiederholte Versuche gemacht die Entzweiten zu vereinen. Es wurden zwar einigemal Verträge zu Stande gebracht, aber immer bald wieder verletzt, und der Bruch gab der Erbitterung nur neue Nahrung; die Parteien des Reichs wurden wie Feinde des Landes, unter dem Panier der Oriflamme, bekriegt, und die Feinde des Landes endlich selbst in die Verwirrung hineingezogen. Burgund und Orleans knüpften nach den Umständen Verbindungen mit den Engländern an, die mit großer Freude sahen, wie Frankreich sich selbst zerfleischte, und bald Anstalten trafen, dauernde Vortheile aus diesen Zerwürfnissen zu ziehen.

---

37. Heinrich V. von England, und der erneuerte Krieg wider Frankreich.

König Heinrich V., der seinem Vater Heinrich IV. 1413 in der Regierung folgte, war ein Fürst von ausgezeichneten Gaben und voll feuriger Thatkraft. Mit großer Tapferkeit und Kühnheit verband er ein ungemeines Geschick, sich darbietende Umstände zu seinen Gunsten zu benutzen. Er war gerecht bis zur Strenge, und doch so leutselig, einnehmend und gegen Geringere herablassend, daß er vom Volke verehrt und geliebt, von den Kriegern angebetet ward. Weniger geneigt war ihm der Adel, von dem er größere Unterwürfigkeit verlangte. In dem Feuer und dem Ungestüm der Jugend hatte er sich früher der ungebundensten, dem Thronerben von England sehr wenig geziemenden Lebensweise überlassen, und im Rausche ausgelassener Fröhlichkeit manche grobe Ausschweifung verübt. Kein Umgang behagte ihm so, als der mit liederlichen Gesellen, wenn sie nur durch Witz, Drolligkeit und Muthwillen seiner Lachlust Stoff darboten; aber er stand ohne Zweifel unter diesen Genossen seiner Thorheiten so großartig da, wie ihn der erste Dichter des Englischen Volkes in den historischen Dra-

men, die er seinem und seines Vaters Leben gewidmet, vorgestellt hat, eine Schilderung, durch welche diesen Auftritten ein unsterbliches Andenken zu Theil geworden ist.

Kaum hatte Heinrich den Thron bestiegen, als er zur Verwunderung aller Welt seine wilden Genossen völlig von sich entfernte. Um diese Zeit schien die Secte der Lollharden eine für die Kirche immer gefährlichere Ausbreitung zu gewinnen, und der neue Herrscher theilte selbst diese Besorgnisse, vielleicht, weil er nicht mit Unrecht auch politische Umwälzungsversuche von ihnen fürchtete. Einer ihrer vorzüglichsten Führer, Sir John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, der sich standhaft weigerte, seiner religiösen Ueberzeugung zu entsagen, wurde gefangen gesetzt, entzog sich aber durch die Flucht der über ihn verhängten Todesstrafe, und versuchte eine Empörung anzuzetteln. Sie mißlang, und ist auch wol schwerlich so bedeutend gewesen, als der Haß gegen die Lollharden sie schilderte. Indeß wurden viele, welche darin verwickelt seyn sollten, hingerichtet, und die schon vorhandenen Strafgesetze verschärft (vgl. S. 35.). Auch Oldcastle, als er nach einigen Jahren in die Gewalt seiner Verfolger gerieth, wurde als Verräther in Ketten aufgehängt, und als Ketzer durch ein unter dem Galgen angezündetes Feuer verbrannt, ohne daß sich aus seiner Asche eine neue Begeisterung der unterdrückten Partei erhoben hätte.

In weit höherm Grade nahmen die Angelegenheiten Frankreich's die Aufmerksamkeit Heinrich's in Anspruch. Er verlangte von der Französischen Regierung alle von England dort jemals besessenen Provinzen zurück, dazu die Hand der Prinzessin Catharina, Karl's VI. Tochter, mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen, und einen großen Rückstand vom Lösegelde König Johann's. Was man dagegen anbot, um diesen gefährlichen Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in Französischen Händen geblieben, und die Prinzessin mit einer Aussteuer von sechsmal hunderttausend Kronen, genügte Heinrichen nicht, und als auch sein zweiter etwas herabgestimmter Antrag verworfen ward, brach er alle weiteren Unterhandlungen ab. Rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie (1415), Harfleur wurde belagert und eingenommen Diese Stadt konnte nun, wie Calais, eine Pforte zu ferneren Eroberungen in Frankreich werden; aber durch die Beschwerden der Belagerung und durch Krankheiten war Heinrich's Kriegsmacht auf die Hälfte zusammengeschmolzen, und schon nahte ein großes Französisches Heer, bei welchem

sich Karl VI. und der Dauphin Ludwig persönlich befanden, unter der Anführung des Connetable d'Albret von der Armagnacschen Partei, welche damals das Uebergewicht behauptete. Heinrich brach auf nach Calais, gerieth aber bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt sah er sich am 25. October gegen die vier- oder (nach anderen Angaben) gar siebenfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Es war eine Lage, ganz wie die vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers, aber die Erinnerung an jene Tage gab den Engländern Muth, und ihre Tapferkeit, so wie Heinrich's treffliche Anordnungen führten auch denselben Ausgang herbei. Es war ein neuer großer Siegestag England's; mehr als achttausend Französische Ritter und Knappen, unter ihnen d'Albret selbst, bedeckten das Schlachtfeld, und mit einer großen Anzahl Gefangener befanden sich auch der Herzog von Orleans und andere Große im Englischen Lager. Heinrich kehrte nach England zurück, ohne von seinem Siege diesmal eine andere Frucht als Ehre und hohen Ruhm zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteihaß in Frankreich ihn von Neuem dazu einlud.

Inzwischen war der Graf von Armagnac selbst zum Connetable von Frankreich ernannt worden und hatte die Zügel der Regierung in seine Hand genommen. Eng mit ihm verbunden war Karl, der jüngste Sohn des Königs, der erst im vierzehnten Jahre seines Alters stand, und jetzt, nach dem Tode seiner vier älteren Brüder, Dauphin wurde. Trotz dieser Stütze verkannte Armagnac, ein entschlossener und vorsichtiger, wenn auch herrschsüchtiger und despotischer Mann, die Schwierigkeit seiner Stellung bei der Abneigung der Pariser nicht, vermehrte dieselbe aber durch die gewaltthätigen Mittel, welche er ergriff, um sich das Uebergewicht in dieser Stadt zu erhalten. Wiederholt ließ er den Bürgern die Waffen abnehmen, verbot alle Zusammenkünfte, selbst Trinkgelage und Hochzeiten, und Verdächtige wurden ohne weiteres Verfahren in großer Anzahl hingerichtet, oder Nachts heimlich in der Seine ersäuft. Auch die Königin Isabeau wußte er von ihrem Sohne zu entfernen, obgleich sich diese in den letzten Jahren gar nicht mehr um die Angelegenheiten des Staates und den Kampf der Parteien gekümmert hatte, damit jeder andere Einfluß auf den königlichen Jüngling, als der seinige, für alle Fälle unmöglich sey. Die Gelder der

Königin wurden eingezogen, und sie selbst, der zügellosen Sitten ihres Hofstaates wegen, wie es hieß, nach Tours verbannt, und dort unter strenge Aufsicht gestellt. Nicht minder, als in der Hauptstadt, machte sich Armagnac mit seinem Anhange im übrigen Lande durch Druck und Willkür immer verhaßter. So eröffnete er selbst dem Herzog von Burgund den Weg zu erneuter Uebermacht. In einem offnen Schreiben kündigte sich dieser den Städten von Frankreich als Vertheidiger des gedrückten Volkes und als Befreier an, und setzte auseinander, wie man seine Bitten und Rathschläge, den schweren Erpressungen ein Ende zu machen, bisher immer stolz zurückgewiesen habe. In der That wuchsen seine Kräfte, als er sich der Hauptstadt näherte, von Tage zu Tage (1417). Durch einen plötzlichen Zug nach Tours mit achthundert Lanzen befreite er die Königin, welche ihm nun die Ermordung des Herzogs von Orleans verzieh, sich auf das Genaueste mit ihm verband, und eine Erklärung bekannt machen ließ: daß ihr allein bei der Krankheit des Königs und der Unmündigkeit des Dauphin die Regentschaft gebühre, welche sie von nun an gemeinsam mit dem Herzoge von Burgund führen werde. Doch konnte Paris, von der furchtbaren Tyrannei des Connetable niedergehalten, in diesem Jahre noch nicht gewonnen werden. Im folgenden Frühling gelang es indeß einem jungen Manne in der Stadt, der persönlich von den Armagnacs beschimpft worden war, trotz der schärfsten Aufsicht von Seiten der Gewalthaber, mit einem Burgundischen Heereshaufen, der Pontoise besetzt hielt, geheime Unterhandlungen anzuknüpfen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai nahm er seinem Vater, der Viertelsmeister im Quartier von St. Germain war, den Thorschlüssel unter dem Kopfkissen weg und öffnete die Pforte von St. Germain des Pres den Burgundern. Es waren nur siebenhundert Pferde. Eine Schaar schon unterrichteter Bürger schließt sich, mit dem Geschrei „Friede, Friede, es lebe Burgund" den eingedrungenen Kriegern an, und vieles aus den Häusern strömende Volk folgt dem Beispiele. Alsbald giebt die Menge dem lang verhaltenen Grimm freie Zügel, stürzt sich in die Wohnungen der Armagnacschen Häupter, reißt sie aus den Betten, belastet sie mit Ketten, und schleppt sie in den Kerker. Der Prevot Tanneguy du Chastel, ein eifriger Armagnac, bringt indeß den Dauphin, die Stütze und das Unterpfand seiner Partei, mit glücklicher Besonnenheit und schneller Anstrengung in die Bastille. Der Morgen findet die Pariser mit den rothen Kreuzen der Burgundischen Partei bezeich-

net, die Häuser der Armagnacs werden geplündert, und schon gebricht es in den Gefängnissen an Raum. Auch der Connetable, der sich einige Tage versteckt gehalten hatte, wurde endlich aufgefunden. Noch war wenig Blut vergossen, aber nun führte ein mißlungener Versuch du Chastel's, sich von der Bastille aus der Stadt wieder zu bemächtigen, furchtbare Gräuelscenen herbei, wenn er selbst auch mit dem Dauphin glücklich nach Melun entkam. Um sich vor ähnlichen Angriffen zu sichern, und die Befreiung der Armagnacs aus den Gefängnissen zu verhüten, wozu ihre in den Umgegenden befindlichen Genossen Anstalten treffen sollten, ergriffen die Bürger, nachdem sie jede Nacht durch blinden Lärm und die Töne der Sturmglocke beunruhigt worden waren, am 12. Juni die Waffen, stürmten die Gefängnisse, erwürgten die Hüter, und zwangen die unglücklichen Gefangenen, einer nach dem andern, hervorzukommen. Ohne Unterschied des Alters, Geschlechts, Standes, Vergehens, ja selbst der Partei, fielen sie alle unter den Streichen der Wüthenden. Vergebens eilte der Burgundische Befehlshaber mit seinen Truppen herbei; als er die Volkshaufen sah, die über vierzigtausend Köpfe zählten, gab er jeden Versuch auf, die Ordnung wieder herzustellen. Im Thurm des Palastes saß der Graf Armagnac. Die Thüren wurden gesprengt; ihn selbst riß die rachgierige Menge in den Hof, um ihn dort schmählich zu ermorden. Mit ihm fiel eine große Anzahl angesehener Männer seiner Partei. Im großen Chatelet, wo sich die Gefangenen eine Zeitlang vertheidigt hatten, wurden sie gezwungen, sich selbst von der Höhe herab auf Piken zu stürzen, die unten emporgehalten wurden. Von den Gefängnissen ergossen sich die Mörder über die Stadt, und keine Straße war, wo nicht Blut floß. Wer sich von einem Feinde, einem Nebenbuhler, einem Gläubiger befreien wollte, durfte ihn nur als einen Armagnac bezeichnen; sogleich traf ihn das Mordschwert. Ja durch so viele Schlachtopfer noch nicht gesättigt, übte die Wuth auch an den Leichnamen allen erdenklichen Schimpf. Nur in den ersten drei Tagen betrug die Zahl der Schlachtopfer dreitausend fünfhundert. Die Führer des Volkes erklärten laut: sie wollten dem Krieg gegen die Armagnacs bald ein Ende machen, nur der Adel zöge ihn stets in die Länge, um sich durch die Lösegelder der Gefangenen zu bereichern. Das könnten sie aber nicht länger gestatten. Erst vier Wochen später hielten Isabelle und Herzog Johann ihren triumphirenden Einzug, worauf sogleich alle Stellen mit ihren Anhängern besetzt wurden. Bald hatten sich die

Gefängnisse wieder mit Verdächtigen angefüllt, und von Neuem begannen die Ermordungen. Capeluche, der Henker von Paris, reizte, von mehreren Mitgliedern des Fleischergewerkes, die früher vor den Armagnacs geflohen, jetzt aber zurückgekehrt waren, unterstützt, zu diesen Schändlichkeiten auf, und der Herzog von Burgund schämte sich nicht, einem solchen Menschen öffentlich die Hand zu reichen. Endlich sah Johann ein, daß dieses Uebermaaß von Wildheit und Wuth ihm selbst gefährlich werden könnte. Sechstausend der frechsten Mordgesellen wurden unter dem Vorwande, die Armagnacs in Montlheri, welche die Zufuhr von Paris erschwerten, zu belagern, aus der Stadt geschafft, die begüterten Bürger zu den Waffen gerufen, um mit den Burgundern die Ruhe aufrecht zu erhalten, und Capeluche mit zwei anderen hingerichtet. Zur Vollendung des Unglücks wurde Paris noch in demselben Jahre von einer schrecklichen Seuche heimgesucht, die an funfzigtausend Menschen hinraffte.

Diese Verwirrungen ließ der König von England nicht unbenutzt; schon das Jahr zuvor hatte er die Feindseligkeiten wieder begonnen *). Er nahm einen großen Theil der Normandie ein, deren völlige Eroberung endlich durch den Fall von Rouen entschieden ward (1419). Weder Armagnac, als er noch herrschte, hatte etwas Bedeutendes gegen Heinrich gethan, noch that es jetzt der Herzog von Burgund; jeder war nur beschäftigt, seiner Partei das Uebergewicht zu sichern. Doch endlich schienen beide Factionen ihren Haß vergessen zu wollen, um dem gemeinsamen Feinde des Landes entgegenzutreten; es ward eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin, der jetzt als das Haupt der Armagnacs galt, und dem Herzoge von Burgund beschlossen. Zu Montereau, auf einer Brücke über die Yonne, wurden zwei Stackete errichtet, um den Andrang größeren Gefolges zu vermeiden, innerhalb deren die beiden von verschiedenen Seiten herkommenden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet, sich unterreden sollten. Am 10. September 1419 fand die Unterredung statt. Ehe sie auf die Brücke ritten, schwuren beide bei Fürstenwort, einander nicht zu schädigen, aber kaum hatte Johann vor dem Dauphin das Knie gebeugt, und das Gespräch begon-

*) Als Heinrich damals landete, und ein päpstlicher Legat erschien, um ihn zum Frieden zu bewegen, antwortete ihm der König auf Frankreich zeigend: toutes les causes pour lesquelles ung royaulme se doibt transferer en aultre main, y regnent; c'est le plaisir du benoist Dieu que en ma personne la translation se face et d'avoir posséssion du royaulme, auquel j'ay droict.

nen, so ward er von Tanneguy du Chastel und den andern Begleitern des Dauphin niedergestoßen, allen Umständen nach mit vorbedachter Absicht, nicht bloß augenblicklich durch die Gelegenheit gereizt, den Mord des Herzogs von Orleans zu rächen. Dieser Frevel mußte die Kluft zwischen den Parteien noch viel weiter aus einander reißen. Philipp der Gute, der Sohn und Nachfolger des Getödteten, war erfüllt von dem Gedanken, an dem Dauphin Rache zu nehmen, und England sollte sie ihm vollführen helfen. Am 21. Mai 1420 unterzeichneten Heinrich V., Philipp von Burgund und Isabeau im Parteihaß aller Mutterpflichten vergessend, für ihren unglücklichen Gemahl, zu Troyes einen Vertrag, welchem zufolge Heinrich Karl's Tochter Catharina heirathen, an des Dauphin Stelle Nachfolger im Französischen Reiche werden, und einstweilen die Verwaltung desselben erhalten sollte. So hatte sich die Burgundische Faction nun aufs engste mit den Feinden des Königreichs verbunden, und durch den Mord Johann's waren die letzten Bande zerschnitten, welche die Streitenden noch als Söhne eines Vaterlandes vereinigt hatten. Heinrich hielt einen glänzenden Einzug in Paris, wo ihn das Volk, dessen Abneigung gegen den Dauphin durch den Mord des Herzogs, seines Beschützers, noch höher gestiegen war, mit lauten Freudenbezeigungen empfing. Er ließ sofort die Stände von Frankreich berufen, und als alle, welche sich unter Englischem Einflusse befanden oder zu Burgund hielten, versammelt waren, den Vertrag von Troyes beschwören und sich selber die Huldigung leisten. Darauf klagte Herzog Philipp gegen den Dauphin vor dem Parlament, welches diesen, als einen Mörder, seiner Rechte verlustig erklärte, und zu ewiger Verbannung aus dem Reiche verurtheilte. Ihm die Provinzen, die er noch inne hatte, zu entreißen, setzte Heinrich, von den Burgundern unterstützt, den Krieg fort, und mit so vielem Erfolge, daß er sich bis auf Anjou und Maine alles Land im Norden der Loire unterwarf. Aber mitten in dieser Laufbahn des Glücks raffte ein frühzeitiger Tod den heldenmüthigen König im vier und dreißigsten Jahre seines Alters hin (31. Aug. 1422). Dadurch war der Dauphin von seinem furchtbarsten Feinde befreit, und auch das wenige Monate nachher erfolgte Ende seines Vaters Karl's VI. (22. Oct.) konnte er nur als einen Glücksfall betrachten, da mit jenem seinen Widersachern, in deren Händen er sich seit dem Einmarsche der Burgunder in Paris befunden hatte, ein Deckmantel und Vorwand ihrer willkürlichen Anordnungen genommen war. Dennoch stand ihm noch Schweres bevor. Die Engländer erklärten ihren neuen König,

den kaum neun Monate alten Heinrich VI., Heinrich's V. und Catharinen's Sohn, für den rechtmäßigen Herrscher von Frankreich, und sein Oheim, der treffliche Herzog von Bedford, der seinem ruhmreichen Bruder an Fähigkeiten kaum nachstand, zum Regenten in diesem Reiche bestellt, sorgte kräftig und eifrig für seinen Vortheil. Er trug über die Gegenpartei noch zwei bedeutende Siege bei Crevant und Verneuil (1423 u. 1424) davon, welche Karl's Lage immer verzweifelter zu machen schienen, aber eine unglückliche Verwickelung des Herzogs von Gloceſter hinderte ihn, sie nachdrücklich genug zu benutzen. Dieser, Heinrich's IV. dritter Sohn, schloß nämlich damals seine schon oben erwähnte Ehe mit der Erbin von Holland, und gerieth dadurch in eine Fehde mit Philipp (vgl. S. 47.), welche den Regenten gerade im entscheidenden Zeitpunkt der Unterstützung Burgund's beraubte, und auch, als die Sache ganz zu Philipp's Gunsten entschieden war, einen Kaltsinn gegen England bei diesem zurückließ, der von dem frühern Eifer sehr verschieden war. Darüber wurde während einiger Jahre der Krieg in Frankreich lässig und ohne Erfolg fortgesetzt.

Endlich kam der Graf von Salisbury mit frischen Truppen aus England herbei, und nun wurde die Belagerung von Orleans begonnen (October 1428), um durch den Besitz dieses wichtigen Orts eine sichere Grundlage zu weiteren Unternehmungen im Süden der Loire, wo man überdieß auf Guienne rechnen konnte, zu erhalten. Die Bewohner der Stadt und die Besatzung unter dem Grafen Dunois (einem natürlichen Sohne des ermordeten Herzogs von Orleans), leisteten kräftigen Widerstand; mancher tapfere Englische Krieger, auch der Graf von Salisbury selbst, verlor das Leben; aber es war doch zu fürchten, daß die Belagerten, von den Werken der Engländer immer mehr bedrängt, zuletzt nur den Ruhm haben würden, sich unter den Trümmern der Stadt, wie sie geschworen, begraben zu können. Der Winter war vergangen und die Entscheidungsstunde nahete; von Karl VII. war keine Rettung zu hoffen. Unentschlossen und schwach, und ein Spielwerk eifersüchtiger Parteien, die den Stand seiner Angelegenheiten noch verschlimmerten, verzweifelte dieser König gänzlich an einem glücklichen Ausgang, und faßte den Gedanken, nach dem Auslande, oder nach der Dauphiné zu ziehen. Nur seine kluge und entschlossene Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses ab *), welche die letz-

*) Man schreibt gewöhnlich der bekannten Maitresse des Königs, Agnes Sorel (oder

ten großen Vasallen, die ihm noch treu waren, von ihm getrennt haben würde. Sie spornte ihn zur äußersten Verfechtung seiner königlichen Ehre, aber ihn zu retten schien doch ein Wunder erforderlich, und ein solches rettete ihn wirklich.

---

38. Das Mädchen von Orleans.

(1429—1431.)

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs an der Grenze von Lothringen und Champagne, war es, welche durch ihre Thaten die Kraft innerer Begeisterung über alle äußere Macht bewährte, und durch die Einfalt einer gläubigen Seele alles Glück und alle Kunst sieggewohnter Helden zu Schanden machte. Von früh an in Zurückgezogenheit und Gebet stets zu Gott hingewendet, hatte ihr frommes Gemüth sich gewöhnt, nur vom Himmel Hülfe zu hoffen für den unglücklichen König Karl, zu dem und der Armagnacschen Partei ihr vaterländisches Dorf sich immer gehalten hatte. Aber sie war auch nicht minder von dem lebendigen Gefühle eigner Kraft und Kühnheit beseelt, und von dem inbrünstigen Verlangen, sie anwenden zu können zu des bedrängten Vaterlandes Rettung. Wie diese Empfindungen in einander schmolzen, alles Andere in ihrer Seele zurückdrängten, und sie mit der vollen Gewalt der höchsten religiösen und nationalen Begeisterung erfüllten, glaubte sie einen göttlichen, an sie ergehenden Beruf deutlich zu vernehmen, und die Gestalten ihres Innern, den Erzengel Michael, und die heilige Margaretha und Catharina, welche sie aufforderten, das Werkzeug der Befreiung ihres Landes zu seyn, leibhaftig zu schauen. Da sie den Unglauben ihrer eignen Eltern fürchtete, begab sie sich zu ihrem Oheim nach Bugie und entdeckte ihm ihren Wunsch, zum Könige geführt zu werden, dem sie ihren von Gott erhaltenen Auftrag verkündigen wolle. Der Oheim kam zuerst allein zum Ritter Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihm aber statt aller andern Antwort rieth, sie durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen, und als sie selbst vor diesem erschien, fand sie keine bessere Aufnahme. Aber dennoch ging sie nicht wieder

---

Sorelle), einen großen Antheil an dieser Sinnesänderung zu; aber Delort, in seinem Essai critique sur l'histoire de Charles VII., Paris 1824, hat bewiesen, daß die Ehre davon allein der Königin gebührt.

heim, sondern blieb zu Vaucouleurs unter häufigem Fasten und Gebet, und nichts vermochte sie in ihrer felsenfesten Ueberzeugung irre zu machen. An dieser entzündete sich allmählig der Glaube Anderer, auch Baudricourt gab der Stimmung seiner Umgebungen nach, und so erreichte sie endlich ihren heißen Wunsch, zum Könige gesandt zu werden. Die Stadt rüstete sie mit Pferd und Waffen aus, und in männlicher Kleidung, welche sie seitdem auch nicht wieder ablegte, trat sie, von zwei Rittern begleitet, die Reise an. Der Weg führte über reißende Ströme und zwischen feindlichen Schwärmen und Städten hindurch, dennoch langte sie nach elf Tagen glücklich am Hoflager zu Chinon an (Ende Febr. 1429), zum Erstaunen Aller, welche darin eine Bewährung ihrer göttlichen Sendung erkannten. Am Hofe des Königs rathschlagte man indeß noch drei Tage lang, ob man sie vorlassen solle oder nicht. Endlich erhielt sie Zutritt und erklärte Karl VII. mit Zuversicht, daß Gott sie zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so werde sie die Belagerung von Orleans aufheben, und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sey Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehrten. Man erzählt, sie habe dabei den König, der sich geflissentlich versteckt hatte, um sie zu prüfen, aus seiner zahlreichen und glänzenden Umgebung herauserkannt. Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß entdeckt. Karl ließ ihre Aussagen hierauf zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sey, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fordere. „Die Krieger, sprach sie, werden kämpfen, und Gott wird den Sieg geben." Ein Carmeliter, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, erwiederte sie, um Zeichen zu thun, führt mich aber nach Orleans, und ich werde euch dort die Wunder zeigen, um derentwillen ich gesandt bin."

Man beschloß, dies zu versuchen, und unter ihrer Leitung eine Zufuhr von Lebensmitteln nach der bedrängten Stadt zu schaffen. Der König gebot, sie mit dem Gefolge eines Befehlshabers und allem, was zur Aufrechthaltung solcher Würde im Aeußerlichen nöthig war, zu versehen. Sie selbst ließ sich zu Blois, wo die Anstalten zu dem Zuge

getroffen wurden, eine weiße Fahne verfertigen, nach dem Rath ihrer Erscheinungen, wie sie sagte. Auf derselben war der Heiland abgebildet, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben, nebst zwei knieenden Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, ihre Feinde zu besiegen. Zwar führte sie auch ein Schwert, welches sie, der Sage nach, als ein hinter dem Altar in der Kirche der heiligen Catharina zu Fierbois befindliches, nahe am Griffe mit fünf Kreuzen geziertes nachgewiesen, und das an dem bezeichneten Orte wirklich gefunden worden seyn soll; allein sie brauchte es höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren; wie sie denn überhaupt nie darauf ausging, Feinde zu tödten, sondern sich begnügte, den Ihrigen voranzugehen. Um ihre Krieger der Hülfe Gottes würdig zu machen, führte sie unter den zügellosen Haufen eine strengere Disciplin ein; alle mußten beichten und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Fluchen, Spielen und Plündern wurde bei harter Strafe verboten, und alle unzüchtigen Weibspersonen mußten sich entfernen; auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besondern Banner den Zug begleiten. Fast ohne Widerstand gefunden zu haben, erreichte man Orleans. Johanna hatte den Weg auf dem rechten Ufer der Loire gewählt, die Obersten aber den auf der andern Seite des Flusses eingeschlagen, weil sie ihn für sicherer hielten. Sie merkte jedoch, daß man sie hinterginge, und bald wurde es klar, daß ihr Rath gut gewesen sey, indem man zwei Meilen zurückgehen mußte, um die Einschiffung der Lebensmittel auf den Nachen, mit welchen die Bürger herauskamen, zu bewerkstelligen. Während die Besatzung an einer andern Seite einen Ausfall machte, um die Engländer zu beschäftigen, kam die Jungfrau mit zweihundert Lanzen unangefochten in die Stadt (27. April). Als sie auf ihrem grauen Streithengst und vollständig bewaffnet durch die Straßen ritt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters des Herzogs von Orleans angewiesen wurde. Da sie von frühem Morgen an bis zum Abend unter der Last der Rüstung stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie ein wenig Brot that; dann begab sie sich zur

Ruhe. Am folgenden Morgen verlangte sie sogleich einen Angriff auf die Belagerungswerke der Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen, zu warten, bis Verstärkungen von Blois eingetroffen seyn würden. Schon vor ihrer Ankunft in Orleans hatte sie die Engländer in einem Schreiben ermahnt, in ihre Heimath zu ziehen; jetzt wiederholte sie dieselbe Aufforderung. Aber die Feinde setzten ihren Herold gefangen und droheten, die Jungfrau, die sie mit den ärgsten Schimpfnamen belegten, zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Doch zeigten sich schon Spuren, daß trotz dieser angeblichen Verachtung ihre Erscheinung in den Gemüthern der Englischen Soldaten Furcht und Schrecken erzeugte, und der Glaube, daß das Mädchen von Orleans — so wurde sie jetzt genannt — mit wunderbaren und übernatürlichen Kräften ausgestattet sey, auch bei ihnen Wurzel faßte; nur leiteten sie dieselben nicht vom Himmel, wie die Franzosen, sondern von Zauberei und Teufelskünsten ab. Sie hielten sich daher ruhig hinter ihren Schanzen und Bollwerken, aber trotz der Tapferkeit, die sie in der Vertheidigung derselben zeigten, waren doch die Ausfälle der Franzosen unter der Anführung des Mädchens fast alle von einem glücklichen Erfolge gekrönt. Ein heftiger und blutiger Kampf entzündete sich besonders um das größte und wichtigste Werk, die Thürme, welche die Brücke über die Loire beherrschten, und den Belagerten die freie Verbindung mit dem Könige vom linken Ufer her abschnitten. Am 7. Mai in der Frühe ging das Mädchen mit den besten Kriegsleuten auf Fahrzeugen über den Fluß, um diese Feste im Rücken anzugreifen, während die Bürger die abgebrochene Brücke durch Balken wiederherzustellen suchten, damit sie dann die Engländer auch von vorn angreifen könnten. Johanna wurde durch einen Pfeil, der ihr tief in den Hals drang, gefährlich verwundet, entfernte sich, um sich verbinden zu lassen, kehrte aber bald wieder in den Kampf zurück, den die Feldherren eben abbrechen wollten, weil die Truppen von dem schon den ganzen Tag über dauernden Gefecht ermüdet, und durch die Verwundung der Jungfrau erschreckt waren. Aber ihr Wiedererscheinen begeisterte die Franzosen auf's Neue, sie verdoppelten ihre Anstrengungen, und das Schloß ward glücklich erstürmt. Wie sie es versprochen, zog das Mädchen siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glocken und dem freudigen Zuruf der Bürger, denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer hoben am folgenden Tage die Belagerung auf, und setzten ihre

noch übrigen Werke auf dem rechten Ufer, die Frucht siebenmonatlicher Anstrengungen, selbst in Brand. Johanna befahl, ihren Abzug nicht zu stören, denn, sagte sie, es ist der Wille Gottes, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt; denn daß nur ihrer wunderbaren Hülfe dieser große Erfolg zu danken sey, war die allgemeinste Ueberzeugung*). Sie eilte, auch ihre zweite Zusage in Erfüllung zu bringen; nämlich die Krönung des Königs zu bewerkstelligen. Zu Tours kniete sie vor Karl nieder und sprach: „Wohledler Dauphin (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung), empfanget die heilige Salbung und eure königliche Krone zu Rheims. Ich bin sehr begierig, euch hingehen zu sehen; darum eilet." Und trotz des Widerspruchs der Feldherren, welche meinten, daß der König jetzt erst die Eroberung der Normandie versuchen sollte, die ihnen leichter und wichtiger schien als der Zug nach Rheims, drang doch Johanna mit ihren Ermahnungen durch. Von allen Seiten strömten Kriegsleute zusammen, theils dem Drange des vaterländischen Gefühles folgend, welches sich rein von jedem Parteitreiben, von jeder sündlichen Berührung der Welt aus der untersten Schicht der Gesellschaft, kühn und Gott vertrauend in der Jungfrau erhoben hatte, theils nur in der Absicht, sich dem neuen Waffenglück des Königs anzuschließen. Doch konnte man über nicht mehr als sechs- bis siebentausend Mann verfügen, um einen langen Weg zurückzulegen, auf welchem alle Städte, Schlösser, Brücken und Pässe in den Händen der Engländer und Burgunder waren. In Jargeau lag der Herzog von Suffolk mit einer ansehnlichen Besatzung; aber schon am dritten Tage rief die Jungfrau: Vorwärts zum Sturme; und als die Hauptleute meinten, es sey noch nicht Zeit, erwiederte sie: Zweifelt nicht, die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt! Lange blieb das Gefecht ohne Entscheidung. Johanna an der Spitze der Ihrigen, war die erste auf der Leiter, als ein schwerer Stein herabgeworfen wurde, der ihren Helm zerschmetterte und sie selbst tief in den Graben stürzte. Man glaubte sie todt; aber in demselben Augenblick erhob sie sich und rief: Wohlauf, meine Freunde, der Herr hat sie in unsre Hand gegeben! und alsbald wurden die Mauern erstiegen. Kurz darauf ergab sich auch Beaugency und die Franzosen

*) Die Verehrung gegen sie als eine von Gott wunderbar begabte Jungfrau ging so weit, daß man ihre Kleider küßte, ja die Füße ihres Pferdes; sie selbst bezeigte darüber, als über ein abgöttisches Verfahren, Schmerz und Unwillen.

zogen auf Patay, wo sie Lord Talbot erwartete, der das Kommando übernommen und Verstärkungen aus Paris erhalten hatte. Die Engländer wurden überrascht, nach einem kurzen Handgemenge mit einem Verlust von zweitausend Mann aus dem Felde geschlagen und Talbot selbst zum Gefangenen gemacht. Bei diesem glücklichen Fortschritt der königlichen Waffen beeilten sich mehrere Städte im Norden der Loire die Zeichen Karls VII. aufzustecken, dessen Streiter sich zu gleicher Zeit täglich vermehrten. Doch wollten die Bürger der wichtigen Feste Auxerre, die dem Herzog von Burgund gehörte, ihre Thore nicht öffnen. Johanna drang auf Angriff und Sturm, aber Karl gestand der Stadt, für das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Die nächste große Stadt Troyes that Widerstand, und das Heer, welches einige Tage vor derselben blieb, gerieth durch gänzlichen Mangel an Mundvorrath in große Noth. Im Kriegsrathe, dem Johanna nicht beiwohnte, war man zweifelhaft, was ferner zu thun sey. Die Meisten waren der Meinung, umzukehren und das gefährliche Unternehmen aufzugeben, nur Wenige waren für die Fortsetzung des Zuges. In dem Augenblicke, wo der Streit heftiger wurde, trat Johanna hinzu und sprach: „Edler Dauphin, berathet nicht länger, sondern laßt euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes, ich werde euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte hinein bringen." Sie bestieg darauf ihr Streitroß, und ordnete Alles zum Sturme, welches die Belagerten so mit Schrecken erfüllte, daß sie sich unterwarfen. Rasch trieb Johanna den König vorwärts, jeder Verzug war ihr ein Schmerz. Nun gab es auch kein Hinderniß mehr. Chalons unterwarf sich sogleich, und als sich das Heer der Stadt Rheims näherte, kamen dem Könige schon Abgeordnete entgegen, und versprachen Unterwerfung und Aufnahme (16. Jul. 1429), worauf die schwache Burgundische Besatzung, welche sich innerhalb der Mauern befand, schleunig zurückging. Noch in derselben Nacht wurden die Anstalten zur Feierlichkeit getroffen, die am folgenden Tage, einem Sonntage, vor sich ging. Während der Krönung und Salbung stand Johanna mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige; nach Vollendung derselben kniete sie vor ihm nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit Thränen in den Augen: „edler König! jetzt ist Gottes Wille erfüllt, der verlangte, daß ich Orleans entsetzen und euch nach dieser Stadt Rheims führen sollte, daß ihr die heilige Salbung empfinget." Einige sagen, sie habe nun um die Erlaubniß gebeten, sich

zurückziehen zu dürfen, weil ihre Sendung vollbracht sey. Wenigstens war dieß letztere jeden Falls ihre Ueberzeugung; denn sie zeigte vor jetzt an, obschon sie an den ferneren Unternehmungen Theil nahm, keinen eigenen Willen, sondern folgte den Beschlüssen der Heerführer, und wirkte nur noch durch ihre Gegenwart auf den Muth der Krieger*).

Der große Umschwung der Verhältnisse in Frankreich, welcher durch das Auftreten Johanna d'Arc's herbeigeführt wurde, war innerhalb weniger Wochen vor sich gegangen. Wie die Entsetzung von Orleans die Engländer aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückwarf, so erhob die Krönung Karl VII. aus seiner Stellung als Parteihaupt der Armagnacs zu allen Ehren eines angestammten, mit seinem Volke durch die heiligsten Bande verknüpften Königs, der nun der Mittelpunkt des Nationalgefühls wurde. Zu einem solchen Standpunkte sich aus eigner Kraft zu erheben, hatte weder Karl, selbst in Schwäche und Ueppigkeit versunken, und schon früh durch das widrigste Hofleben verderbt, jemals vermocht, noch konnte solches Unternehmen den Großen seines Anhangs gelingen, weil sie alle, von Parteihaß und Leidenschaft verblendet, mehr oder weniger schwere Sünden auf sich geladen hatten. Nun aber war mitten in die Rohheit, Tücke und Hinterlist des bisherigen Kampfes eine Jungfrau getreten, die weder persönliche Interessen verfolgte, noch den Ehrgeiz der Ritter und Führer beleidigen konnte, und hatte verkündigt, daß der Herr die Buße thuenden, gläubigen Krieger Frankreichs zur Befreiung des heimischen Landes führen werde. Sobald sich diese daher von einer höhern Macht geleitet meinten und wirklich von einer solchen, dem erwachten Eifer für Volk und Vaterland, gestärkt und angetrieben wurden, erfolgte Sieg auf Sieg; und je geringer die Mittel, durch welche so Großes erreicht wurde, scheinen mochten, um so stärkere Zweifel mußten ihre Landsleute von der Englischen und Burgundischen Partei über die Rechtmäßigkeit ihrer Stellung und ihres Strebens ergreifen. Hierdurch bestimmt unterwarfen sich gleich nach der Krönung Laon, Soissons und fast alle Städte in Isle de France dem Könige, nachdem sie ihre Besatzungen vertrieben hatten; und dieser konnte bereits gegen Paris vorrücken. Aber hier waren die Einwohner theils den Engländern noch zu sehr er-

*) Der König erhob ihre ganze Familie in den Adelstand (December 1429), und befreiete auf ihr Ansuchen die beiden Dörfer Marey und Dom Remy von allen Steuern, welches Vorrecht bis auf die Französische Revolution fortgedauert hat.

geben, theils fürchteten sie die Rache Karls wegen der Ermordung der Armagnacs. Johanna drang mit dem Vortrabe über die erste Verschanzung und forderte die Bürger, welche die Brustwehr der Mauer vertheidigten, mit lauter Stimme auf, sich ihrem rechtmäßigen König zu unterwerfen Ihre Worte blieben ohne Wirkung und eben so vergeblich waren alle Versuche, über den breiten und tiefen Stadtgraben zu kommen. Dem dichtesten Hagel von Pfeilen und Kugeln ausgesetzt wurde sie verwundet. Dennoch ließ sie sich nicht zurückbringen und unterhielt das Gefecht mit weniger Mannschaft bis zum Abend. Ohne die unbegreifliche Unthätigkeit des Königs, der weder Unterstützung sendete, obwohl er sich mit sämmtlichen Truppen zu St. Denys befand, noch an einem andern Punkte angreifen ließ, wäre die Stadt an diesem Tage wahrscheinlich erobert worden. Betrübt über den unglücklichen Ausgang des von ihr geleiteten Unternehmens, erneuerte Johanna ihren Wunsch, in die Dunkelheit zurücktreten zu dürfen. Allein sie ward mit Bitten bestürmt und zum Bleiben bewogen. Der König zog wieder nach der Loire hin, um sich zu Chinon ungestört den Genüssen seines Hofes überlassen zu können, gerade während es nicht allzu große Anstrengungen gekostet haben würde, die Engländer ganz aus dem Lande zu treiben. Die Hauptleute wurden eifersüchtig auf einander, trennten sich und machten vereinzelte Unternehmungen. Johanna begleitete zuerst den Herrn von Albret, wiewohl nach ihrer Versicherung ihre Stimmen und Erscheinungen verkündeten, daß sie gefangen werden würde, und gewann durch ihr kühnes Wagen St. Pierre-le-Moutier. Im folgenden Frühling warf sie sich nach Compiegne, welche Stadt zu Karl VII. übergetreten war, und deshalb jetzt von dem Herzoge Philipp mit großer Heeresmacht belagert wurde. Gleich am Tage ihrer Ankunft wurde ein Ausfall gemacht. Als die Burgunder von allen Seiten schleunig herbeieilten, mußte man sich zum Rückzug entschließen; das Mädchen blieb ganz hinten, um den Marsch zu decken und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Wie sonst beim Angriff als die erste, erreichte sie hier zuletzt das Thor, fand es aber verschlossen. Keiner ihrer Kriegsgefährten schützte sie, keiner wartete ihrer am Thore, kein Ritter erschien zu ihrer Vertheidigung. Seitdem man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaubte, wurde sie vernachlässigt. Auch verlassen kämpfte sie tapfer, endlich riß sie ein Schütze vom Pferd, worauf sie sich dem Bastard von Vendome ergab (23. Mai 1430).

Die Furcht der Gegner vor dem Mädchen von Orleans bewährte

sich am stärksten durch die unmäßige Freude, welche diese Nachricht überall verbreitete, und durch die Rache, welche die Engländer an ihr zu nehmen gedachten. Zuerst suchte man sie den Burgundern welche sie milde behandelten, zu entreißen, indem behauptet wurde, daß sie nicht als eine Kriegsgefangene zu betrachten und zu behandeln sey, sondern als eine Zauberin und Teufelsbannerin; in dieser Hinsicht forderte sie die Pariser Universität, und besonders der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, in dessen Sprengel sie gefangen war, vor das Gericht der Kirche. Hiervon unterrichtet, und in der höchsten Furcht, ihren Todfeinden in die Hände zu fallen, stürzte sich Johanna von der Höhe des Thurmes, in dem sich ihr Gemach befand, hinab. Ohnmächtig und stark verwundet, hob man sie auf, und endlich, nachdem die Unterhandlungen ein halbes Jahr gedauert, wurde sie für eine bedeutende Abkaufssumme, die der König von England zahlte, dessen Beamten überliefert. Diese schafften sie nach Rouen, wo sich Heinrich VI. und der Regent damals aufhielten. Hier wurde sie in den großen Schloßthurm gebracht*) und mit schweren Eisenketten gefesselt, bewacht von Leuten des gemeinsten Standes, die durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden ihr Gefühl verletzten, oder sich unanständige Mißhandlungen erlaubten. Die Engländer hatten ihren Tod beschlossen; die Urheberin alles Unglücks in Frankreich sollte ihre Thaten büßen, die besiegten Feldherren wollten ihre Schmach mit dem Blute der Jungfrau abwaschen, die Erfolge Karls sollten befleckt werden durch die Entdeckung, daß sie durch hölli;che Künste, durch Frevel gegen Christenthum und Kirche errungen seyen. In diesen Absichten ward nun das Verfahren gegen sie von einem geistlichen Gerichte begonnen, unter Leitung des Bischofs von Beauvais und eines Dominicaners, des Vicarius für den Großinquisitor von Frankreich in der Diöcese von Rouen. Diese beiden hatten allein das Urtheil zu fällen, die übrigen Doctoren der Theologie oder Priester waren nur zum Beisitz und zur Begutachtung versammelt. Man zählte deren gegen hundert, alle Franzosen. Ohne die Hülfe eines rechtskundigen Beistandes, ihrer Jugend und Einfalt überlassen, ward Johanna nun täglich fast vier Stunden lang verhört. Man brachte die unerlaubtesten und schändlichsten

*) Sie hätte eigentlich, da sie jetzt als eine Frevlerin gegen die Kirche behandelt ward, auch in ein geistliches Gefängniß gebracht werden müssen, aber der Bischof von Beauvais wollte dieß, um den Engländern zu gefallen, nicht zugeben.

Mittel in Anwendung. Auf die verfänglichen und verwirrenden Fragen, mit welchen sie ohne Unterlaß bestürmt wurde, antwortete sie, zur Verwunderung Aller, mit einer weit über ihre Jugend, ihr Geschlecht und sonstige Bildung gehenden Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart. Mancher läppischen Vorhaltung begegnete sie mit einer Art von Laune. So erwiederte sie auf die Frage: wie der Engel Michael aussähe: „Wie ein tüchtiger rechtschaffener Mann," und auf eine andere, ob die Erscheinungen nackt gingen: „meint ihr, es könne Gott ihnen keine Kleider schaffen?" Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie bloß den Offenbarungen, welche sie erhalten, zufolge gehandelt habe. Die Beschaffenheit dieser Offenbarungen war der Hauptgegenstand des Verhörs, und die Richter brachten endlich heraus, daß ihre Erscheinungen nicht von Gott kämen, noch von den Engeln und Heiligen, vielmehr sey Alles Teufelswerk und Zauberei. Vorzüglich sah man darin Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen. Auch die Pariser Universität gab ein Gutachten in dieser Weise. Vergebens berief sich Johanna auf das Urtheil des Papstes und des Conciliums zu Basel. Ihre Appellation wurde vom Bischofe unstatthaft gefunden und durch die Drohung, daß sie den Feuertod sterben müsse, wenn sie nicht erkläre, daß ihre Visionen Täuschung und Lügen seyen, ward sie endlich bewogen, eine Abschwörungsformel zu unterzeichnen, deren Inhalt ihr unrichtig mitgetheilt wurde, da sie nicht lesen konnte. Dennoch wurde sie hierauf, als eine schwere Sünderin gegen Gott, zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot *) verurtheilt. Sie legte nun auch weibliche Kleidung an, und mußte versprechen, sich der männlichen nie wieder zu bedienen. Aber selbst diese Milderung war nichts als ein Gaukelspiel, denn nur der Tod der Heldin konnte die glühende Rachsucht ihrer Feinde befriedigen, und um diesen herbeizuführen, wurden ihr schmähliche Fallstricke gelegt. Wider das gegebene Versprechen brachte man sie in ihr früheres Gefängniß zurück, wo sie, wie vorher, von rohen Soldaten unmittelbar in ihrem Zimmer bewacht wurde. In der Nacht wurden ihre weiblichen Kleider mit männlichen vertauscht. Johanna merkte wohl, worauf es abgesehen sey, und blieb bis zum Mittag liegen, endlich aber mußte sie zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses aufstehen und jene Kleider anlegen. Mehr wollte die Arglist ihrer Wider-

*) „Au pain de douleur et à l'eau d'angoisse," heißt es in dem Urtheile.

sacher nicht. Der Bischof von Beauvais eilte sofort in das Gefängniß, um sich selbst von diesem Frevel zu überzeugen, und da Johanna kühn behauptete, daß die heiligen Frauen Catharina und Margaretha ihr von Neuem erschienen seyen, und ihren Widerruf getadelt hätten, und daß sie ganz bestimmt an die göttliche Natur dieser Visionen glaube, so ward sie nun als eine rückfällige Ketzerin betrachtet, der weltlichen Gerichtsbarkeit übergeben und von dem Bailli von Rouen ohne weitere Procedur des Feuertodes schuldig erklärt.

Dieses Urtheil ward ohne Säumen vollzogen. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf einem Karren nach dem Marktplatze geführt, umringt von einer zahlreichen bewaffneten Schaar. Als sie ihr Urtheil gehört, kniete sie nieder und betete zu Gott und allen Heiligen, mit einer solchen Inbrunst, daß selbst Engländer zu Thränen gerührt wurden. Englische Soldaten ergriffen sie darauf, und schleppten sie mit Heftigkeit nach dem Scheiterhaufen. Hier setzte man ihr eine Mütze auf, auf welcher die Worte: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige, zu lesen waren. So barbarisch und grausam waren ihre Verfolger, daß sie die Veranstaltung trafen, die Unglückliche nur langsam und allmählig von den Flammen erreichen zu lassen, um ihre furchtbaren Qualen zu verlängern. Ihre Asche ließen sie in die Seine werfen, damit kein Verehrer sie als eine theure Reliquie sammeln und aufbewahren könne. Aber den reinen Glanz, mit welchem ihr eben so kindlich schuldloses, als großartiges Leben in der Geschichte strahlt, haben sie nicht zu trüben vermocht, und kaum hätte ein schöneres Ende für sie gefunden werden können, als diese Besiegelung und Verklärung ihrer edlen Bestrebungen durch die Flammen. Nicht minder aber als die Engländer, welche in Johanna nur die verhaßte Feindin sehen konnten, die ihnen unersetzlichen Schaden an Land und Leuten gethan, hat König Karl an dem Mädchen von Orleans, die ihm sein Reich wiedergegeben, gefrevelt, indem er auch nicht einen Versuch zu ihrer Befreiung, ja nicht einmal zur Erleichterung ihres Schicksals machte, und doch hätte wenigstens der Schein von Gerechtigkeit, mit welchem ihre Feinde sich umgaben, die Untersuchung ihrer Sache von geistlichen Richtern, durch Verbote der kirchlichen Oberen oder des Papstes, sehr leicht verhindert werden mögen. Nicht einmal die Familie seiner Retterin, die in Dürftigkeit schmachtete, wurde von ihm unterstützt. Erst fünf und zwanzig Jahre später, als Johanna's Mutter um eine Revision ihres Urtheils beim Papste Calixtus III. gebeten hatte, und dieser den Erzbischof von Rheims hiermit

beauftragte, entzog sich Karl der Mitwirkung nicht. Das ganze gegen sie angewendete Verfahren, sammt der daraus hervorgegangenen Verdammung ward gegen alle rechtliche Form befunden, und durch öffentliche Bekanntmachung in allen Städten des Königreichs für ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. Auf dem Platze, wo Johanna verbrannt worden war, wurde eine feierliche Processsion gehalten, öffentlich zu ihrem Lobe gepredigt und ihr ein Denkmal errichtet. Ein ungleich herrlicheres und lebendigeres hat sie in den Gemüthern aller derer gefunden, welche in den Thaten so reiner Begeisterung, Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung den vom Himmel stammenden Funken fühlen und erkennen.

---

39. Karl VII.

Wenn die Engländer gehofft hatten, durch den Tod der jungfräulichen Heldin auch das keimende Glück Frankreich's zu vernichten, so mußten sie bald ihre Täuschung erkennen, denn der Geist, welchen das Mädchen in der Mehrzahl ihrer Landsleute erweckt hatte, ging keines Weges mit ihr unter. Nicht nur mißlangen dem Regenten einige Versuche auf feste Städte, worin im Grunde der Krieg von beiden Seiten bestand, sondern er mußte, durch fortgehende Geldforderungen, seiner Partei auch alle diejenigen entfremden, welche den Engländern einst am ergebensten gewesen waren, da er von seiner Heimath aus so gut als gar nicht unterstützt wurde. Noch standen indeß die Sachen nicht so verzweifelt, daß bei kräftiger Hülfe der Englischen Barone nicht ein großer Theil der bisherigen Eroberungen hätte behauptet werden können, aber in einheimische Streitigkeiten verwickelt, zeigten diese weder Lust noch Neigung, das Ansehen ihrer Krone in Frankreich zu befestigen, und bald ging auch die Hauptstütze der Englischen Macht in diesem Lande durch den Rücktritt des Herzogs Philipp verloren. Wie schon früher zwischen den Burgundern und Engländern Kaltsinn eingetreten war, ist oben bemerkt; der Tod der Gemahlin des Regenten, einer Schwester Philipp's, lösete das persönliche Band der beiden Häupter, und der hohe Preis, um welchen König Karl die Aussöhnung mit dem Herzoge von Burgund zu erkaufen geneigt war, zog diesen von der Englischen Partei gänzlich ab. In dem Frieden, welchen er 1435 zu Arras mit Frank-

reich schloß, erhielt er die Grafschaften Macon und Aurerre, und zur Entschädigung für die Verluste, welche ihm dieser Vertrag von Seiten der Engländer vielleicht zuziehen könnte, alle Städte und Herrschaften an der Somme, Ponthieu, Amiens, Abbeville u. s. w. Doch behielt sich der König für diese Gebietstheile das Recht des Zurückkaufes für eine bestimmte Summe vor. Der Herzog sollte außerdem, so lange Karl lebe, von jeder Lehnspflicht frei und unabhängig seine Länder beherrschen. Ferner erklärte Karl, daß der Mord Johann's des Unerschrocknen wider seinen Willen und zu seinem Mißfallen geschehen sey, und verhieß, die Thäter zu bestrafen. Einen nicht weniger empfindlichen Verlust erlitten die Angelegenheiten der Engländer in Frankreich durch den Tod des trefflichen Herzogs von Bedford, der wenige Monate nach dem Frieden von Arras zu Rouen erfolgte. Und daheim, im Rathe des jungen Königs herrschte Zwiespalt und böse Entzweiung, indem der Großoheim des Monarchen, der Cardinal von Wincheſter, und sein Oheim, der Herzog von Glocester, von Haß und Eifersucht gegen einander erfüllt, sich mit der größten Erbitterung anfeindeten und bekämpften. Dieser Zwist brachte in alle Staatsgeschäfte Stillstand und Verwirrung, und die Französische Regierung ermangelte nicht, die sich immer günstiger gestaltenden Verhältnisse zu benutzen. Auch in Paris, wo anfangs jeder Sieg der Engländer durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert worden war, mußte mit den steigenden Erpressungen, und besonders nach der Aussöhnung Philipp's mit dem Könige, der alte Parteihaß immer mehr erlöschen, da seitdem keine Burgundische und Armagnacsche Faction mehr existirte. Das Verlangen der Bürger nach der Wiederherstellung ihres Königs wuchs mit jedem Tage, und so öffneten sie endlich, gegen das Versprechen vollständiger Amnestie, den Französischen Truppen die Thore, während die schwache Englische Besatzung sich in die Bastille zurückziehen mußte. Alles rief: Friede! Friede! es lebe der König und der Herzog von Burgund! (13. April 1436.) Im folgenden Jahre hielt Karl seinen Einzug, und seine Rückkehr fand ohne die blutigen Reactionen statt, welche die Unterwerfung der Bürger unter seinem Vater und Großvater begleitet hatten (oben S. 90. 113.). Der Friede war das dringendste Bedürfniß und der sehnlichste Wunsch aller, und besonders der nördlichen Provinzen, welche, von feindlichen Schaaren und den unbesoldeten eigenen Kriegern um die Wette gemißhandelt, dem unsäglichen Jammer fast erlagen. Man eröffnete daher 1440 mit England Unterhandlungen. Hier waren in-

deß die Parteien auch über die Französischen Angelegenheiten nicht einig. Gloceſter, den die Hoffnungen ſeiner verſtorbenen Brüder, Heinrich's V. und Bedford's, noch beſeelten, wollte die Fortſetzung des Krieges; der Cardinal von Wincheſter und ſein Anhang dagegen zeigten ſich bereitwillig, fahren zu laſſen, was nach ihrer Meinung doch nicht behauptet werden konnte, und waren daher für den Frieden. In eben dieſem Sinne waren die Meinungen getheilt, als die Vermählung des Königs zur Berathung kam. Heinrich war höchſt gutmüthig, nachgiebig, anſpruchslos, und, wiewol nun ſchon über zwanzig Jahre alt, ganz von ſeinen Rathgebern abhängig. Man ſah vorher, daß die Königin, wer ſie auch ſey, ihren ſchwachen Gemahl beherrſchen werde. Der Herzog von Gloceſter wünſchte ſeinem Zweck gemäß, daß die Tochter des Grafen Johann von Armagnac, des Sohnes des ermordeten Connetable, der über die Grafſchaft Comminges mit Karl VII. in Streit gerathen war, gewählt werde, damit man durch das bedeutende Anſehen und die weitläufigen Beſitzungen dieſer Familie in Guienne Unterſtützung im Kriege gegen den König gewinnen möge; die andere Partei aber erſah ſich die Tochter des damaligen Titularkönigs von Neapel Renatus, des oben erwähnten Ludwig II. Sohn (S. 18.), aus dem jüngern Hauſe Anjou, die geiſtvolle und männliche Margarethe, deren Oheim, Karl Graf von Maine, Liebling und erſter Miniſter Karl's VII. war, und ſetzte nicht nur dieſe Abſicht, ſondern auch einen Waffenſtillſtand durch (1444), wobei ſogar Anjou und Maine an Frankreich zurückgegeben wurden. Einige Jahre nachher ward Gloceſter das Opfer der Ränke ſeiner Gegner. Man klagte ihn (1447) des Hochverraths an, und warf ihn ins Gefängniß, wo er nach ſiebzehn Tagen todt gefunden ward. Es ging das Gerücht, daß er heimlich ermordet worden ſey. Sechs Wochen nachher ſtarb auch der alte Cardinal von Wincheſter.

In Frankreich ſah man den ſchwachen Zuſtand der Regierung des feindlichen Staates nicht ungern, und machte in der Zeit der Waffenruhe die nöthigen Vorbereitungen und Verbeſſerungen im Kriegsweſen, um demnächſt die Wiedereroberung der verlorenen Landſchaften zu bewerkſtelligen. So war es ein nicht unwillkommener Vorwand zur Erneuung der Feindſeligkeiten, als eine Engliſche Kriegsſchaar 1449 durch den Ueberfall der Stadt Fougeres in der Bretagne den Stillſtand verletzte. Das entſchiedenſte Glück begünſtigte die Franzöſiſchen Unternehmungen. Innerhalb eines Jahres (1449—1450) war die ganze

Normandie den Engländern entrissen, und so wie der letzte Platz in dieser Provinz, Cherbourg, gefallen war, wandten sich die Französischen Waffen, einem reißenden Strome gleich, gegen Guienne. Ohne Schlacht und Belagerung ward auch diese ganze Provinz erobert; eine Stadt nach der andern ergab sich, aus England erschien nicht ein Mann zur Hülfe, und im August des nächsten Jahres (1451) wehte das siegreiche Französische Banner von der Mündung der Garonne bis an die Spanische Grenze. Indeß wünschte ein großer Theil des Adels von Guienne, durch Bedrückungen der Französischen Beamten aus seinem Taumel erweckt, die Englische Herrschaft wieder herbei, und knüpfte in London Verbindungen an. Jetzt endlich, da es zu spät war, entschloß sich Heinrich, ein Hülfsheer von achttausend Mann unter der Anführung des damals schon achtzigjährigen Talbot, Grafen von Shrewsbury, nach dem südlichen Frankreich zu senden (1452). Anfangs bezeichnete der glänzendste Erfolg die Laufbahn des heldenmüthigen Greises, der schon ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken der Franzosen war, als er aber im folgenden Sommer das wohlbefestigte, und von dreihundert Feuerröhren vertheidigte Lager der Franzosen bei Chatillon mit allzuheftigem Ungestüm erstürmen wollte, fand er selbst den Tod, und seine Truppen erlitten eine vollständige Niederlage. Mit Talbot fiel sein edler Sohn, der trotz alles Andringens, sich zu retten, seinen Vater nicht überleben wollte. Die Wiedernahme der verloren gegangenen Städte war die Folge dieses Sieges der Franzosen, Guienne war von Neuem unterworfen, und die Vertreibung der Engländer aus Frankreich vollendet bis auf Calais, die einzige Stadt, welche ihnen von allen ihren Eroberungen blieb.

Wie Karl VII. das Unglück ohne widerstrebende Thatkraft über sich hatte hereinbrechen lassen, so war er auch bei der glänzenden Wiederherstellung seines Glückes weit mehr müßiger Zuschauer als Leiter und Lenker. Er besaß durchaus kein Feldherrntalent, und ließ sich ohne Ernst und nachdrückliche Kraft meist von Weibern und Günstlingen leiten. Doch widmete er dem innern Zustande seiner Staaten größere Aufmerksamkeit, als seinem Verhältnisse zu fremden und feindlichen Mächten, und zeigte sich im Ganzen in der Wahl seiner Diener nicht ohne Geschick und treffenden Blick. Frankreich war endlich von den tapfern Widersachern befreit worden, die es seit länger als hundert Jahren zum Ziel ihrer Angriffe gemacht hatten, aber die Folgen des Krieges, der besonders in den letzten Jahren auf das Verheerendste

geführt worden war, blieben noch lange sichtbar; ausgedehnte Landstrecken waren menschenleer, öde und mit aufgeschossenem Buschwerk bewachsen. Noch schlimmere Nachwehen waren jene im Laufe unserer Darstellungen schon mehrfach erwähnten räuberischen Söldnerschaaren, die größte Landplage jener Zeiten *). Um diesem Uebel ein Ende zu machen, wurden gleich nach dem Waffenstillstande von 1444 umfassende Maßregeln getroffen. Eines Theils der zucht- und herrenlosen Kriegsleute entledigte man sich durch den Zug nach der Schweiz (S. 71.). Von den übrigen wurden nur die tauglichsten auserlesen, alle anderen verabschiedet und mit nachdrücklichem Ernste an der Erneuerung ihrer Gewaltthätigkeiten verhindert. Aus jenen aber bildete man eine stets im Dienst bleibende und besoldete Truppe von Kriegsleuten zu Roß in funfzehn Schaaren, Ordonnanzcompagnien genannt, getheilt, jede zu hundert Lanzen, die Lanze in der Regel zu sechs Mann **). Im Jahre 1448 erging eine neue Verordnung, daß in jedem Kirchspiel des Reiches ein Schütze bewaffnet und geübt werden solle, um sich bei dem ersten Aufruf zu stellen. Da diese Leute von einem großen Theil der Steuern befreit wurden, hießen sie Freischützen (francs archers). Sie waren bestimmt, an die Stelle der Contingente zu treten, durch welche die Städte, seit den Zeiten Philipp August's, die königlichen Heere verstärkt hatten. Um den Compagnien ihren Sold regelmäßig zahlen zu können, wurde eine besondere Steuer ausgeschrieben und fortdauernd erhoben. Diese beiden Einrichtungen hatten die wichtigsten Folgen und bewirkten die vollständige Umwälzung aller mittelaltrigen Lebensformen in Frankreich. Durch die stehenden Truppen und die geübte Reserve des Volkes erhielt das ohnehin verfallende Ritterthum einen empfindlichen Stoß, und die Könige hatten eine stets bereite Macht in der Hand, jeden Versuch einer Auflehnung von Seiten des Adels oder der Städte schnell zu unterdrücken. Außerdem waren die großen Lehen theils durch Erbtheilungen zersplittert, theils durch Kauf, Erledigung oder Gewalt an die Krone gekommen, und der niedere Adel war durch die lange Kriegsnoth vermindert und verarmt. Dasselbe Schick-

*) In modern times our *debts* and *taxes* are the secret poison, which still corrodes the bosom of peace; but in the weak and disorderly government of the middle ages, it was agitated by the present evil of the disbanded armies. Gibbon History of the decline etc. T. XI. p. 153. Ed. Basil.

**) Es war ein Geharnischter (homme d'armes), ein Knappe, ein Reitknecht und drei Schützen, alle beritten.

sal hatte die Städte betroffen, und die feststehende Steuer überhob den König, sie zu den Reichsversammlungen zu berufen, auf denen sie einst so großes Ansehen behauptet hatten. Die Stände des Landes waren schon in den letzten Zeiten seltener als früher berufen worden; gewöhnlich unterhandelte man nur mit den einzelnen Provinzen. Mit der Macht kam auch die Freiheit und der Einfluß der Bürger und der Barone herab, und überhaupt hatte sich während der langen Kämpfe der Sinn von den alten Vorzügen und Rechten nur auf die Vertreibung des äußern Feindes, dessen Nähe doch Alles unsicher machte, gerichtet, das Volk war im Allgemeinen ermüdet und verlangte nichts als Ruhe. So konnte der Hof immer ungestörter auf die Verwandlung Frankreich's aus dem Lehnsstaat in die Monarchie der neuern Zeit hinarbeiten. Ein sehr bedeutender Schritt in dieser Hinsicht geschah durch eine Verordnung des Königs vom Jahre 1453, in welcher er die Niederschreibung aller Gewohnheitsrechte der einzelnen Seneschausseen, Baillagen und Herrschaften anbefahl, welche alsdann von dem Parlamente zu Paris revidirt werden und nur in dieser Form Gesetzeskraft haben sollten. Hiermit wurde zugleich einer großen Verbesserung und Abkürzung des rechtlichen Verfahrens der Weg geöffnet, da bisher die Appellationsrichter (Th. V. S. 331.) unmöglich alle die unendlich mannichfachen Satzungen und Gebräuche kennen konnten, die größtentheils nur durch mündliche Tradition in den einzelnen Landschaften existirten, von denen aus Berufungen an ihren Spruch gemacht wurden. Indeß wurde diese Sammlung der Gewohnheiten Frankreich's, welche unter dem Namen des grand coutumier bekannt ist, erst hundert Jahre nach Karl VII. vollendet. Auch die gallicanische Kirche hatte sich unter der Regierung dieses Herrschers unabhängiger vom Papste gestellt und gehörte seit der Zeit mehr dem nationalen Interesse, als dem allgemeinen Kirchenverbande an. Im Jahre 1458 berief der König die vornehmsten Prälaten und weltlichen Großen nach Bourges, welche die Beschlüsse der damals versammelten Baseler Synode, in Betreff der Wahlfreiheit der Stifte und Capitel, der Beschränkung der Abgaben und der Appellationen nach Rom, trotz des Widerspruchs von Seiten Eugen IV. annahmen; worauf das Parlament dieselben als Erweiterung der pragmatischen Sanction Ludwig's des Heiligen, unter eben diesem Namen in sein Register eintrug.

Die Unzufriedenheit der Adeligen mit der Herabdrückung ihres Standes machte sich in einem Aufstande derjenigen unter ihnen Luft,

welche noch größere Lehen inne hatten, oder durch Verbindungen und verwandschaftliche Verhältnisse mit dem Hofe eines bedeutenderen Ansehens genossen. Der Herzog von Bourbon, der Herzog von Alençon, der Graf von Vendome, der Bastard von Orleans traten bereits im Jahre 1440 zusammen, um dem König die Regierung zu entreißen, und den Dauphin Ludwig, der damals siebzehn Jahr zählte, an die Spitze des Staates zu stellen. Der Jüngling ging auf ihre Vorschläge ein, aber kaum waren die ersten Schritte geschehen, als Karl die Empörer durch die Einnahme mehrerer festen Plätze zwang, um Gnade zu bitten. Nach einiger Zeit machte der Dauphin einen ähnlichen Plan, wurde aber an der Ausführung verhindert und begab sich in seine Provinz, die Dauphiné, die er ganz unabhängig regierte. Als er aber auch ohne Erlaubniß des Vaters die Tochter des Herzogs von Savoyen heirathete, ließ Karl Truppen gegen ihn ausrücken, und Ludwig entwich zum Herzog Philipp von Burgund. Alle Aussöhnungsversuche blieben fruchtlos, Mißtrauen und Argwohn herrschten in Karl's Seele und der Kummer über den widersetzlichen Sohn beschleunigte sein Ende. Er war schon krank, als ihm ein Gerücht zu Ohren kam, daß Ludwig damit umginge, ihn zu vergiften. Von Schrecken ergriffen, enthielt er sich mehrere Tage lang aller Nahrung und verschlimmerte hierdurch sein Uebel, so daß er am 22. Julius 1461 im neun und funfzigsten Jahre seines Alters starb.

---

40. Niedersinken des Byzantinischen und Emporstreben des Osmanischen Reiches.

Die bisher geschilderte Lage der Hauptreiche Europa's im vierzehnten und der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, die inneren Fehden, von denen sie zerrissen wurden, und ihre daher stammende Kraftlosigkeit nach außen, der Verfall des Kaiserthums und des Papstthums in Deutschland und Italien, das Herabkommen des Ritterthums in Frankreich und England, so wie der verloren gegangene Sinn für das Große und Ganze der Europäischen Christenheit, machen es erklärlich, daß das Abendland nicht mit Ernst und Nachdruck in die Schranken trat, als es galt, die Vormauer gegen Asiatische Horden und den Islam, das Griechische Reich, wider die frische Kraft eines neuen Barbarenreiches zu schützen und zu erhalten.

Es war unter der Regierung Andronicus II. Paläologus (Th. V. S. 288.), des Sohnes jenes Michael, welcher die Trümmer des Constantinopolitanischen Kaiserthums wieder mit dem Nicäischen verbunden hatte, ohne dem Ganzen dadurch neue Kraft und neues Leben einhauchen zu können, als die Macht eines bisher unbekannten Türkischen Stammes sich mit reißender Schnelle in Kleinasien erhob. Zu den Zeiten Dschingischan's war Suleiman Schah, ein Häuptling Türkischer Wanderschaaren, an der Spitze von funfzigtausend Seelen von Chorasan westlich gezogen. Sein Sohn Ertogruhl leistete dem Seldschuckischen Sultan von Iconium (Th. IV. S. 182.), Alaeddin I., nützliche Kriegsdienste, und erhielt dafür als Grenzvertheidiger des Reiches wider die Griechen in der Gegend des alten Doryläum ein Gebiet angewiesen. Ertogruhl's Sohn Osman entriß, um die Zeit als sein Vater starb, den Griechen Stadt und Schloß von Karadschahissar, womit ihn Sultan Alaeddin III. belehnte, und ihm die Ehrenzeichen fürstlicher Würde, Fahne, Pauke und Roßschweif, übersandte (1289) *). Dieser Erwerbung folgten bald mehrere, und als der Chan der Persischen Mongolen Ghasan zehn Jahre später Alaeddin III. hinrichten ließ, und damit dieser Seldschucken-Dynastie, welche schon seit funfzig Jahren von den vordringenden Mongolen abhängig geworden war, ein gänzliches Ende machte, regierte auch Osman die Seinen als freier Gebieter. Neben ihm erhoben sich noch neun Führer turkmannischer Horden auf den Trümmern des Reiches von Iconium, aber das nach jenem genannte Volk verdunkelte und verschlang nach einigen Menschenaltern alle übrigen benachbarten Herrschaften und breitete seine Eroberungen weit aus in Asien und Europa.

Als Osman seinen Vorsatz, auf weitere Unternehmungen auszuziehen, den Seinen kund that, widersprach sein erfahrener Oheim Dündar, und von despotischer Wuth, die keine Einwendungen duldet, entflammt, ergriff der Neffe seinen Bogen und erschoß den neunzigjährigen Greis, eine Blutthat, welche, nach der Bemerkung des neuesten und kenntnißreichsten Geschichtschreibers dieses Volks, grauenvoll den Anfang Osmanischer Herrschaft bezeichnet, und in die lange Gallerie der Morde von Blutsverwandten, die gewöhnliche Vorhalle der folgenden Regierungen, als blutige Schwelle einführt **). So begann

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. I. S. 55.
**) v. Hammer, Bd. I. S. 66.

denn eine unübersehbare Reihe von Beute- und Eroberungszügen, welche die Unersättlichen stets weiter und weiter führte. Zugleich warfen sich andere Türkische Häuptlinge auf die ihnen zunächst gelegenen Striche Kleinasien's, die noch unter Byzantinischer Herrschaft waren. In diesem Gedränge rief der schwache Kaiser Andronicus Banden von Italienischen und Spanischen Miethstruppen herbei, welche in den damaligen Kriegen zwischen Neapel und Aragonien wegen Sicilien (Th. V. S. 172.) gedient hatten, gewöhnlich Catalonier genannt, weil der Kern aus Abenteurern dieses Volks bestand. Sie leisteten nützliche Dienste wider die Türken, erwiesen sich aber bald, nach der Art dieser furchtbaren Plage jener Jahrhunderte im Osten wie im Westen, dem Lande, das sie beschützen sollten, nicht weniger verderblich, als die äußeren Feinde. Sie plünderten und raubten, traten alles Recht mit Füßen, und erpreßten zugleich vom Kaiser ungeheure Summen als Sold. Der feige Hof, der sich nicht anders zu helfen wußte, ließ den Anführer der Catalonier, Roger de Flor, den er zum Großherzog von Romania und zum Cäsar erhoben hatte, meuchlerisch ermorden (1307). Ein Theil der Banden zerstreute sich zwar hierauf; funfzehnhundert Mann aber, welche sich den stolzen Namen der großen Compagnie gaben, begannen Krieg, des Führers Tod zu rächen, und ein ihnen entgegengesandtes Heer von vielen Tausenden war ihnen nicht gewachsen. Mit ihrem Glücke wuchs ihre Zahl, sie bemächtigten sich Gallipoli's, störten die Schifffahrt, und verbreiteten Verwüstung an beiden Ufern des Hellespont. Endlich waren Mangel und Uneinigkeit der Führer Ursachen, daß sie abzogen und nach Griechenland gingen. Sie schlugen und tödteten den lateinischen Herzog von Athen, Walther von Brienne, beherrschten eine Zeitlang Attika und Böotien und waren das Schrecken des Landes weit und breit. Solches waren die Gefahren, die den Fürsten, welcher auf dem Throne Constantin's des Großen saß, ängstigten, und diese Herrschaft wurde ihm von seinem Enkel, dem jüngern Andronicus, beneidet und streitig gemacht. Nach mehreren Empörungsversuchen desselben dankte der Kaiser 1328 zu seinen Gunsten ab, und starb vier Jahre nachher als Mönch in Dürftigkeit. Die Regierung Andronicus III. (bis 1341) war weder ruhmvoller noch glücklicher.

Indeß ging ganz Kleinasien an die Türken verloren; jene Küstenländer, an welche das christliche nicht weniger als das classische Alterthum die schönsten Erinnerungen knüpft, wurden die Beute gleichgül-

tiger, von Verachtung dessen, was sie nicht kannten, erfüllter Barbaren. Die Osmanen breiteten sich zunächst in Bithynien aus; Osman starb 1326 und das eben damals eroberte Brusa ward seines Sohnes und Nachfolgers Orchan (oder Urchan) Herrschersitz. Dieser Fürst übte zuerst in seinem Stamme die beiden höchsten Majestäts- und Souveränetätsrechte des Islam, Münzen mit seinem Gepräge schlagen, und seinen Namen im Kanzelgebet am Freitag nennen zu lassen*), und gab dem Osmanischen Reiche die ersten Staatseinrichtungen. Nikomedien und Nicäa fielen in seine Hände.

Trotz so drohender Gefahren trieben Ehrgeiz und Eifersucht am Byzantinischen Hofe fortwährend ihr verderbliches Spiel. Andronicus III. hatte die Vormundschaft über seinen neunjährigen Sohn Johann V. seinem Günstling Johann Kantakuzenus übertragen. Gegen diesen erhob sich eine Partei, ihn zu verdrängen, aber Kantakuzenus nahm selbst den Purpur, und es entstand ein sechsjähriger verwüstender Bürgerkrieg. Es kam so weit, daß die ärgsten Feinde des Reiches, die Türken, in den Streit gezogen wurden. Umurbeg, Fürst von Aidin, zog dem Kantakuzenus zu Hülfe, und war dieses auch nicht der erste Raubzug der Türken nach den Europäischen Küsten, so gab doch das Verständniß mit einer Partei im Innern größere Lockung und bequemere Gelegenheit. Bald verband sich Kantakuzenus auch mit dem mächtigeren Orchan, ja er gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin, und die christliche Fürstin mußte sich dazu verstehen, einen Platz im Harem des Mohamedaners einzunehmen. Kantakuzenus siegte zuletzt ob, kam nach Constantinopel (1347) und gestand der verwittweten Kaiserin einen Vergleich zu, vermöge dessen er ihren Sohn zum Mitregenten annahm, sich aber für die nächsten zehn Jahre die alleinige Leitung der Staatsgeschäfte vorbehielt. Die Schwäche des Reiches wurde immer fühlbarer. Die Genueser in der von ihnen befestigten Vorstadt Constantinopel's, Galata, schrieben dem Kaiser Gesetze vor, und zerstörten, als er Krieg wider sie erhob, seine Flotte. Kantakuzenus verband sich mit den alten Feinden der Genueser, den Venetianern, aber das Gewicht, welches der Beistand des Römischen Reiches in diesem Kampfe zwischen zwei Italienischen Städten (vgl. Absch. 58.) in die Wage legte, wurde kaum gefühlt**). Kantakuzenus

*) v. Hammer, Bd. I. S. 87.

**) Gibbon, Vol. XI. p. 197.

konnte jedoch den Thron, den er sich angemaßt, nicht behaupten. Johann Paläologus, dem er, um ihn sich näher zu verbinden, seine Tochter gegeben, wollte der steten Bevormundung entledigt seyn, und erhob sich wider ihn. Vergebens rief Kantakuzenus den Türkischen Schwiegersohn wider den Byzantinischen auf. Die Türken kamen ihm zwar zu Hülfe, aber der Widerwille des Volkes gegen ihn war zu groß, er mußte abdanken, oder dankte, wie er selbst in seinen Memoiren sagt, freiwillig ab (1355) und ging in ein Kloster. Die Osmanen aber hatten nicht versäumt, diese Zwistigkeiten zu ihrem Vortheil zu benutzen. Es war Orchan's Sohn Soliman, der zuerst den Gedanken hatte, in Europa nicht bloß zu plündern, sondern dauernde Erwerbungen zu machen. Ein Erdbeben verwüstete um diese Zeit die Thracischen Küstenstädte und zerriß ihre Mauern. Durch solche Lücken drangen die Osmanen in die Städte und befestigten sich darin. Die wichtigste dieser Eroberungen war Kallipolis (Gallipoli), der Schlüssel des Hellespont und Stapelplatz des Griechischen und abendländischen Handels.

Soliman starb noch vor dem Vater an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, daher folgte bei Orchan's Tode (1359) ein jüngerer Bruder, Murad I. Dieser eroberte alles Land vom Hellespont bis zum Hämus, und machte das 1361 genommene Adrianopel zu seinem Herrschersitze. Zum erstenmal waren die Griechen in ihrer Hauptstadt, von der Asiatischen wie von der Europäischen Seite, von demselben Feinde umgeben. Aber es war nicht mehr das Griechische Reich allein, welches bedroht war. Die Ausbreitung der Moslemen in Gegenden, welche selbst den Arabern in der frischesten Begeisterung des Islam unzugänglich geblieben waren, mußten, wo nicht das ganze übrige Europa, doch die zunächst gelegenen Länder erwecken, und nachdem Papst Urban V. einen Kreuzzug wider die Türken ausgeschrieben, verband sich der König von Ungern, Ludwig der Große, mit den Serviern, Bosniern und Wallachen zum Kriege wider den Alle bedrohenden Feind. Aber sie wurden geschlagen, und die Slavischen Völker zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere der Pforte nach und nach entweder zinspflichtig oder völlig unterworfen. Sie versuchten zuweilen Empörungen, aber ohne dauernden Erfolg. Ein allgemeiner Aufstand der Servier, Bosnier und Bulgaren bedrohte im Jahre 1387 noch einmal die Osmanische Herrschaft in Europa, endigte jedoch mit der gänzlichen Unterjochung Bulgarien's. Die Osmanen trugen bei Kossova (1389) einen entscheidenden Sieg davon, aber Sultan Murad

wurde von einem Servier erschlagen, nach Türkischen Berichten auf dem Schlachtfelde, nach Servischen und Griechischen am Morgen vor dem Beginn derselben in seinem Lager *). Der sterbende Murad weidete sich noch an dem Anblick der Hinrichtung Lazar's, des vor ihn geführten gefangenen Servierkönigs.

Dieser Siegeslauf eines Volks, welches drei Menschenalter früher nur eine kleine, armselige Horde war, wird erklärlich theils durch die ununterbrochene Folge von kriegerischen, nicht im Harem, sondern im Rathe und im Felde erzogenen Herrschern, die, von Siegesdurst erfüllt, mit allen ihren Kräften, ohne irgend eine Rücksicht zu kennen oder zu achten, auf das Eine Ziel hinarbeiteten, theils durch die klug gewählten, höchst förderlichen Mittel und Einrichtungen für diesen Zweck. Dahin gehört vor allen andern die Bildung eines regelmäßigen, stehenden Fußvolks, zu einer Zeit, wo das ganze christliche Europa es noch nicht hatte, der berühmten Janitscharen, lange das Schrecken der Völker oft aber auch der Sultane selbst, bis sie mit dem Reiche, das sie groß und herrschend gemacht hatten, entarteten, und in unseren Tagen, um einer neu zu gründenden Ordnung der Dinge den Platz zu räumen, vernichtet wurden. Ein Reitervolk Asien's schuf diese Fußtruppen, aber nicht aus der eigenen Mitte, sondern, mit verruchter Staatskunst, aus der schönsten und kräftigsten Jugend der besiegten Völker. Auserlesene Knaben unter der zur Gefangenschaft verdammten christlichen Bevölkerung eroberter Provinzen wurden zum dreifachen Abfall, von Eltern, Vaterland und Glauben, genöthigt, im Islam und in Waffenübungen erzogen, und zu dem Kern der Kriegsmacht ihrer Herren gebildet. Der berühmte Scheich Hadschi Begtasch, Stifter und Vorsteher der im Osmanischen Reiche später sehr einflußreichen Mönchsverbindung der Begtaschi**), segnete die neue Stiftung ein und sprach: „ihr Name sey die neue Truppe (Jeni Tscheri), ihr Angesicht weiß, ihr Arm siegreich, ihr Säbel schneidend, ihr Speer durchstoßend;

*) v. Hammer, Bd. I. S. 211.

**) Trotz des Ausspruchs Mohammed's: „es ist kein Mönchthum im Islam," gewann doch die Neigung des Arabers als Wüstenbewohners zum einsamen und beschaulichen Leben das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und dreißig Jahr nach seinem Tode wurde der erste Mönchsorden gestiftet. Seitdem vermehrten sich die Fakire (die Armen) und die Derwische (Thürschwellen) so bedeutend, daß man schon zwanzig Verbindungen vor der Stiftung des Osmanischen Reiches zählte. Danach nahm ihre Anzahl und ihr Ansehen noch bedeutend zu, so daß sie oft mit großem Erfolg auf die politischen Zustände und Unternehmungen einwirken konnten. Ihre Vorsteher hießen Scheiche.

immer sollen sie zurückkehren mit Sieg und Wohlseyn" *). Später wurde zur Rekrutirung der Janitscharen ein regelmäßiger Knabenzins von den unterworfenen Christen eingefordert. Die Heranwachsenden wurden in strenger Zucht und harter Arbeit, ohne die weiche Pflege des väterlichen Hauses, erzogen. Zuerst erhielten sie nur Kleidung und Nahrung, dann aber, nach vier bis fünf Jahren in das Corps aufgenommen, regelmäßigen und reichlichen Sold, und Allen, die sich auszeichneten, war der Weg zu hohen Aemtern und Ehrenstellen eröffnet. Es gab aber auch andere Fußtruppen, deren Dienst auf Lehen gegründet war, Piade genannt, und unregelmäßige Streithaufen. Wie das Fußvolk wurden auch die Reiter organisirt, es dienten besoldete, belehnte und nur zum Kriege aufgebotene oder freiwillig sich einstellende. Die ersten (Spahi, eigentlich Sipahi genannt) wurden im Abendlande nicht weniger gefürchtet als die Janitscharen.

41. Bajazeth und Timur.

Als Bajazeth (oder Bajezid) auf dem Schlachtfelde bei Kossova seinem erschlagenen Vater in der Herrschaft folgte, war seine erste That die Hinrichtung seines einzigen Bruders. Härte, Ungerechtigkeit und Grausamkeit bezeichneten auch ferner die Handlungen seiner Regierung, in seinen Leidenschaften zeigte er sich heftig und unmäßig, er war der erste Sultan der Osmanen, der wider die Satzungen des Islam Wein trank. Aber die blutigen Siegesspuren seiner Vorfahren verfolgte er mit noch erhöhter Thätigkeit. Von der Schnelligkeit seiner Siege wider Christen und Moslemen von der Donau bis zum Euphrat hat er den Beinamen des Blitzes (Jildirim) erhalten. Er drang zuerst über die Donau vor, bemächtigte sich dann fast aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thracien, Macedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, zog ohne Widerstand durch die Thermopylen und erstürmte Argos, während seine Reiter bis in die südliche Spitze des Peloponnes streiften. Darauf wendete er sich nach Osten und unterwarf den größten Theil des von den übrigen Türkischen Fürsten eingenommenen Kleinasien's seiner Herrschaft.

*) Nach der gewöhnlichen Meinung sind die Janitscharen eine Schöpfung Murad's I., v. Hammer aber, Bd. I. S. 91., hat bewiesen, daß ihre Einrichtung schon unter Orchan fällt.

Da nun das Ungewitter immer drohender heranzog, versuchte sich König Siegmund von Ungern durch auswärtige Hülfe zu stärken. Nach Frankreich ging eine eigne Gesandtschaft, welche alle Herzen durch Schilderung der Grausamkeit und des Blutdurstes der Türken gegen die unglücklichen Christen rührte und erschütterte, und besonders bei dem Herzog Philipp dem Kühnen von Burgund Beförderung und Unterstützung fand. Er sandte seinen eignen Sohn, den uns wohlbekannten nachmaligen Herzog Johann den Unerschrockenen, damals Grafen von Nevers, in diesen Krieg, und die Blüthe des tapfern Französischen Adels begleitete ihn. Es befanden sich darunter der Graf de la Marche, Heinrich und Philipp von Bar, alle drei von königlichem Blut, der Graf von Eu, Connetable, und Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, der Marschall Boucicaut, die Herren von Coucy und de la Tremouille u. s. w. Die Zahl dieses Heeres betrug tausend Ritter, eben so viele Knappen und sechstausend Söldner. Ihr Zug durch Deutschland schien aber nicht der einer Ritterschaar, sondern eines üppigen Hofes, so ungezügelt überließen sie sich allen Lustbarkeiten und Genüssen. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines Unglücks kam in ihre stolzen, übermüthigen Seelen, nicht nur die Türken von Ungern zurückzudrängen schien ihnen ein Leichtes, sie dachten nach Asien zu ziehen, und das heilige Grab zu befreien. Ofen war der allgemeine Sammelplatz, auch Deutsche Schaaren stießen hier zu den Franzosen und Ungern. Sechzigtausend war die Zahl der von Siegmund wider die Türken geführten Krieger, ein Heer, wol stark und tapfer genug zum Siege, wenn Uebermuth und Uneinigkeit es nicht ins Verderben gestürzt hätte. Die Französischen Ritter prahlten, daß sie den Himmel, wenn er einstürzen wollte, mit ihren Lanzen aufhalten würden. Mit der Belagerung des von den Türken besetzten Nikopolis wurde der Feldzug begonnen. Bajazeth eilte zum Entsatze heran, die Vermessenen wollten die Nachricht davon zuerst nicht einmal glauben; als kein Zweifel mehr möglich war, geschah die Rüstung zur Schlacht (28. Sept. 1396) in unordentlicher Eil. Vergebens stellte Siegmund den Franzosen vor, daß sie ihre Kraft nicht gegen die zuerst erschienenen leichten Türkischen Reiter verschwenden, sondern gegen die Janitscharen und Spahis aufsparen sollten. Sie hielten dies für eine Beleidigung ihrer Ehre, und stürmten, überdies auch unter sich uneins, tollkühn und unbesonnen vor. Tausende fielen vor ihrer Tapferkeit, ein Treffen nach dem andern wurde zersprengt, die Janitscharen flohen, und die

Schlacht hätte gewonnen werden mögen, wenn sie sich nicht siegestrunken zerstreut hätten, ehe sie die Reserven Bajazeth's, noch vierzigtausend Streiter, erreicht hatten. Als die Ermatteten endlich diesen Phalanx erblickten, entsank ihnen der Muth. Die Meisten flohen bestürzt, nur Wenige suchten und fanden, ihr Leben theuer verkaufend, ehrenvollen Tod, aber auch die Fliehenden ereilte das Verderben. Der Graf von Nevers und vier und zwanzig seiner vornehmsten Waffengefährten wurden gefangen. Nun war es vergebens, daß Siegmund mit einer Schaar treuer Ungern, mit Bairischen und Steiermärkischen Rittern muthig angriff; zuletzt entschieden die Servier, die als Bundesgenossen der Türken fochten, das Schicksal des Tages. Der König wurde auf ein Fahrzeug gerettet, mit dem er, die Donau hinabeilend, glücklich eine Venetianische Flotte erreichte, die im Schwarzen Meere lag. Als Bajazeth am nächsten Morgen das Schlachtfeld überschaute, und sechzigtausend der Seinen todt liegen sah, weinte er vor Wuth, und gedachte den Untergang so vieler Türken an den Gefangenen zu rächen. Nachdem die vornehmen Franzosen, des großen Lösegeldes wegen, welches für sie erwartet wurde, ausgesondert waren, ließ der Sultan vor seinen Augen ein ungeheures Gemetzel beginnen, und schon war das Blut von zehntausend Gefangenen vor ihm niedergerieselt, als seine Großen sich ihm zu Füßen warfen, und um Schonung für die Uebrigen flehten, die er, des Blutes für jetzt gesättiget, gewährte. Der Graf von Nevers und seine Gefährten mußten in harter Gefangenschaft schmachten, bis ein Lösegeld von zweimal hunderttausend Ducaten sie befreite. Nur ein langer und heftiger Anfall von der Gicht hielt Bajazeth damals ab, seine Siegeslaufbahn gegen das Abendland weiter zu verfolgen.

Die Kaiser zu Constantinopel Johann V. (1355—1391) und dessen Sohn und Nachfolger Manuel (bis 1425) waren schon zu völligen Vasallen der Sultane herabgesunken, und doch stritten die Paläologen noch immer unter einander um den traurigen, auf Constantinopel und ein kleines Gebiet umher beschränkten, Rest ihrer Herrschaft, den sie sich nur durch Zinszahlung und andere den Türken gewährte Vortheile erhielten. Da Bajazeth fand, daß Manuel seinen Vasallenpflichten nicht vollkommen genügte, hielt er die Hauptstadt, von dessen Thronbesteigung an, sechs Jahre eingeschlossen, und empfahl den Griechen einen geblendeten Neffen Manuel's, Johann, als Kaiser. Mit diesem verständigte sich Manuel indeß, überließ ihm die Verwaltung und zog selbst ins Abendland, um dort Hülfe zu suchen. Johann gestand den

stolzen Osmanen nun zwar einen jährlichen Tribut von zehntausend Ducaten, so wie die Errichtung einer Moschee und einer Türkischen Gerichtsbehörde in Constantinopel zu, aber nach einigen Jahren verlangte Bajazeth ohne Weiteres die Einräumung der Stadt selbst, und als dies abgeschlagen ward, begann er eine zweite Belagerung.

Diese fortzuführen, verhinderte ihn bald die Annäherung eines Eroberers, der auf noch größern und blutigern Pfaden einherschritt, als er selbst. Es war der Mongole Timur, gewöhnlich Timur lenk d. i. der lahme Timur genannt, welches die Europäer in Tamerlan verderbt haben. Bei seinem Volke hieß er auch „der große Wolf", „der Herr der Zeit" und „der Eroberer der Welt". Er erneuerte die Thaten und den Weltsturm Dschingischans, mit dem er in Eigenschaften und Denkart viel Aehnliches hat. Vor jenem zeichnete er sich sonderbarer Weise durch Achtung vor Asiatischer Bildung und vor Gelehrten aus, besonders liebte er Aerzte, Sternkundige und Gesetzverständige, die er oft in seiner Gegenwart Streitfragen behandeln ließ; aber er besaß dieselbe Gleichgültigkeit, seinem wilden Ehrgeize, der keinen andern Zweck hatte, als die unersättliche Lust des Eroberns und Herrschens, das Blut von Hunderttausenden fließen zu lassen, und übertraf den größten Chan weit in der schonungslosesten Rachsucht und in der wildesten Barbarei gegen jeden Versuch, Freiheit und Selbständigkeit gegen ihn zu behaupten. Durch außerordentliche Tapferkeit und Herrscherklugheit schwang er sich auf den Thron von Dschagatai, wo bisher die Nachkommen Temudschin's geherrscht hatten (1370), und Samarkand ward zu seinem Herrschersitz erhoben. Aber dieser Krone fügte er noch sechs und zwanzig andere hinzu, die in den fünf und dreißig Jahren seiner Regierung und seiner Kriegszüge, auf welchen er die Völker von der Chinesischen Mauer bis zum Mittelmeer, von Moskau bis an die Grenzen Aegyptens unterwarf, seine Beute wurden. Alle Dynastien, welche aus Dschingischan's Reiche hervorgegangen waren, wurden vernichtet; wie nur ein Gott, solle auch nur ein Herrscher auf Erden seyn, sagte Timur. Verheerte und entvölkerte Länder, zerstörte Städte und Schädelpyramiden waren die Denkmäler, die er zurückließ. Nachdem die Persischen Mongolen unterworfen waren, machten die Einwohner von Sebsewar einen Aufstand. Timur ließ zweitausend derselben lebendig übereinander schichten, und statt Bausteine mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufmauern. Ispahan wagte gleichfalls Empörung, da gab Timur Befehl zur Wiederbesetzung mit stürmender Hand,

zur Plünderung und zum allgemeinen Blutbad der Rache. Nur das Stadtviertel, wo die Scheiche und Gesetzgelehrten wohnten, erhielt Sicherheit. Jeder Soldat ward zur Lieferung einer bestimmten Anzahl von Köpfen aufgeboten; viele aber waren zuletzt von Blut und Beute so übersättigt, daß sie die vorgeschriebenen Köpfe lieber kauften. Nach der geringsten Angabe waren es siebzigtausend Erschlagene, die hier den Rache- und Blutdurst des Wütherichs befriedigen mußten. Als Iran durch solche Ströme von Blut beruhigt war, wandte sich Timur gegen das Chanat von Kaptschak (vgl. Th. V. S. 280.), wo Batu's Familie noch den Thron behauptete. Auch dieses Reich unterlag seinen siegreichen Waffen. Am 12. September des Jahres 1397 überschritt der Eroberer den Indus. In den vorderen Ländern Hindostan's waren der Herrschaft der Ghasnaviden (Thl. IV. S. 181.) drei Mohamedanische Dynastien hintereinander gefolgt, und hatten eine neue Völkerschicht auf das alte Brahmanenthum gepflanzt. Delhi, in dem Mittelpunkte der Stromsysteme des Ganges und Indus, war die Residenz dieser Fürstengeschlechter. Fast ungehindert drangen die Mongolen durch das Penjab bei den Altären vorüber, die Alexander am Ufer des Hyphasis als Grenzsteine seines Zuges errichtet hatte. Noch war keine Schlacht geschehen, und schon schleppte das Heer über hunderttausend Gefangene mit sich. Bei Delhi erwartete sie Mahmud II. aus dem Hause der Thogluk, mit der gesammelten Reichsmacht. Als der Anblick seiner Kriegselephanten auf den Gesichtern der Hindusklaven freudige Erwartungen zeigte, befahl Timur sie sämmtlich niederzuhauen, und eine Stunde kostete mehr als hunderttausenden das Leben. Noch größer war das Gemetzel in der darauf folgenden Schlacht, in welcher die Mongolen, trotz hartnäckiger Gegenwehr und des betäubenden Lärms der Indischen Glocken und Trompeten und der Beckenschläge, die von den Rücken der Elephanten herab ertönten, ihre Feinde niedermähten. Delhi wurde geplündert, von den überlebenden Einwohnern schleppte jeder Mongole so viel Sklaven fort, als er wollte, und gemeine Soldaten zogen wol mit fünfhundert davon. Von den rauchenden Trümmern, die er an Delhi's Stelle hinterließ, eilte Timur über den Yamuna und eroberte Merut, dessen ganze Bevölkerung lebendig geschunden wurde. Bald danach wurde der Rückzug angetreten, und in den Bergzügen von Sevalik, wohin sich schon längst eine zahlreiche Menge der, von den Mohamedanern aus Iran vertriebenen Persischen Feuerdiener

gerettet hatte, ein fürchterliches Blutbad und eine vollständige Vernichtung derselben angerichtet.

So war Geist, Macht und Art des Mannes, mit dem Bajazeth in Feindschaft gerieth, als er Fürsten aufnahm, die Timur vertrieben hatte, so wie bei diesem Kleinasiatische Herren, die Bajazeth verjagt, Schutz fanden. Mit Stolz und Hohn empfing und entließ Bajazeth Timur's Gesandte, da machte dieser sich auf, und nahm Siwas (das alte Sebaste), damals eine der bevölkertesten Städte Kleinasien's (1400). Furchtbar waren die Frevel, welche diese Einnahme bezeichneten, besonders die Todesmartern, welche den gefangenen Christen angethan wurden. Viertausend Armenische Reiter, welche große Tapferkeit bei der Vertheidigung gezeigt hatten, sollten lebendig begraben werden. Der Kopf wurde ihnen zwischen die Schenkel gebunden, je zehn in eine Grube gerollt, diese mit Brettern und dann erst mit Erde bedeckt, daß die Todesqual sich länger hinziehe. Ein Sohn Bajazeth's, der in des Eroberers Hände fiel, wurde hingerichtet. Auf diese Schreckensnachricht ließ der Sultan der Osmanen in Wuth und Schmerz von Constantinopel ab und zog nach Kleinasien. Timur hatte sich indeß südwärts gewandt. Vor Aleppo schlug er Ferrudsch, den Mameluckischen Sultan Aegypten's (vgl. Thl. V. S. 205.), zu dessen Herrschaft auch Syrien und Palästina gehörte, und drang mit den Fliehenden in die Stadt. Vierzehn Tage dauerte die Plünderung und Zerstörung. Bei Damaskus verloren die Aegypter die zweite entscheidende Schlacht. Wie aus Indien Steinhauer und Baumeister nach Samarkand geschleppt worden waren, so wurden auch die Gelehrten und die Stahlarbeiter dieser Stadt mitgeführt, den Glanz und die Bevölkerung von Timur's Herrschersitz zu vermehren. Danach wurde Feuer in die Gebäude geworfen, und alle Kunstwerke sammt der großen Moschee, mit denen einst die Omijaden diese Stadt geschmückt hatten (vgl. Thl. IV. S. 172.), wurden ein Raub der Flammen. Von hier richtete der Mongole seine blutig flammende Laufbahn nach Irak, wo sich, als die Macht des Chanats von Persien in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinabsank, die Dynastie der Ilchane in Bagdad erhoben hatte. Zum zweiten Male wurde diese Stadt von den Mongolischen Horden erstürmt, und eine Zerstörung begonnen, gegen welche die Thaten Hulagu's milde und schonend erschienen (Th. V. S. 280.). Jeder Mann des Heeres mußte einen Kopf liefern, wenn er seinen eigenen behalten wollte; so konnten neunzigtausend Schädel zum Siegesdenkmal

aufgerichtet werden (1401). Erst im folgenden Frühjahr machte sich Timur wieder gegen die Osmanen auf. Bei Angora (Ancyra) im alten Galatien trafen sich die Heere, zusammen wol eine Million Menschen, zur Entscheidungsschlacht. Sie geschah am 20. Julius 1402 und Timur blieb Sieger. Bajazeth ward gefangen, anfangs großmüthig aufgenommen, nach einem entdeckten und vereitelten Versuch zur Flucht aber in strengeres Gewahrsam gebracht *). Er starb im nächsten Jahre in der Gefangenschaft, und schon zwei Jahre nachher (1405) folgte ihm sein Besieger Timur, auf einem Zuge gegen China begriffen, um auch das vierte große Chanat, welches aus Dschingischan's Herrschaft hervorgegangen war, mit seinem Weltreiche zu vereinigen. Daß Asien nicht würde zusammengehalten werden können, hatte er eingesehen, aber Dschagatai und Persien als das Erbtheil seiner Nachkommen betrachtet. Doch durch die Zwistigkeiten derselben gingen auch diese Länder schon nach einigen Menschenaltern entweder an andere Stämme verloren, oder die bisher zusammengehaltenen Horden vereinzelten sich, um die frühere nomadische Lebensweise von Neuem zu beginnen. Dem Osmanenreiche schien gleich nach der Gefangennehmung und dem Tode Bajazeth's dasselbe Schicksal zu drohen. Denn als Timur Kleinasien verlassen hatte, traten die früher unabhängigen Türkischen Fürsten wieder hervor, und die vier Söhne Bajazeth's stritten in heftigen Bürgerkriegen um die Herrschaft. Es war der günstigste Zeitpunkt, die Osmanische Macht zu vernichten, oder doch wenigstens aus Europa zu verdrängen. Aber man ließ sie in träger Ruhe und sträflicher Gleichgültigkeit ungenutzt verstreichen. Kaiser Manuel, der, von seiner Reise zurückgekehrt, den Thron von Constantinopel wieder eingenommen hatte, war nicht der Mann zu großen Entschlüssen und Thaten, und das Abendland viel zu sehr in seine eignen unaufhörlichen Händel und Spaltungen verwickelt, um an Gefahren zu denken, die es nicht in der Nähe und unmittelbar bedrängten.

*) Der Erzählung nach wurde Bajazeth auf Timur's Befehl in einen eisernen Käfig gesteckt, und so auf den Zügen umhergeführt. Gibbon hat ein Zeugenverhör von Schriftstellern angestellt, nach welchem er die oft bestrittene Nachricht bestätigen zu müssen glaubt; v. Hammer dagegen, Bd. I. S. 318 fg., nach einer vollständigern Untersuchung, verwirft sie. Ihm zufolge hat sie ihre Entstehung dem mißverstandenen Worte Kafes zu danken, welches zwar einen Käfig bedeutet, aber auch eine vergitterte Sänfte, wie sie bei den Reisen des Harems gewöhnlich sind.

42. Wiederaufrichtung der Türkischen Macht und Eroberung von Constantinopel.

So geschah es denn, daß einer der Söhne Bajazeth's, Mohammed I., nachdem seine Brüder im Kampfe ihren Untergang gefunden, 1413 die Macht seines Vaters wieder vereinigte, und auch die Türkischen Emire in Kleinasien von Neuem unterwarf. Mohammed's Gerechtigkeit, Treue und Milde werden gerühmt, auch mit dem Kaiser Manuel stand er in gutem Vernehmen, der freilich seine Freundschaft durch das, was er gegen ihn zu thun unterließ, verdient hatte. Schlimmer stand Manuel mit Mohammed's Nachfolger Murad II. (1421—1451), der Constantinopel von Neuem einschloß und einen Sturm auf die Stadt unternahm. Indeß wurden die Osmanen diesmal zurückgeschlagen. Manuel starb 1425, und sein Sohn Johann VI. behauptete sich auf dem Throne nur durch einen Tribut, welchen er den Türken bezahlte. Das so zusammengeschrumpfte Reich wurde überdieß nach Manuel's Tode immer in Trennung erhalten; während dem Kaiser außer der Hauptstadt nur noch wenige Orte geblieben waren, kam der südliche Theil des Peloponnes, unter dem Namen des Despotats von Lakonien, an den zweiten Bruder Johann's, die nördliche Hälfte desselben beherrschte der dritte, Andronikus. Epirus, Akarnanien, Aetolien bildeten gleichfalls ein besonderes Despotat, das aber nicht einmal von einem Mitgliede der kaiserlichen Familie beherrscht wurde, und das Herzogthum Athen, mit Böotien und Thessalien, gehorchte dem Geschlechte der Acciajuolis, das den Anführern der Catalonier gefolgt war.

Es war auch den blödesten Augen klar, daß die Dauer dieser Ueberbleibsel des Römischen Weltreichs von dem Wohlgefallen der Türken abhing, welche zur Wegnahme der Beute nur darum nicht die erforderlichen Anstalten zu machen schienen, weil sie ihnen doch zuletzt nicht entgehen konnte. Da warfen die Hülflosen sehnsüchtige Blicke auf das Abendland, welches sie sonst weder liebten noch achteten, aber wenn noch Rettung möglich war, so mußte sie daher kommen. Als die Häupter der abendländischen Christenheit konnten in einem gewissen Sinne noch immer die Römischen Päpste betrachtet werden, wenigstens waren sie, wenn überhaupt noch irgend Jemand, am meisten im Stande, die Kräfte verschiedener Staaten auf Ein Ziel hin zu lenken. Aber die erste Bedingung päpstlichen Beistandes war die Wiedervereinigung der Morgenländischen Kirche mit der Römischen, ein bei den National- und

Religionsvorurtheilen der Griechen höchst schwieriges Unternehmen, wenn auch die Verschiedenheit der beiden Kirchen hauptsächlich nur in der anderweitig gebildeten Verfassung lag, da sich Widerwille und Abneigung auch an das Unbedeutendste hängen und zu einer unübersteiglichen Kluft gestalten können. Doch waren von den Zeiten des ersten Palälogen an stets Versuche zu einer solchen Verbindung gemacht, und immer wieder aufgegeben worden, besonders wenn das Glück den Griechen nur wieder einigermaßen zu lächeln schien. Als Adrianopel gefallen war, hatte sogar Johann V. selbst eine Reise nach dem Abendlande angetreten. Er erschien zu Rom vor dem damals dort befindlichen Papst Urban V. und beschwor seinen Gehorsam gegen denselben, so wie den Glauben der Römischen Kirche. Aber er erntete geringen Vortheil von diesem in den Augen seiner Unterthanen schimpflichen Schritte, und nicht minder fruchtlos war die Reise, welche sein Sohn Manuel im Jahre 1400 bis nach Frankreich und England antrat. Ernstlicher als seine Vorgänger betrieb bei der wachsenden Gefahr Johann VI. die Kirchenvereinigung. Es war die Zeit der Zwistigkeiten zwischen Eugen IV. und der Basler Synode. Beide Theile bemühten sich um den Griechischen Kaiser, und wir haben oben (S. 51.) schon gesehen, wie begierig Eugen diese Gelegenheit ergriff, eine neue Synode zu Ferrara zu eröffnen. Johann entschied sich für Eugen, verließ, von vielen Bischöfen und selbst von dem Patriarchen begleitet, seine Hauptstadt, kam nach Venedig, und hielt am 28. Februar 1438 einen prunkvollen Einzug in Ferrara, wo er vom Papste auf das ehrenvollste empfangen wurde. Die Griechen, welche ihrem Stolze dieses Entgegenkommen mit Mühe abgewannen, hatten sich geschmeichelt, den Papst an der Spitze der nur seines Winkes gewärtigen Prälaten und Fürsten von Europa zu sehen, und fanden zu ihrem Verdrusse ein nur schwach besuchtes Concilium, während die Mehrzahl der Väter der Kirche, von Basel aus, den Schritten Eugen's widersprach. Nach langen Unterhandlungen kam man über Rang und Ceremoniel überein, und nun begann eine Reihe ermüdender Streitigkeiten über die Frage, ob der heilige Geist vom Vater und dem Sohne, oder nur vom Vater ausgehe, über das Fegfeuer, das Primat des Papstes und das ungesäuerte Brod im Abendmahl. Je feiner die Ausdrücke zugespitzt wurden, um dadurch eine Vereinigung zu erzielen, je verwickelter wurde der Streit, die Versammlung wurde einer Seuche wegen von Ferrara nach Florenz verlegt, und man kam dennoch nicht zu Ende. Die Griechischen

Bischöfe waren des langen Haders überdrüssig, sie litten in dem fremden Lande oft an dem Nothwendigsten Mangel, da der Papst ihnen das zu ihrem Unterhalte verheißene Geld nur spärlich und wie ein Almosen auszahlen ließ, und mehrere von ihnen dachten heimlich zu entwischen. Die fünf und zwanzigste und letzte Sitzung des Concils brachte eben so wenig eine Uebereinstimmung hervor, als die früheren, aber Johann, welcher die von dem langen und mühsamen Werke erwarteten Früchte nicht verlieren wollte, drang in die Seinigen, sich zu fügen, und brachte sie auch nach einigen Monaten zur Annahme einer nach dem Willen der Lateiner verfaßten, und doch die Streitpunkte mehr beschwichtigenden und verhüllenden, als lösenden, Vergleichungsurkunde. Theils Ueberredungen, theils Drohungen, am meisten aber das dringende Verlangen, aus ihrer peinlichen Lage zu kommen, hatten die Griechischen Bischöfe, mit Ausnahme eines Einzigen, endlich zur Unterschrift vermocht. Am 6. Julius 1439 wurde die Vereinigung der beiden Kirchen feierlich verkündet, aber es konnte schon damals keinem Einsichtigen entgehen, wie wenig eine solche halb erkünstelte, halb erzwungene Vereinigung bedeuten könne. Die Rückkehrenden wurden in Constantinopel von dem fanatischen Volke mit Haß und Verwünschungen aufgenommen. Manche Bischöfe, welche die Friedensurkunde widerwillig unterschrieben hatten, sagten sich jetzt mit dem reumüthigen Bekenntniß der begangenen Sünde wieder davon los, und die kleine, der eingegangenen Verpflichtung treu bleibende Hofpartei war so verhaßt, daß alle Gemeinschaft mit ihr gemieden wurde.

Während Kaiser Johann von einem solchen Luftgewebe Rettung hoffte, rüstete sich Sultan Murad zu einem Kriege wider Ungern, um Rache zu nehmen für einen ihm durch Unterhandlungen von dort aus erregten Kampf mit den Karamanen, einem Türkischen Volke, welches sich gleichzeitig mit der Osmanischen Herrschaft im Südosten Kleinasien's erhoben hatte, und schon mehrfach zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen worden war. Aber diesmal trafen die Türken im Abendlande auf einen Gegner, der ihnen vollkommen gewachsen war, den tapfern Johann Hunyadi, damals Woiwoden von Siebenbürgen. Mit funfzehntausend schlug er bei Vassag (1442) achtzigtausend Feinde, deren Anführer sich prahlerisch gerühmt hatte, die Ungern, wenn sie nur seinen Turban erblickten, würden Tagereisen weit fliehen*). Car-

*) v. Hammer, Bd. I. S. 451.

dinal Julian, den Papst Eugen, seiner dem Griechischen Kaiser gegebenen Verheißungen eingedenk, an den Ungrischen Hof gesandt hatte, wandte Alles an, den König Wladislav, der die Kronen von Ungern und Polen trug, zu einem größern und erfolgreichern Unternehmen wider den allgemeinen Feind der Christenheit zu bewegen. Er versprach die Unterstützung eines Kreuzzuges, den der Papst im ganzen Abendlande predigen ließ. Seine Worte wirkten, und im Sommer 1443 ging ein ansehnliches Heer, aus Ungern, Polen, Serviern, Wallachen und Deutschen Kreuzfahrern bestehend, über die Donau. Es war ein glorreicher Feldzug; wären ihm mehrere seiner Art gefolgt, die Macht der Türken hätte gebrochen werden mögen. Hunyadi siegte in zwei Schlachten bei Nissa und Jalovaz ob, und erstürmte noch am Vorabende des Christtages nach einem hartnäckigen Gefecht die Pässe des Hämus. Da aber das Jahr so weit vorgerückt war, Mangel und Krankheiten sich einzustellen begannen, beschloß man den Rückzug nicht ohne glänzende Pläne für das nächste Jahr. Diese Hoffnungen wurden erhöht durch das Versprechen von Hülfe zum ferneren Kriege, welches die Sieger von allen Seiten erhielten. Namentlich sagten der Papst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig auf das bestimmteste zu, daß ihre Flotten im Aegäischen Meere und im Hellespont erscheinen und so den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abschneiden würden. Indeß that Murad, dem es ernstlich um Frieden zu thun war, vortheilhafte Versöhnungsvorschläge, und auf Hunyadi's Rath wies sie Wladislav nicht zurück. Im Julius 1444 wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand geschlossen, auf die Bedingungen, daß die Türken Servien und die Herzogewina ihrem Beherrscher zurückstellen, die Ungrische Oberherrschaft über die Wallachei anerkennen, und der gefangenen Schwager des Sultans, Mahmud Tschelebi, mit siebzigtausend Ducaten auslösen sollten. Nachdem ihm dies Geschäft gelungen, legte Murad, ein Fürst, dem die Gesinnungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht fremd waren, die Regierung nieder und übergab sie seinem vierzehnjährigen Sohne Mohammed, oder vielmehr den bisherigen Wesiren, um sich selbst mit seinen vertrautesten Gesellschaftern zu Magnesia dem Genusse der Ruhe und der Lebensfreuden zu überlassen*).

Kaum war der Waffenstillstand abgeschlossen, so trafen am Ungri-

*) Nicht, um in der Gesellschaft von Heiligen und Einsiedlern, unter Fasten und Gebet zu leben, wie Gibbon irrig sagt. S. v. Hammer, Bd. I. S. 458 und 652.

schen Hofe Schreiben des Cardinals Condolmieri, Oberadmirals der verbündeten christlichen Flotte am Hellespont, und vom Griechischen Kaiser ein, des Inhalts, daß die Karamanen stets unruhig, auch jetzt wieder in Aufstand seyen, die Flotte den Uebergang des Sultans nach Europa verhindern würde, und jetzt ein nie wiederkehrender Augenblick gekommen sey, die Macht der Türken in Europa zu vernichten. Das heilige Friedenswort war gegeben, aber der Cardinal Julian überwand die Einwendungen des Gewissens durch den täuschenden Glanz seiner Beredsamkeit, indem er dem verabscheuungswürdigen Satze, ein den Ungläubigen gegebenes Wort sey nicht zu halten, die gleichfalls irrige Behauptung hinzufügte, Ungern habe ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles und der übrigen verbündeten Mächte der Christenheit kein Recht gehabt, einen Waffenstillstand mit den Türken einzugehen. So ward denn der eben so gewissenlose als in seinen Folgen verderbliche Krieg beschlossen. Aber die Macht, welche auszog, war gering, und betrug, nachdem noch mehrere Verstärkungen zu ihr gestoßen waren, nicht über vier und zwanzigtausend Mann. Nachdem die Donau überschritten war, wurde der Weg am Ufer des Schwarzen Meeres gewählt, und so kam man nach Warna. Hier war die erwartete Hülfsflotte noch nicht angekommen, statt dessen traf die Schreckensbotschaft ein, Murad, den die Kunde des Friedensbruchs aus seiner Ruhe aufgeschreckt hatte, nahe mit großer Macht. Durch den Verrath Genuesischer Kauffahrer war er mit vierzigtausend Kriegern über den Bosporus gekommen, während die vereinigten christlichen Schiffe am Hellespont lagen; für die Zahlung eines Ducaten Ueberfahrtsgeldes für den Mann hatten Jene — eine von der Geschichte leider nicht dieses eine Mal nur zu erzählende Schandthat — ihre christlichen Brüder dem Schlachtmesser der Türken überliefert. Im Ungrischen Lager entstand nun die Frage, was zu thun sey; einige Führer riethen schleunigen Rückzug an die Donau, der Cardinal Vertheidigung in dem zu befestigenden Lager, bis Hülfe herbeikäme, der König aber und Hunyadi waren für die Schlacht. Sie geschah am 10. November 1444 gegen den wol viermal stärkern Feind, durch dessen Reihen, als solle die Gottheit zum Mitstreiten aufgefordert werden, die Urkunde des gebrochenen Vertrages, auf eine Lanze gesteckt, getragen wurde. Schon war die Linie der Türken von der Tapferkeit der Christen durchbrochen, schon wandte Murad sein Roß zur Flucht, und stand nur wieder, nachdem ihm der Begler-Beg von Asien in den Zügel gefallen war: als König Wladislav zur Unzeit dem Aufrufe

seiner Polnischen Leibwache, sie in die Schlacht zu führen, folgte. Die Janitscharen, auf die er ansprengte, wichen anfangs dem Stoße; als aber die Polen bis an den Graben, den jene vor ihrer Stellung aufgeworfen hatten, gedrungen waren, wurden sie von der Ueberzahl des feindlichen Fußvolks umgarnt und niedergemetzelt*). Der König stürzte mit seinem verwundeten Rosse, ein alter Janitschar hieb ihm den Kopf ab, und steckte ihn auf eine Lanze. Nun war die Niederlage der Christen entschieden; die meisten suchten ihr Heil in der Flucht, unter ihnen auch Hunyadi. Der Anstifter alles dieses Unglücks, Cardinal Julian, kam bis an die Donau, wurde aber von einem Wallachen, der ihn in einem Kahne über den Strom ruderte und Gold an ihm sah, erschlagen. Murad kehrte nach Magnesia in den Ruhestand zurück, verließ ihn jedoch wiederum, und bestieg den Thron zum dritten Mal, als ein Janitscharenaufruhr sein kräftiges Einschreiten nöthig zu machen schien. Auch der Ungrische Krieg, welchen Hunyadi, nach Wladislav's Tod zum Gubernator des Reichs erhoben (vgl. Absch. 43.), unermüdlich fortführte, erforderte Murad's ganze Aufmerksamkeit. Seine große Uebermacht erfocht indeß in einer dreitägigen mörderischen Schlacht, auf dem Felde von Kossova (17.—19. Oct. 1448), welches schon einmal den Ruhm der Türkischen Waffen verherrlicht hatte (o. S. 146.), einen neuen Sieg über den Ungrischen Feldherrn und dessen tapfere Schaaren.

Diese Niederlage hätte vielleicht abgewendet werden mögen, wenn Hunyadi die ihm von Skanderbeg versprochene Hülfe erwartet hätte. Diesem allbekannten Kriegsfürsten ist nicht mit Unrecht unsterblicher Ruhm zu Theil geworden, weil er ein leuchtendes Beispiel gegeben, was unerschütterlicher Muth und Beharrlichkeit, mit Kunst und Klugheit gepaart, auch bei sehr geringer Macht, wider unzählbare Streitkräfte vermögen. Er hieß eigentlich Georg, und stammte aus der Familie Castriota, die sich eine Herrschaft im nördlichen Albanien gegründet hatte. Als Murad's Heere im Jahre 1423 zum ersten Mal Epirus mit Krieg überzogen, mußte Georg mit drei Brüdern, als Pfänder der Treue seines Vaters, den Türken folgen. Er ward beschnitten, und im Islam so wie für den Kriegsdienst erzogen. Seine ungemeinen Gaben hoben ihn schnell empor, schon früh erhielt er eine Führerstelle und gewann des Sultans hohe Gunst. Die Bewunde-

*) Mailath Geschichte der Magyaren, Bd. II. S. 227.

rung, welche die Türken seiner großen Tapferkeit zollten, erwarb ihm den Beinamen Iskanderbeg (d. i. Fürst Alexander). Dennoch zog Murad das Fürstenthum seines Vaters nach dessen Tode ein. So faßte Georg endlich den Entschluß, die schimpflichen Bande, die ihn an die Feinde seines Vaterlandes und seines Glaubens fesselten, zu zerreißen. Nach der verlorenen Schlacht bei Nissa (o. S. 158.) entwich er vom Türkischen Heere, und eine Bestallung, die er unter Androhung des Todes dem Staatssecretär Murad's abgezwungen hatte, eröffnete ihm die Festung Croja (1443), die im ehemaligen Gebiet seines Vaters in der Nähe des alten Dyrrhachium liegt. Ehe die List offenbar werden konnte, war die Türkische Besatzung durch seine Anhänger ermordet. Die kriegerischen Albanier fielen dem tapfern Manne freudig zu, unter seiner Führung waren sie in ihrer, wie in ihrer Feinde Meinung, unbezwinglich. Drei und zwanzig Jahre widerstand Skanderbeg der ganzen Macht des Türkischen Reichs und starb unbezwungen (1466).

Zweimal hatte Mohammed II. schon den Thron bestiegen und zweimal ihn dem Vater wieder einräumen müssen; zum drittenmal machte ihn der Tod desselben (1451) zum Herrn des Reichs. Die Geisteskraft und Willensstärke dieses Fürsten dienten einer unermeßlichen Herrschgier; wüthende Ausbrüche ungezügelter Leidenschaft, unmenschliche Grausamkeit gegen Besiegte und schändliche Wollust haben seinen Ruhm befleckt. Er begann die blutige Laufbahn gleich nach dem Tode seines Vaters mit einem Brudermord. Von dem Griechischen Reiche überdauerte seltsamer Weise das übrig gebliebene Haupt noch immer den längst dahin geschwundenen Körper. Murad hatte sich mit der Vasallenschaft des Byzantinischen Kaisers begnügt, und nach Johann's VI. Tode (1448) dessen Bruder und rechtmäßigen Nachfolger Constantin, den bisherigen Despoten von Lakonien (o. S. 155.), in dem Besitz des ärmlichen Restes bestätigt, den ein jüngerer Bruder, Demetrius, Jenem streitig machen wollte. So trennten Uneinigkeit und Bruderzwist die Griechen bis auf das Ende ihres politischen Daseyns, welches durch den festen Entschluß Mohammeds Constantinopel zur Hauptstadt des Osmanischen Reiches zu machen, nunmehr herannahete. Er begann damit, auf dem Europäischen Ufer dicht bei Constantinopel eine starke Festung bauen zu lassen, um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere sperren zu können, und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern, und als dies, wie es

nicht anders seyn konnte, zu Reibungen und Händeln führte, erklärte er den Krieg. Constantin war entschlossen, nicht feige zu weichen, sondern sich im Kampfe zu behaupten oder würdig zu fallen. Im September 1452 begann Mohammed die Vorbereitungen zur Belagerung. War es auch nur Eine Stadt, die der Stolze bezwingen wollte, so erkannte er doch die ganze Wichtigkeit und Schwierigkeit des Unternehmens, und brachte den Winter in der größten Spannung und Unruhe zu. Constantin, der das Abendland taub und außer Stande zu helfen fand, griff nochmals nach jenem Schattenbilde, welches seine Vorfahren schon öfters mit leeren Hoffnungen erfüllt hatte. Er wandte sich an den Papst Nicolaus V. und dieser sandte, um die Kirchenvereinigung von Neuem feierlich zu vollziehen, den Cardinal Isidor nach Constantinopel. Aber es hatte dies keine andere Folge, als daß der alte Haß der Griechen wider die Römische Kirche mit erneuerter Heftigkeit hervortrat. Es schien, als ob die Geistlichen und Vornehmen lieber von den Türken das Aergste erdulden, als mit Menschen Gemeinschaft haben wollten, die sich im Abendmahl des ungesäuerten Brodes bedienten. Aber eben so wenig, als mit einer solchen Duldung, wollten die Reichen dem Staate mit ihren aufgesammelten Schätzen zu Hülfe kommen. Verblendet von Eigennutz, versteckten sie ihr Geld eher, als daß sie es dem Kaiser hergegeben hätten, der dafür zahlreiche Schaaren hätte in Sold nehmen können.

Desto eifriger war der Sultan mit Allem beschäftigt, was zur Erreichung seines Zieles nöthig schien. Ein Ungrischer Stückgießer, den man in Constantinopel schlecht bezahlte, bot ihm seine Dienste an, und goß ihm ein Wurfgeschütz, welches, der Erzählung eines Zeitgenossen zufolge, steinerne Kugeln von zwölf Centnern schleudern konnte *). Dafür mußte es von hundert Ochsen gezogen, und konnte nur siebenmal im Tage abgefeuert werden, zersprang auch nachher beim Gebrauche, und tödtete den Meister, der es verfertigt. Aber in der Kindheit der Geschützkunst legte man auf solche riesenhafte Massen, trotz ihrer großen Unbehülflichkeit, einen hohen Werth. Am 6. April 1453 begann die merkwürdige Belagerung. Das Heer, welches Mohammed vor die Stadt führte, zählte mehr als zweimal hundert und funfzigtausend Mann, und innerhalb derselben mußte Constantin die trostlose Nachricht vernehmen, daß zur Vertheidigung nur 4973 Waffenfähige

*) v. Hammer Bd. I. S. 266. sucht die Zweifel gegen diese Angabe zu beseitigen.

vorhanden seyen. Mit diesen und kaum zweitausend Söldnern mußte man jene ungeheure Schaaren bestehen. Johann de' Giustiniani, der mit neunhundert Mann von der Republik Genua zu Hülfe gesendet war, bot alle seine Kunst auf, mit so dürftigen Mitteln, hinter Mauern, die man in der sträflichsten Sorglosigkeit hatte verfallen lassen, die Vertheidigung möglich zu machen. Was den Griechen am meisten zu Statten kam, war, daß Constantinopel auch von der Seeseite angegriffen werden mußte, und die Schiffe der Türken zwar sehr zahlreich, aber von einer eben so schlechten Beschaffenheit waren, als ihre Bemannung ungeübt. Während Kriegsmaschinen alter und neuer Zeit neben einander die Mauern schon heftig erschütterten, erschien eine zweite Hülfe von fünf Genuesischen Schiffen. Sie wagten es gegen hundert und funfzig Türkische, die ihnen den Weg versperren wollten, den Kampf zu beginnen, und die Erfahrung, der Muth der Genuesischen Seeleute trugen den Sieg davon. Mohammed, der dem Kampfe vom Ufer zusah, ermahnte, versprach, drohte, und seiner selbst nicht mehr Meister, spornte er in der Wuth sein Roß in die Fluth. Vergebens, er mußte die Flucht der Seinen sehen und wie die Christen in den Hafen gelangten. Es gab also gewiß noch Wege, Constantinopel zu retten, sie wurden nur leider nicht benutzt. Mohammed, der wohl einsah, daß er ohne den Besitz des Hafens, welchen starke Ketten von außen sperrten (vgl. Th. V. S. 102.), die Stadt nicht gewinnen würde, entwarf und vollführte den kühnen Plan, einen Theil seiner Schiffe zu Lande vom Bosporus her über den freien Raum der zwischen Constantinopel und Galata sich befindet, hineinzubringen. Der unebene und hügelige, etwa zwei Stunden lange Weg wurde mit Brettern belegt, diese mit Fett schlüpfrig gemacht, und in einer Nacht wurden siebzig zweiruderige Schiffe und einige kleinere glücklich in den Hafen versetzt. So groß der Jubel der Türken war, so groß war die Bestürzung der Griechen. Giustiniani wollte die Schiffe in der Nacht verbrennen, aber der wohl berechnete Entwurf mißlang, weil die Genuesischen Bewohner von Galata (vgl. Thl. V. S. 288.), während der ganzen Belagerung gegen beide Theile treulos, ihn den Türken verrathen hatten.

Constantinopels letzte Stunde war gekommen. Seine geringen Vertheidigungsmittel schmolzen immer mehr zusammen, und während der grimmige Feind an den Mauern tobte, zerfraß im Innern das Gift der Uneinigkeit die letzte Kraft, denn die vornehmen Griechen sa-

hen Giustiniani's Verdienste mit Verdruß und Scheelsucht an. Die Flotte des Feindes war im Hafen, sein Landheer in den Gräben unter den Mauern, in denen schon eine weite Bresche geöffnet war. Aus astrologischen Grillen bestimmte Mohammed den 29. Mai für den Sturm; den Muth der Seinen entflammte er durch das Versprechen, daß Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, sich behielt er nur die Gebäude vor. Am Abend vor dem verhängnißvollen Tage nahm Kaiser Constantin, besserer Zeiten und eines schönern Glückes werth, von den Seinen einen rührenden Abschied. Man umarmte sich unter Thränen, denn nichts schien das Verhängniß mehr übrig zu lassen, als rühmlichen Tod. Mit einer wol funfzigfach überlegenen Macht begannen die Feinde den Angriff, und konnten doch zwei Stunden lang keine Fortschritte machen, so sehr hatte die Bedeutung des Augenblicks die Kräfte der Belagerten erhöhet. Da ward Giustiniani, die Seele des ganzen Widerstandes, verwundet, und eilte, plötzlich aller Besonnenheit beraubt, nach Galata. Er wolle sich nur verbinden lassen, antwortete er dem Kaiser, der ihn zu bleiben ermahnte, aber er kehrte nicht wieder. Seine Entfernung verbreitete Muthlosigkeit, die Türken, denen die Veränderung nicht entging, verdoppelten ihre Anstrengungen und drangen in die Stadt ein. Der Augenblick, wo die Ruine des Griechischen Reiches zusammensank, war erschienen, aber Schmach und Feigheit seines letzten Kaisers haben ihn nicht befleckt, Constantin Palälogus fiel ehrenvoll im Kampfe. Sein Leichnam ward aus der Menge der Erschlagenen an der purpurnen, mit goldnen Adlern gestickten Fußbekleidung erkannt, und das abgeschnittene Haupt dem Sieger gebracht, der es an einer Säule öffentlich aufstellen ließ. Etwa zweitausend Christen waren niedergemetzelt worden, die übrige Bevölkerung schonte mehr der Geiz, als die Menschlichkeit der Eroberer. Alle Einwohner wurden als Kriegsgefangene betrachtet, und wer nicht ausgelöst wurde, in die Sklaverei verkauft. Die Güter waren der Plünderung des Heeres Preis gegeben, aber die Gebäude durfte keine Zerstörung treffen, denn Mohammed selbst wollte künftig in Constantinopel thronen. Um die ausgeleerte Stadt wieder mit Einwohnern zu füllen, wurden fünftausend Familien aus Kleinasien, unter Androhung der Todesstrafe, zur Einwanderung gezwungen. Mit der Verwandelung der Sophienkirche, der bisherigen Hauptkirche des Griechischen Reiches, in eine Moschee war am augenscheinlichsten bezeichnet, daß der dem Christenthume feindseligste Glaube jetzt in der Stadt herrsche, die ihr Begrün-

der einst unter dem Panier des Kreuzes, wie ein großes Siegesdenkmal desselben, erbaut hatte.

Europa vernahm die Botschaft mit Trauer und großem Schrecken, denn es war nicht zu hoffen, daß Mohammed's Ehrgeiz befriedigt sein werde, und nur zu bald zeigte sich, wie gerecht diese Furcht war. Papst Nicolaus V. that sein Bestes, die Völker durch Kreuz- und Ablaßpredigten zum Kriege wider die grausamsten Feinde des christlichen Namens zu entflammen, und sein Nachfolger Calixtus III. zeigte noch größern Eifer. Seine Legaten gingen durch alle Länder, fanden aber leider wenig Gehör; in Frankreich wurde die Bekanntmachung des päpstlichen Ausschreibens sogar verboten. Unter den vom Papste ausgesandten Rednern war ein merkwürdiger, von hoher Begeisterung erfüllter Mann, aus dem Orden der Franziscaner, Johann von Capistrano, einem Städtchen in den Abruzzen. Um den Sinn der Menschen auf den Krieg wider die Ungläubigen zu lenken, versuchte er die verschwundene Begeisterung für den heiligen Glauben wieder zu erwecken, und die Gemüther von den Gütern dieser Welt abzulenken. Schon im Jahre 1450 war er in Deutschland erschienen. Der Ruf seiner Heiligkeit ging vor ihm her, und als einem Propheten und Apostel zogen ihm Priester und Volk mit Reliquien entgegen, emsig bemüht, den Saum seines Kleides zu fassen. Kranke wurden zu seinen Füßen gelegt, daß er sie berühre und heile. Täglich hatte er zu Wien und zu Breslau zehn- bis zwanzigtausend Zuhörer, die er nur durch die hinreißende Lebhaftigkeit seiner Geberden fesselte, denn da er Lateinisch sprach, verstanden die Meisten seine Worte nicht. Als Bußprediger und Verkündiger göttlicher Strafgerichte wegen der herrschenden Ueppigkeit und Sittenverderbniß, ließ er in den Städten, durch welche er kam, Kleiderputz, Larven, Spiegel, Brettspiele und Karten zusammenbringen und auf einem öffentlichen Platze in einem großen Feuer verbrennen. Als Mohammed, den stolzen Siegeslauf bis in das Abendland fortzusetzen, im Jahre 1456 vor Belgrad erschien, kam Capistrano dem tapfern Hunyadi zu Hülfe, mit einem Kreuzheere, welches aus einer zusammengelaufenen Menge von Bürgern, Bauern, Studenten und Bettelmönchen, zum Theil nur mit Knitteln und Schleudern bewaffnet, bestand. Sie warfen sich in das geängstigte Belgrad. Am 21. Julius drangen die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern, setzten sich in den Besitz der äußern Stadt, und stürzten sich im wüthenden Anlauf auf die Citadelle. Schon

wähnte Hunyadi, Alles sey verloren, aber Capistrano hielt durch unerschütterliche Zuversicht den Muth der christlichen Kämpfer aufrecht. Endlich vertrieben die Massen brennender Reisigbündel, welche die Besatzung hinabschleuderte, die Stürmenden aus dem Graben, worauf Capistrano, an der Spitze der Kreuzfahrer, einen Ausfall machte, und solches Schrecken verbreitete, daß die Türken sich in eine unordentliche, wilde Flucht warfen, deren Strome selbst Mohammed, wie sehr er drohte und wüthete, folgen mußte. Alles Belagerungsgeschütz, an dreihundert Stücke, wurde eine Beute der Sieger, vier und zwanzigtausend Türken hatten hier ihr Grab gefunden. Leider aber starb Hunyadi, der größte Held des Ungrischen Volkes, der ruhmreiche Vertheidiger der Christenheit, schon zwanzig Tage nach diesem Siege. Er verschied auf dem Krankenlager in den Armen seines Freundes und Waffenbruders Capistrano, der ihm noch in demselben Jahre nachfolgte.

Die Vertheidigung Belgrad's hatte den verheerenden Strom für einige Zeit von Ungern abgewendet, und Mohammed's Eroberungsdurst wandte sich nach anderen Seiten. David, der letzte in Trapezunt herrschende Comnene, wagte keine Vertheidigung, sondern überlieferte sein Reich (1461) in die Hände des Gewaltigen. Schon ein Jahr vorher war auch der Herrschaft, welche Demetrius und Thomas, die jüngeren Brüder Constantins, des letzten Byzantinischen Kaisers, im Peloponnes noch übten, ein völliges Ende gemacht worden. Sie fanden ein verdientes Schicksal, da sie selbst in diesen Zeiten der dringendsten Gefahr, von ihrer rasenden Leidenschaft, sich einander selbst anzufeinden und zu bekämpfen, nicht gelassen hatten. In ihren Sturz wurden auch die noch übrigen kleinen Herren in Griechenland verwikkelt, und nachdem die Fürsten gefangen und vertrieben, die Städte verbrannt und entvölkert, ihre Vertheidiger, zum Theil unter Martern, hingerichtet waren, war nun Griechenland, bis auf einige von den Venetianern besetzte Häfen, unterjocht. Ein Jahrhundert länger als die westlichen Provinzen des alten Römerreichs hatten die Griechen den stolzen Namen desselben bewahrt, nun hatten auch sie mit diesem Namen ihre Unabhängigkeit an erobernde Barbaren verloren. Aber wie ganz anders war ihr Loos gefallen! Jene hatten in ihren Siegern einen edlen Stamm gefunden, der sich zu ihrer Religion entweder schon bekannte, oder sie bald annahm, und voller Bildungsfähigkeit bald gänzlich mit ihnen verschmolz; diese ein in Hochmuth und dem Glauben an seine Vorzüglichkeit erstarrtes, dem Christenthume

mit Haß, seiner Bildung mit stumpfer Gleichgültigkeit und Verachtung entgegentretendes Volk, welches seinen Fuß nicht hart und schwer genug auf den Nacken der Unterjochten setzen zu können glaubte. Eine unversöhnliche, durch alle folgende Geschlechter forterbende Feindschaft zwischen Siegern und Besiegten war davon die nothwendige Folge. Die Byzantinische Kirchenverfassung, an deren Spitze der Patriarch von Constantinopel stand, wurde indeß von den Osmanen nicht angetastet, und die Geistlichen waren es, welche eigentlich während der Türkischen Herrschaft die Ueberreste ihres Volkes beherrschten. Man vermied es, vor die Richter und Beamten der Osmanen zu gehen, so daß die Griechen von dieser Zeit an gewisser Maaßen in den Naturzustand zurückkehrten, indem sie ihre Streitigkeiten von den Aeltesten der Gemeinden und den Priestern schlichten ließen. In dieser Zurückgezogenheit und Abschließung gelang es ihnen, aller Despotie zum Trotz, eine eigenthümliche Nationalität zu bewahren, welche nach dem Verlauf von beinah vier Jahrhunderten wieder ans Licht getreten ist.

Mohammed's Eroberungssucht und die vielfachen Berührungen seines Reiches mit halb besiegten, halb noch widerstrebenden Völkern trieben ihn in beiden Welttheilen in unaufhörlichen Kämpfen umher, und seine Macht wuchs wie ein reißender Strom. In Kleinasien machte er dem Karamanischen Reiche, lange dem gefährlichsten Nebenbuhler der Osmanischen Macht, mit welchem seit anderthalb Jahrhunderten stets entweder offene Feindschaft oder unsichrer Friede gewesen war, ein völliges Ende (1473). Servien, längst tributpflichtig, Bosnien und die Wallachei wurden erobert, und die Streifzüge der Türken nach Krain, Friaul, Kärnthen und Steiermark, welche bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts währten, begannen um diese Zeit. Mit den Venetianern gerieth der Sultan in Krieg wegen ihrer Besitzungen im Peloponnes (1463), wobei dieses unglückliche Land noch einmal auf das Fürchterlichste verheert und zu Grunde gerichtet ward Das Schicksal der Gefangenen war entsetzlich. Nach der Eroberung Negroponte's, welche den Türken über funfzigtausend Menschen kostete, wurden alle Venetianer gespießt oder geviertheilt. Die Hinrichtungsart, welche Mohammed vorzugsweise anwandte, war das Durchsägen oder Entzweihauen, weil er diesen Tod für den qualvollsten hielt. Sechzehn Jahre währte der Krieg, bis die Republik gegen manche Aufopferung Frieden erhielt (1479). Es soll damals sogar zwischen den Venetianern und dem Sultan ein Freundschafts- und Vertheidi-

gungsbündniß geschlossen worden seyn. Gewiß ist wenigstens, daß die Venetianer gleich darauf in einem Kriege mit Neapel die Türken zu Hülfe riefen. Sie kamen alsbald mit hundert Schiffen, und nahmen Otranto (1480). Nun war also schon ein Fuß auf Italien's Küste gesetzt; der Westen Europa's, an einem seiner empfindlichsten Theile verletzt und beschritten, lockte den Eroberer zu neuer Beute und neuem Ruhme. Rom, der Mittelpunkt der christlichen Welt, wurde Mohammed's Ziel; er schwur, den Glauben an den Gekreuzigten von der Erde zu vertilgen. Zum Glück für das Abendland starb er schon am 3. Mai 1481, und so konnte Otranto seinen Truppen bald wieder entrissen werden. Mohammed hat außer dem Ruhme eines gewaltigen Kriegers und Eroberers auch den eines Gesetzgebers erworben. Die Verfassung des Osmanischen Staates beruhte auf einem einfachen Mechanismus der Unterordnung und Verwaltung, welchem er durch mehrere Bestimmungen über die Abstufungen und Klassen der Reichswürden und Beamten und ihre Einnahmen noch festere Grundlagen verschaffte. In Bezug auf die Thronfolge machte er seinen Nachkommen den Brudermord zur Pflicht, um die Ruhe und Einheit des Reiches zu sichern, ein in Orientalischen Staaten häufig begangenes Verbrechen, hier aber zur gesetzlichen Handlung erhoben *). Dem Sultan zunächst steht der unumschränkte Stellvertreter desselben, der Großvezir; fünf Roßschweife sind das Abzeichen seiner Würde, und sein Gehalt betrug damals zweihunderttausend Aspern **). Allen Statthalterschaften in Europa und Asien sind die beiden Beglerbeg's von Rum und Anatoli vorgesetzt, unter ihnen verwalten Pascha's und Aga's die Provinzen, welche ihre Befehle wieder den Sandschakbegs zusenden. Zur Zeit der höchsten Ausdehnung unter Suleymann II. begriff das Reich an dritthalbhundert Sandschaks in ein und zwanzig Statthalterschaften. Die Rechtspflege verwalten die beiden Kadiaskere von Europa und Asien, unter ihnen die Mollah's in den größeren, die Kadi's in den kleineren Städten. Von großem Einfluß auf die Aussprüche der Richter, so wie auf die ganze Staatsverwaltung und selbst auf das Verhältniß zu auswärtigen

*) „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse! sie sollen darnach handeln." So lauten die Worte des Gesetzes. v. Hammer, Bd. II. S. 221.

**) Man rechnet sechzig Aspern auf einen Thaler.

Mächten war das Collegium der Ulema's, der Gelehrten des religiösen und politischen Gesetzes, welche in allen wichtigen Dingen um ihr Gutachten (Fetwa) befragt wurden. Das Oberhaupt derselben, die in verschiedene Rangclassen und Abstufungen vertheilt waren, Besoldungen erhielten und allmählig zu höheren Stellen emporrückten, war der Mufti des Reiches. Für die Verhandlungen mit den fremden Staaten, für die Ausfertigung der Befehle des Sultans sorgten die Nischandschi, die Beamten des Staatssecretariats, denen später der Reis-Effendi vorgesetzt wurde; für die Finanzen die beiden Defterdare von Rum und Anatoli. Die Moslemen entrichteten den Zehnten von ihren Gütern, die Nichtmoslemen zahlten Kopfgeld, Grundsteuer, Vermögenssteuer und wurden außerdem von den Beamten und Statthaltern zu den willkürlichsten und härtesten Frohnen angehalten. Noch drückender mußte für die Christen der Knabenzins seyn, der an den Sultan zur Ergänzung seiner Sklaven, der Janitscharen und der besoldeten Reiterei (Sipahi), gewöhnlich alle fünf Jahre abgeliefert werden mußte. Die Stärke des Osmanischen Reiches, wie die aller Orientalischen Staaten (vgl. Th. IV. S. 175.), lag in der Zusammenfassung sämmtlicher Kräfte durch einen Verwaltungsmechanismus, wie der, dessen Hauptzüge wir eben angeführt haben, in der Concentration aller politischen Macht und Gewalt im Sultan, dem nirgends eine Schranke, es sey denn eine sehr schwache, von Seiten des Islam gesetzt war. Wenn aber die Osmanen diese Vorzüge für das ganze äußere Auftreten mit den übrigen Asiatischen Reichen mehr oder weniger theilten, so zeichneten sie sich vor diesen durch das Gewicht aus, welches das militärische Element in ihrem Leben, auch nach Vollendung ihrer großen Eroberungen, behauptete und durch die Einrichtungen, welche zur Verstärkung und Erhaltung der Kriegsmacht und des kriegerischen Sinnes im Volke getroffen waren. Des merkwürdigen Instituts der Janitscharen, welches in der Weltgeschichte nicht seines Gleichen hat, ist schon oben gedacht worden. Von früh an wurden die ausgehobenen Knaben im unbedingtesten Gehorsam erzogen, von früh an hatten sie keine andere Hoffnung, als dermaleinst die Gunst des Sultans zu erwerben. Aus denen, welche im Serail ihren Unterricht erhielten, wozu man die tüchtigsten wählte, nahm der Herrscher seine Beamten zu Krieg und Frieden, so daß selbst die Nationalität gegen den Vorzug der sklavischen Tüchtigkeit zurückstehen mußte. Aber außer den stehenden Truppen hatte die Pforte eine gewaltige Streitmacht in den Lehnsträgern. Der

größte Theil der erworbenen Provinzen war nämlich in größere und kleinere Güter (Siamet und Timare) vertheilt, und an Osmanische Besitzer vergeben worden. Den Inhabern derselben lag es ob, von jedem jährlichen Einkommen von dreitausend Aspern einen Reiter zu stellen, der vom April bis in den October zum Dienst verpflichtet war. So bedurfte es nur eines Befehls an die Beglerbegs von Rum und Anatoli, um dort achtzigtausend, hier funfzigtausend Reiter ins Feld zu rufen. Ein Erbadel aber, und in diesem eine dem Sultan gefährliche Macht, wie in den Europäischen Staaten, konnte aus diesen Lehnsträgern nicht erwachsen, weil ihre Güter nicht in der Weise erblich waren, wie im Abendlande. Die Söhne der Timarli erhielten nämlich nach dem Tode des Vaters, auch wenn dieser ein großes Gut vielleicht von sieben bis achthunderttausend Aspern Einkommen besessen, immer nur eines der untersten Klasse, was höchstens fünftausend Aspern eintrug, und konnten sich nur erst wieder durch Verdienst und Auszeichnung im Kriege zu ansehnlicheren Besitzungen emporarbeiten. Der Landbau auf den Gütern der Timarli wurde von Sklaven und von der früheren Bevölkerung im Verhältniß Leibeigener betrieben, die zu hohem Pachtzins und außerdem zu harten Frohnen aller Art verpflichtet waren. Erst später wurden ihre Leistungen geregelt.

---

43. Ungern und Polen.

Der Mannsstamm des Arpadischen Herrscherhauses, welches Ungern seit vier Jahrhunderten beherrschte, starb aus mit dem Enkel Bela's (Th. V. S. 285.), Ladislaus IV. (1272—1290), welcher den König Rudolf von Habsburg in seinem Kampfe gegen den übermächtigen Ottokar eifrig unterstützt hatte. Doch war noch ein nicht ebenbürtiger Nachkomme Andreas II. vorhanden, Andreas III., der jetzt, nach dem Willen des verstorbenen Königs und der Mehrzahl der Magnaten des Reiches, den Thron bestieg. Mit Weisheit und Mäßigung suchte er ihn zu behaupten, sowohl gegen Rudolf, der Ungern als erledigtes Reichslehn in Anspruch nahm, als gegen den Papst Nicolaus IV., welcher, alten Rechten des heiligen Stuhles gemäß, ebenfalls die Krone Ungerns nach seinem Gutdünken zu vergeben trachtete. Um einem Einfall Albrecht's von Oestreich, dem sein Vater das Ungrische Reich verliehen hatte, zuvorzukommen, drang er mit starker Heeresmacht über

die Grenze, und zwang den Herzog durch die Belagerung Wien's und durch die Verheerung des Landes zum Frieden. Zur Befestigung desselben vermählte er sich einige Jahre darauf (1296) mit Albrecht's Tochter, Agnes, die durch die unversöhnliche Rache, mit welcher sie die Mörder ihres Vaters verfolgte, auch in der Deutschen Geschichte bekannt geworden ist (vgl. Th. V. S. 308.). Nicht so leicht gelang es ihm, die vom heiligen Stuhl unterstützten Thronbewerber zurückzuweisen. Es war dies zuerst Karl Martell aus dem Hause Anjou-Neapel, der Sohn König Karl's II., dessen Gemahlin eine Arpadische Fürstentochter war *). Zwar schlug Andreas ihn zurück, als er im Jahre 1293 in Dalmatien landete, aber die dem König feindliche Partei unter dem Ungrischen Adel rief Karl Martell's Sohn, Karl Robert, herbei, und dieser sah sich bald von zahlreichen Anhängern umringt. Andreas zog gegen ihn aus, wurde aber plötzlich, durch den Abfall mehrerer Landschaften tief bekümmert, vom Tode ereilt (1301). Doch endete hiemit die Verwirrung des Reiches nicht. Gegen den Neapolitaner wurde Wenzeslaus von Böhmen erhoben (Th. V. S. 306.) und als dieser, vom Banne des Papstes bedroht und von Karl Robert's Bundesgenossen, dem Römischen König Albrecht, befeindet, das Unternehmen aufgab, wählte ein Theil des Adels, der Karl Robert noch immer widerstrebte, den Herzog Otto von Baiern, einen Enkel Bela's IV. von weiblicher Seite. Indeß fand dieser sehr geringen Anhang, und Papst Clemens V. brachte es endlich dahin, daß Karl Robert nach neunjährigen Kämpfen allgemein anerkannt wurde. So herrschte jetzt dasselbe Königshaus in Neapel und in Ungern, eine Verbindung, die beiden Reichen verhängnißvoll ward.

Während des Bürgerkrieges hatten Verwirrung und Gesetzlosigkeit im Lande überhand genommen, Karl Robert aber, ein einsichtsvoller Herrscher, versuchte diese Uebel mit Nachdruck und Kraft zu heilen. Handel und Städte blühten auf, Gerichts- und Münzwesen wurden geordnet. Als Karl II. von Neapel starb, hätte dieses Reich, nach dem Rechte der Erstgeburt, Karl Robert zufallen müssen, der Papst aber erklärte sich für Robert, einen jüngern Bruder Karl Martell's (Th. V. S. 367.), und der König von Ungern, friedlichen Ausgleichungen geneigt, fügte sich. In der Folge eröffnete er seinem Hause die Aussicht auf den Neapolitanischen Thron durch die Ver-

*) Vgl. die Stammtafel Th. V. S. 367.

mählung seines zweiten Sohnes Andreas mit Roberts Enkelin und Erbin Johanna. Dem ältesten Sohne, Ludwig, war Ungern bestimmt, Karl Robert hatte aber die Freude, ihn auch zum Thronfolger in Polen erwählt zu sehen.

Dieses Reich war aus langen Fehden und unsäglichen Verwirrungen (Th. V. S. 187.) endlich durch Wladislav Lokietek (d. i. der Zwerg) gerissen worden, der Groß- und Kleinpolen dauernd zu Einer Monarchie verband, und 1320 von Johann XXII. anerkannt, zu Krakau feierlich zum König von Polen gekrönt ward. Seine Tochter Elisabeth war mit Karl Robert vermählt, und dieser trug dazu bei, daß sein Schwager Kasimir dem Vater Wladislav nach dessen Tode (1333) unbestritten folgte. Kasimir, der Große genannt, vollendete das Werk seines Vaters, und erwarb sich besonders durch Sorge für Gesetze und Rechtspflege große Verdienste um das Land. Indem er den Bauern Erleichterung ihres Zustandes verschaffte, Schutz ihrer Personen und ihres Eigenthums gegen Druck und Willkür der Gutsherren und Befreiung von ungemeßnen Diensten gewährte, ward ihm der Beiname des Bauernkönigs zu Theil. Kasimir, der keine Söhne hatte, wünschte seinem Neffen Ludwig sein Königreich hinterlassen zu können, und erlangte die Einwilligung der Reichsstände.

Ludwig, der nach dem Tode seines Vaters (1342) als ein siebzehnjähriger Jüngling den Thron von Ungern bestieg, führt mit Recht den Namen des Großen. Seiner Züge nach Italien und der Eroberung Neapels, um den Mord seines Bruders Andreas zu rächen, ist schon oben gedacht worden (Th. V. S. 386.). Die Venetianer, welche Dalmatien schon seit Jahrhunderten in Anspruch genommen und in fortwährender Unruhe erhalten hatten, bekriegte er mit Glück, und zwang sie im Frieden (1358), allen Ansprüchen auf diese Provinz zu entsagen. Auch die Wallachei unterwarf er seiner Herrschaft und begründete einen nicht unbedeutenden Einfluß Ungerns auf die Servier und Bulgaren. Seine innere Regierung war trefflich. Er gab Gesetze, welche ihn als vorurtheilsfreien und einsichtsvollen Regenten beurkunden. Die Grenzen zwischen der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit bestimmte er zuerst durch eigene Verordnungen. Den Städten war er gewogen wie sein Vater, Handel und Wissenschaften wurden befördert. Als in Polen 1370 mit Kasimir dem Großen das alte Regentenhaus der Piasten erlosch, bestieg er auch diesen Thron; hier aber ging von dem, was man nach der für Ungern

so wohlthätigen Regierung des Königs erwarten konnte, nichts in Erfüllung. Ludwig konnte die beiden Reiche nicht mit gleicher Sorgsamkeit umfassen, er überließ die Verwaltung Polens seiner Mutter Elisabeth, weil er glaubte, diese, dem alten Herrschergeschlechte entsprossen, würde die Gemüther leicht für das neue gewinnen. Aber Elisabeth war unklug genug, die früheren Diener und Rathgeber Kasimir's zu entfernen, und die Geschäfte Unerfahrnen anzuvertrauen, die durch Schmeicheleien ihre Gunst gewonnen hatten. Dies erregte Mißvergnügen und Parteiungen, und als eine alte, unter der vorigen Regierung abgeschaffte Steuer von Neuem eingefordert wurde, ward die Unzufriedenheit allgemein. Dazu kam, daß die Nationaleifersucht beider Stämme nicht ohne Einfluß blieb, so daß Elisabeth Polen endlich verließ, und nach Ungern zurückkehrte.

Als Ludwig der Große 1382 starb, erklärten sich die Polen gegen den Wunsch des Verstorbenen, der seiner ältern Tochter Maria und deren Verlobten Siegmund, dem zweiten Sohne Kaiser Karl IV., beide Reiche erhalten zu sehen wünschte, für dessen jüngere Tochter Hedwig, und setzten ihr die Krone auf. Da erschien eine Litthauische Gesandtschaft, die im Namen ihres Großfürsten Jagiel oder Jagello um die Hand der funfzehnjährigen Königin warb. Die Litthauer, ein damals noch heidnisches Volk, hatten sich im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, vorzüglich auf Kosten Rußland's, erobernd ausgebreitet. Jagello versprach mit seinem ganzen Volke das Christenthum anzunehmen und große Vortheile für Polen, wenn sein Begehren erfüllt werde. Es kostete zwar Mühe, Hedwig, die schon mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich verlobt war, zu bewegen, ihre Hand einem Fürsten, den sie sich schlimmer als einen Wilden dachte, zu reichen, endlich aber, von dem dringenden Verlangen der Polen bestürmt, fügte sie sich. Nachdem Jagello 1386 die Taufe empfangen hatte, begann er unter den Litthauern das Bekehrungswerk, und da es an Geistlichen, die der Landessprache kundig waren, fehlte, zog er selbst mit den Glaubensboten durch das Land, um ihre Worte seinen Unterthanen zu dolmetschen. Es ging hier, wie früher schon häufig bei solchen Bekehrungen in Masse. Das erstaunte und bestürzte Volk sah die Götzenbilder zerstört, ohne daß Rache vom Himmel erfolgte; das Beispiel der Großen, auch die weißen wollenen Röcke, welche die Täuflinge auf Befehl ihres Herrschers erhielten, wirkten als Lockung. So wurde Litthauen christlich, und stand fortan mit Polen unter einem Oberherrn,

wurde aber von besonderen Großfürsten aus dem Jagellonischen Fürstenhause regiert; eine Trennung, welche zu vielen, Jahrhunderte lang fortdauernden Streitigkeiten Anlaß gab, bis beide Länder völlig vereinigt wurden. So lose aber die Verbindung zwischen den beiden Staaten anfangs auch war, so erhob sich doch Polen unter den Jagellonen zu einem mächtigen Reiche, und trat nach außen mit Kraft und Nachdruck auf.

In Ungern wurde nach Ludwig's des Großen Tode seine zwölfjährige Tochter Maria allgemein als Königin anerkannt, aber ihre herrschsüchtige Mutter Elisabeth, welche die Verwaltung führte, machte sich und ihre Regierung, wie früher in Polen so jetzt auch in Ungern in kurzer Zeit verhaßt. Sie ließ sich gänzlich von Gara, dem Palatin des Reichs (Th. IV. S. 347.) leiten, einem Manne, der Muth, Festigkeit und Einsicht besaß, aber auch voll grenzenlosen Ehrgeizes war. Als er das mächtige Geschlecht der Horwathi demüthigen wollte, wandte sich dieses mit seinem Anhange an Karl den Kleinen von Neapel, der, wie schon oben (Abschn. 21.) erzählt ist, die ihm von den Unzufriedenen dargebotene Krone annahm. Heuchlerisch erklärte er bei seiner Ankunft in Ungern (1385), er sey nur gekommen, den Zwist des Adels mit der Fürstin zu schlichten, und mit nicht minderer Heuchelei trat ihm Elisabeth entgegen; aber schnell führte die Ungeduld der Leidenschaften von beiden Seiten eine furchtbare Entscheidung herbei. Karl hatte es dahin gebracht, daß er von den Seinen zum Gubernator Ungern's ernannt wurde, und bald darauf verlangten sie ihn auf einer Reichsversammlung zu Ofen auch zum König. Maria ward genöthiget, dem Throne zu entsagen, ja sie und ihre Mutter mußten selbst bei der Krönung ihres Verdrängers, wie zum bittern Hohne, gegenwärtig seyn. So glaubte Karl die Zügel der Regierung fest in seiner Hand zu halten, aber schon war sein Untergang beschlossen. Etwa sechs Wochen nach der Krönung ließ ihn Elisabeth unter dem Vorwande einer Unterredung auf ihr Zimmer im Schlosse zu Stuhlweissenburg laden. Er erschien, und als die Königin seine Begleiter zu entfernen gewußt hatte, hieb Blasius Forgacz, ihr Mundschenk, mit seinem Streithammer dem neuen Herrscher über den Kopf, daß er zusammensank. Ehe sich seine Italienischen Kriegsleute sammeln konnten, hatte der Palatin, längst mit der Königin einverstanden, das Schloß besetzt und den schwer Verwundeten in sichern Gewahrsam gebracht, wo er nach siebzehn Tagen endete, ob an den Folgen seiner

Verletzung, ob durch neue Gewaltthat, ist ungewiß (Febr. 1386). Aber mit Karl war die Partei, welche ihn herbeigerufen, noch nicht vertilgt. Auf dem Wege nach Dalmatien, wo Unruhen ausgebrochen waren, überfiel Ladislav Horwathi mit großer Uebermacht die Königin sammt ihrem Vertrauten. Das königliche Gefolge ergriff die Flucht, Forgacz wurde vom Roß geworfen und auf der Stelle geköpft, Gara fiel nach der heldenmüthigsten Gegenwehr, und Elisabeth wurde in den Kerker geschleppt, wo sie bald darauf starb. Nach anderen Nachrichten wurde sie ertränkt.

Schon vor Karl's des Kleinen Ankunft in Ungern war Mariens eben angetrauter Gemahl, Siegmund, der nachmalige Römische König und Kaiser, nach Böhmen gezogen, um Hülfe herbei zu holen. Auf die Nachricht, daß Elisabeth getödtet sey, und auch Maria von der Gegenpartei gefangen gehalten werde, kam er nach Ungern, und setzte das ganze Land zur Befreiung der rechtmäßigen Königin in Bewegung. Die Venetianer kamen ihm zu Hülfe, und Maria ward den Händen ihrer Feinde entrissen. Sie übertrug ihrem Gemahl, der schon zum König gekrönt war, alle ihre Regierungsrechte. Aber für Siegmund erschienen noch keine ruhigen Tage. Er besiegte zwar die Horwathi, aber die harte Strenge, welche er gegen dieselben zeigte, erregte großes Mißvergnügen und wiederholte Empörungen. Die Niederlage bei Nicopolis (Abschn. 41.) war nicht geeignet, solche Uebelstände zu vermindern, und nur Siegmund's Rückkehr hinderte für den Augenblick den Ausbruch eines neuen Aufstandes. Als er nun aber das Haupt der Mißvergnügten, den Wojwoden Stephan Laczk, hinrichten ließ, bereiteten ihm die erbitterten Großen dasselbe Schicksal, welches fünf Jahre zuvor durch seine eigene Mitwirkung seinen älteren Bruder, den König Wenzel, betroffen hatte (vgl. S. 10.). Sie nahmen ihn gefangen (April 1401) und setzten ihn auf ein festes Schloß, aus dem er jedoch nach achtzehnwöchentlicher Haft durch die Bemühungen seiner Partei befreit ward.

Er zog nun nach Böhmen, ließ aber so viele Keime des Mißvergnügens zurück, daß es den Unzufriedenen gelang, die Wahl eines Gegenkönigs durchzusetzen. Sie fiel auf Ladislaus von Neapel (Abschn. 21.), der auch bis Raab kam, und sich dort krönen ließ (1403), jedoch von Siegmund's Anhängern bald wieder vertrieben ward. Die Ruhe war nun leidlich hergestellt, aber Ungern bedurfte eines thätigern Königs. Als Siegmund Römischer Kaiser geworden war,

und die Sorgen, erst für die Herstellung des Kirchenfriedens, dann für die Beruhigung Böhmen's und die Unterdrückung der Hussitischen Unruhen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, vernachlässigte er die Ungrischen Angelegenheiten. Darüber gingen mehrere Provinzen verloren, Roth-Rußland (Galizien und Lodomerien) an Polen, Dalmatien an Venedig, und mit Schmerz mußten die Ungern sehen, wie die politische Größe ihres Reiches, welche Ludwig begründet hatte, in schneller Abnahme zusammensank. Ueberhaupt war jener bessere Zustand der Staaten von Ungern und Polen, den wir oben geschildert haben, nur durch die reichbegabten Persönlichkeiten Wladislav Lokietek's und Kasimir's, so wie Karl Robert's und Ludwig's hervorgerufen. Im Allgemeinen standen die Herrscher in beiden Reichen dem Volke zu fern, um der Adligen entbehren zu können, in deren Händen die eigentliche Macht lag, weil diese in unmittelbarem Verhältniß zu ihren Hintersassen und den eigenen Leuten standen, welche die Hauptmasse der Nation bildeten. Von dem geistigen Leben, welches die westlichen Staaten Europa's um diese Zeit durchdrang und belebte, fanden sich im Osten nur wenige Spuren, und für die Befestigung des königlichen Ansehens fehlte es an einem wesentlichen Elemente, an einem kräftigen Bürgerstande, der sich in Polen gar nicht, in Ungern, trotz der Pflege von Seiten der Herrscher, nur spärlich entwickelte. So konnte die Zügellosigkeit der Großen ungehinderter das Haupt erheben, Anarchie und Despotismus noch Jahrhunderte lang in Ungern wechseln, bis das Land endlich durch den festen Anschluß an ein Deutsches Fürstenhaus Friede und wenigstens äußeres Gedeihen fand. In Polen hatte Kasimir, um die Thronfolge seinem Neffen zu sichern, dem Adel die ausgedehntesten Bewilligungen zugestehen müssen, eben so konnte Ludwig nur durch neue Opfer die Krone auf dem Haupte seiner Töchter befestigen. Jagello, oder wie er als christlicher Herrscher Polens heißt, Wladislav II. ertheilte dem Adel völlige Steuerfreiheit, damit er seinen jungen Sohn nach seinem Tode als König anerkennen möchte. Dieser folgte dann dem Vater im Jahre 1434, erst zehn Jahr alt, und regierte zunächst unter ständischer Vormundschaft. Auf diesen Grundlagen erwuchs unter den Jagellonischen Herrschern die zügellose Freiheit der Polnischen Edelleute, welche von den Piasten größten Theils noch mit der Strenge Orientalischer Despotie beherrscht worden waren. Der Adel errang das vollständige Wahlrecht der Könige und so große

Privilegien, daß die Monarchie in Polen seitdem der Aristokratie den Vorrang abtreten mußte.

Nach Siegmund's Tode (1437) folgten ihm in Ungern und Böhmen seine Tochter Elisabeth und deren Gemahl Albrecht von Oesterreich, den auch die Deutschen zum König wählten. Die Ereignisse der kurzen Regierung dieses Fürsten sind schon früher dargestellt worden (S. 51.). Seine Wittwe Elisabeth war schwanger, da sie aber nicht glaubte, einen Sohn zu gebären, so versammelte sie die Großen, und erklärte ihnen, daß sie, obschon rechtmäßige Erbin der Krone, sich doch zur Verwaltung des Reiches zu schwach fühle, sie möchten daher einen König wählen, aber ihrer nicht vergessen. Die Wahl fiel auf den jungen Wladislav III. von Polen. Indeß gebar die Königin vier Monate nach dem Tode ihres Gemahls (22. Febr. 1440) doch einen Sohn, Ladislaus, der deswegen in der Geschichte den Beinamen Posthumus (der Nachgeborne) führt. Es ergriff sie nun eine heftige Reue wegen des gethanen Schrittes, ein Theil der Magnaten, gerührt von dem Anblicke des zarten Knaben, der aus dem ihm gebührenden Reiche verdrängt werden sollte, erklärte sich für sie, und Ungern wurde von einem neuen Bürgerkriege zerrissen. Es war aber damals die Zeit, wo Papst Eugen IV. seinen Entwurf, einen Kreuzzug gegen die immer gefährlicher herandrängenden Türken, endlich in's Werk setzen wollte. Er sandte daher, wie schon oben erzählt ist, den Cardinal Julian nach Ungern, der vor allen Dingen die streitenden Parteien versöhnen sollte. Dieser brachte dann in der That einen Vertrag zu Stande, dem aber die Ungrischen Stände nicht beitraten, und ehe neue Vermittelungen und Unterhandlungen zu Ende gediehen waren, starb Elisabeth plötzlich (24. Dec. 1442). Jetzt traten die meisten Anhänger des jungen Ladislaus auf Wladislav's Seite, als aber dieser bei Warna gefallen war, erhoben sich neue Verwirrungen, und was Johann Hunyadi in diesen bösen Zeiten für die Vertheidigung des in seinem Innern zerrissenen Reiches gegen die Osmanen vollbrachte, ist um so höheren Ruhmes würdig zu achten.

---

44. Deutschland unter Friedrich III.

(Reg. 1439—1493.)

Die Schwäche und der Verfall der kaiserlichen Regierung in Deutschland, welche unter Friedrich III. in einem bisher noch unerhörten

Maaße hervortreten, werden erklärlich, wenn man die oben (S. 52.) bereits geschilderte Gemüthsart dieses Herrschers, seine Langsamkeit und seinen gänzlichen Mangel an Thatkraft und zugleich die fast zur Unabhängigkeit gediehene Stellung der Deutschen Stände, so wie deren erloschenen Sinn für die Ehre des Gesammtvaterlandes in Erwägung zieht. Die Mittel, welche Friedrich durch seine Hausmacht zu Gebote standen, waren äußerst gering. Von den Provinzen, die er beim Antritte seiner königlichen Regierung besaß, Steiermark, Kärnthen und Krain, war Steiermark die beste, und trug doch nur siebentausend Mark ein, und da diese Länder, wie seine späteren Erwerbungen, der Schauplatz unaufhörlicher innerer Fehden und verwüstender Einfälle äußerer Feinde waren, so befand sich Friedrich gewöhnlich in drückender Geldnoth.

Die Vormundschaft über Kaiser Albrecht's Sohn, den jungen Ladislaus von Ungern, Böhmen und Oesterreich, mit welcher Friedrich durch das Testament des Verstorbenen beauftragt war, verwickelte ihn in die mannichfachsten Streitigkeiten. Der König war nebst der alten Ungrischen Königskrone von seiner Mutter Elisabeth schon beim Ausbruche der Händel mit Wladislav von Polen nach Oesterreich gesandt worden. Als Wladislav bei Warna gefallen war, öffnete sich den Parteikämpfen in Ungern wieder ein weites Feld, sogar die Einrichtung einer republikanischen Verfassung kam in Vorschlag; endlich wurde auf einem Reichstage zu Preßburg (im Mai 1445) der junge Ladislaus zum König, späterhin Johann Hunyadi zum Regenten oder Gubernator des Reichs während der Minderjährigkeit des Königs erwählt. Friedrich sollte nun seinen Mündel sammt der entführten Reichskrone den Ungern überantworten, weigerte sich dessen aber hartnäckig, und sah ruhig zu, als die Ungern deswegen verheerend in Oesterreich einfielen (1446). Erst 1450 wurde der Kriegsstand durch einen förmlichen Vertrag geendet. Die Böhmische Krone war nach dem Tode Albrecht's von den Ständen Friedrich selbst angetragen, von diesem aber eben so wie die für den Knaben Ladislaus in diesem Lande zu übernehmende Regentschaft ausgeschlagen worden. Dafür wurden nun während des Letztern Minderjährigkeit zwei Gubernatoren ernannt, Meinhard von Neuhaus als Haupt der Katholischen, und Praczek von Lippa, als Haupt der Utraquisten oder Kelchner, die sich zwar um die Herstellung der Ruhe in dem zerrütteten Reiche einiges Verdienst erwarben, keinesweges aber allen Verwirrungen ein Ende

machen konnten. Die begehrte Auslieferung des jungen Königs verweigerte Friedrich den Böhmen eben so wie den Ungern. Als Praczek nach einiger Zeit starb, kam an seine Stelle der tapfere und staatskluge Georg von Podiebrad. Damals war die kelchnerische Partei in Böhmen durch die nicht undeutlich ausgedrückte Absicht der katholischen, ihr die Zugeständnisse der Baseler Kirchenversammlung wieder zu entreißen, aufgeschreckt, und Podiebrad benutzte diese Stimmung, seinen Mitverwalter Neuhaus durch eine Ueberrumpelung Prag's zu stürzen, worauf er als alleiniger Gubernator anerkannt ward. Noch schlimmer ging es in Oesterreich, dem dritten Erbe des jungen Ladislaus. Das Mißvergnügen mit Friedrich's schlaffer Regierung führte zu offener Empörung, und als dieser im Jahre 1452 aus Italien zurückkehrte, wo er vom Papst Nicolaus die Kaiserkrone empfangen hatte (19. März), sah er sich plötzlich in Neustadt von vier und zwanzigtausend Mann belagert. Er mußte den Rebellen den zwölfjährigen König ausliefern, die ihn im Triumphe nach Wien brachten, und die Leitung des Landes dem Grafen Ulrich Cilly, einem Verwandten des Ladislaus von mütterlicher Seite, anvertrauten. Aber der Jüngling, auf den drei Völker ihre Hoffnung setzten, ward ihnen schon im achtzehnten Jahre seines Alters durch einen plötzlichen Tod entrissen (24. Nov. 1457). Sowol die Böhmen als die Ungern setzten hierauf Männer aus dem einheimischen Adel auf ihre erledigten Throne. Durch den Einfluß des schon bei Beendigung der Hussitischen Unruhen erwähnten Rokyczana, des kelchnerischen Erzbischofs von Prag, erhoben die ersteren den bisherigen Gubernator Georg Podiebrad zum König, die letzteren, da Hunyadi bereits ein Jahr zuvor gestorben war (o. S. 166.), dessen Sohn Matthias Corvinus. So wurden dem Hause Oesterreich zwei Kronen entrissen, die ihm König Albrecht erworben hatte; doch haben glücklich zusammentreffende Umstände Friedrich's Schwäche wieder ausgeglichen und, ehe ein Jahrhundert verging, das Verlorne seinem Geschlechte zurückgebracht. Nicht einmal Oesterreich, dessen Fürsten er vor dem Neustädter Aufstande zu Erzherzogen erhoben hatte, konnte Friedrich behaupten. Er mußte die oberen Lande seinem Bruder Albrecht überlassen, und die Ansprüche seines Vetters, des Erzherzogs Siegmund von Tyrol, durch einen Theil von Steiermark abkaufen.

Als die Nachricht von der Eroberung Constantinopel's nach Deutschland kam, erregte sie die gerechtesten Besorgnisse. Kaiser Friedrich berief sogleich die Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg (1454),

wo sein uns schon bekannter Geheimschreiber Aeneas Sylvius (denn er selbst pflegte die Reichstage selten persönlich zu besuchen) alle Beredsamkeit aufbot, einen Kreuzzug nach Ungern zu Stande zu bringen. Aber auch die Fürsten waren nach dem bösen vom Kaiser gegebenen Beispiele nur sparsam erschienen, und zuletzt wurde die Sache auf einen andern Reichstag, der nach Frankfurt ausgeschrieben wurde, verschoben. Unterdessen schickte man Gesandte an alle auswärtigen Mächte, um sie zur Unterstützung aufzufordern, allein diese zeigten weder zum Kaiser noch zum Papst Vertrauen, indem sie glaubten, es sey Beiden nur um Geld zu thun. Zu Frankfurt versprachen danach die Deutschen Stände zwar zehntausend Reiter und dreißigtausend Fußgänger dem Königreich Ungern zu Hülfe zu senden, aber das Nähere sollte erst persönlich mit dem Kaiser zu Wienerisch Neustadt besprochen werden, wo durch den Tod Nicolaus V., der die Bewaffnung gegen die Osmanen kräftig betrieben hatte, Alles wieder in's Stocken gerieth. Glücklicher Weise bewirkte Capistrano's Feuereifer bei dem Volke, was Aeneas Sylvius' Beredsamkeit bei den Fürsten vergeblich durchzusetzen versuchte. Belgrad konnte unterstützt und gerettet werden, und mit dieser Stadt wurde ein Paß behauptet, dessen Besitz den Türken die Donaustraße und den Weg in das Herz von Deutschland geöffnet haben würde (vgl. S. 165.). Indeß war Aeneas Sylvius auf Friedrich's Empfehlung Cardinal geworden und nach dem Tode Calixtus III., der Nicolaus gefolgt und nur drei Jahre auf dem heiligen Stuhl gesessen hatte, ward er (am 27. Aug. 1458) unter dem Namen Pius II. selbst zum Oberhaupt der Kirche erhoben. In dieser Stellung setzte er sein ganzes Pontificat hindurch die Bemühungen, eine große Unternehmung gegen die Osmanen zu Stande zu bringen, auf das eifrigste und verdienstlichste fort. Zunächst lud er alle Könige und Fürsten Europa's zu einer Versammlung nach Mantua (1459). Aber da Niemand persönlich erschien, nur einige Gesandte schickten und Friedrich, dem es nicht gelegen war, seinem ehemaligen Diener den Fuß zu küssen, ebenfalls ausblieb; so konnte hier wiederum nichts Bestimmtes beschlossen werden. Bei den Deutschen Fürsten war um so weniger an einen Verein für weitaussehende Unternehmungen nach außen hin zu denken, da eine Reihe der verwüstendsten und heftigsten Fehden alle ihre Kräfte daheim in Anspruch nahm. So kamen denn, als Pius im folgenden Jahre den Cardinal Bessarion, einen gelehrten Griechen, der von der Kirche seines Volkes zur Römischen übergetreten

war, nach Nürnberg sandte, um neue Verhandlungen zu eröffnen, wiederum sehr wenige, und als der Gesandte nach Worms ging, um sich mit den Rheinischen Ständen besonders zu berathen, sah er statt der gehofften Beilegung der inneren Streitigkeiten in allen Richtungen den Rauch brennender Städte und Dörfer zum Himmel steigen. Bessarion wartete noch einen dritten Reichstag zu Wien ab, aber auch dahin schickten die Fürsten, obschon sie Pius durch besondere sehr bewegliche Schreiben eingeladen hatte, nur Gesandte, die nach langem Hin- und Herreden ein weitläufiges Gutachten abgaben, daß die früheren Zusagen wegen eines Türkenzuges jetzt schwerlich erfüllt werden könnten, weil die Deutschen Lande durch schwere Kriege, die unterdeß in denselben ergangen, an ihrer Kraft und Macht sehr abgenommen hätten. Mit dem bittersten Schmerze sah Bessarion seine schönste und theuerste Hoffnung getäuscht, und sagte in gerechtem Unmuthe den Gesandten zum Abschiede offen heraus, daß die Fürsten ihr Spiel mit der Kirche Gottes und der Sache der Religion trieben.

Indeß war die Klage der Stände über Erschöpfung ihrer Mittel nicht ohne Grund. Während Friedrich III. mit den Schweizern (o. S. 70.), dann mit den Ungern und Oesterreichern beschäftigt war, verwüstete ein fünfjähriger erbitterter Bruderkrieg (1445—1450) zwischen den Söhnen Friedrich's des Streitbaren, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und seinem Bruder Wilhelm, die Sächsischen Lande *); in Franken und Schwaben war Streit ausgebrochen zwischen dem Markgrafen Albrecht, dem zweiten Sohne des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, der nach dem Tode seines Vaters (1440) einen Theil der Fränkischen Besitzungen erhalten hatte, und der Stadt Nürnberg, zwischen Eßlingen und dem Grafen Ulrich von Würtemberg, zwischen Hall und Rothenburg und dem Erzbischof von Mainz.

*) Dieser Krieg gab zu dem bekannten Sächsischen Prinzenraube Veranlassung. Im Dienste des Kurfürsten hatte sich Kunz von Kaufungen ausgezeichnet und war durch seine tapferen Dienste bis zum Hofmarschall aufgestiegen. Nach dem Frieden zwang ihn Friedrich, einige, ihm während der Unruhen überlassene, Güter zurückzugeben, worauf Kunz drohte, sich an des Kurfürsten Fleisch und Bein zu rächen. In der Nacht zum 8. Julius 1455 erstieg er das Schloß zu Altenburg und entführte die beiden Söhne Friedrich's, Ernst und Albert, die beide noch im Knabenalter waren. Albert, mit welchem Kunz nach Böhmen eilte, wurde im Walde durch einen Köhler gerettet, Ernst von einem der Gesellen Kunzens ausgeliefert, dieser selbst ergriffen und enthauptet. Nach dem Tode Friedrich's des Sanftmüthigen (1464) theilten Ernst und Albert die Länder, und wurden Stifter der beiden noch blühenden Linien des Sächsischen Hauses. Ernst erhielt mit der Kurwürde den Kurkreis und Thüringen, Albert die Meißnischen Länder.

Von den Fürsten bedroht, schlossen ein und dreißig Schwäbische und Fränkische Städte einen Bund auf drei Jahr. Gegen sie vereinigten sich siebzehn Fürsten, funfzehn Bischöfe und fast der ganze Adel von Oberdeutschland. Der Krieg dauerte kaum ein Jahr, doch zählte man zweihundert eingeäscherte Dörfer und fünf und zwanzig verbrannte Ortschaften. Achtmal wurden die Bürger durch Albrecht's kühne Tapferkeit und entschlossenes Fechten, die ihm den Beinamen Achilles erworben haben, geschlagen; endlich gelang es den Nürnbergern unter Hans von Rechberg und Kunz von Kaufungen, den immer Siegreichen beim Billenreuter-See zu überwinden (1450), so daß sich nun beide Theile zu einer Ausgleichung geneigt finden ließen. Nach einigen Jahren überraschte Herzog Ludwig von Baiern die Reichsstadt Donauwerth, und schreckte die Bürger wieder auf (1458), während zu gleicher Zeit Pfalzgraf Friedrich bei Rhein mit dem Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, dem Grafen von Würtemberg und dem Markgrafen von Brandenburg und anderen Fürsten kämpfte. Die unglaubliche Schwäche des Kaisers, welcher in alle diese Zerwürfnisse gar nicht oder höchstens durch Befehle eingriff, denen Niemand Folge leistete, führte endlich auf den Gedanken, sich seiner ganz zu entledigen. Zur Ausführung eines solchen Entwurfs verbanden sich die bisherigen Widersacher, Diether von Mainz und Friedrich von der Pfalz, beide persönlich gereizt, dieser vom Kaiser, der ihm die Belehnung verweigerte, jener mit dem Papste entzweit, dem er bei einer Veränderung des Reichsregiments am sichersten trotzen zu können glaubte. Sie warfen ihre Augen auf den König Georg von Böhmen, der dem Erzbischofe vorzüglich geeignet schien, ein gegenpäpstliches Bestreben durchzuführen. Georg war nicht abgeneigt, und auch bei einigen Reichsfürsten, selbst bei Friedrich's Bruder Albrecht von Oestreich, fand der Plan Beifall, scheiterte aber bald an dem Widerwillen anderer Fürsten, vorzüglich Friedrich's II. von Brandenburg (Friedrich's I. ältesten Sohn und Nachfolger), welcher fürchtete, Georg als Kaiser möchte den Rückfall Brandenburg's an Böhmen betreiben. Die Händel Diether's aber mit dem Papste, hauptsächlich wegen der Annaten, für welche jener nur die Hälfte der von der päpstlichen Kammer geforderten übermäßigen Summe zahlen wollte, dauerten fort, und endeten mit einem vollkommenen Triumphe des Letztern. Pius ließ 1461 eine Bann- und Absetzungsbulle wider Diether ergehen, und bestellte statt desselben den Grafen Adolf von Nassau, Diether's frühern Mitbewerber,

zum Erzbischof. Da nun Diether und sein Bundesgenosse, der Pfalzgraf Friedrich, zum Widerstande rüsteten, auch um Adolf, den kaiserlichen Aufforderungen zufolge, die bisherigen Feinde Friedrich's mit mehreren anderen Fürsten sich sammelten, mußten die Waffen entscheiden. Eine heftige, mit wilden Verheerungen geführte Fehde begann: das Glück schien sich anfangs für Diether zu erklären, denn der Pfalzgraf trug in einem Treffen bei Seckenheim, wo sich der Neckar in den Rhein ergießt, einen Sieg davon, der die Häupter der Verbündeten in seine Hände lieferte; aber eine von den Gegnern versuchte Ueberrumpelung der Stadt Mainz, welche durch Verrath in der Nacht zum 27. October 1462 gelang, entschied für Adolf. Die Diether'n ergebenen Bürger hatten noch den ganzen folgenden Tag hindurch in den Straßen die tapferste Gegenwehr geleistet, mußten dies aber mit Vertreibung, die Stadt mit Raub und Plünderung und dem Verluste ihrer Reichsfreiheit büßen. Diether ward genöthigt, sich des Erzbisthums zu begeben, und hierauf vom Banne befreit. So war dem Papstthum, trotz aller seit länger als einem Jahrhundert auf dasselbe gerichteten Angriffe, durch kluge Benutzung der Umstände, wieder ein Sieg gelungen, durch den es über den ersten Kurhut des Reichs nach Gefallen verfügte.

Während die Rheinlande durch die Fehde Adolf's und Diether's in Flammen standen, wurde ein zweiter Krieg gegen Ludwig von Baiern geführt, der sich mit des Kaisers Bruder Albrecht, mit Georg von Böhmen, und zuletzt mit dem Pfalzgrafen Friedrich verbunden hatte. Wegen des Angriffs auf Donauwerth hatte der Kaiser die Reichsacht gegen ihn ergehen lassen und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg den Oberbefehl gegen ihn ertheilt. Vier und zwanzig Reichsstädte leisteten diesmal der Aufforderung des Kaisers Folge, weil ihr eigener Vortheil die Schwächung des Herzogs von Baiern verlangte, aber obschon sie Albrecht führte, wurden sie dennoch von dem Herzoge bei Giengen (19. Juli 1462) besiegt, kurz nachdem dessen Rheinischer Bundesgenoß, Pfalzgraf Friedrich, bei Seckenheim die Oberhand erhalten hatte. Der Markgraf sammelte indessen seine Völker wieder, und that einen Einfall in Baiern, wo er alle Ortschaften an der Donau, von Rain bis Neuburg, verwüstete. Ein Stillstand und in dem folgenden Jahre ein Friede machten endlich dieser Bairisch-Brandenburgischen Fehde ein Ende.

Unterdeß waren auch die Versuche Albrecht's gegen seinen Bruder

in Oesterreich selbst, die er auf die Unzufriedenheit des Landes mit seinem Herrscher begründet hatte, fruchtlos geblieben, obgleich Ludwig von Baiern Unterstützung geschickt hatte, und der König von Böhmen, dem daran lag, daß keiner der streitenden Brüder obsiege, sondern fortdauernde Feindschaft ihre Macht immer mehr untergrabe, vermittelte (14. Juni 1462) einen zehnmonatlichen Waffenstillstand. In seiner Geldverlegenheit hatte der Kaiser die Zölle vermehrt, und die Münzen so verschlechtert, daß zwölf seiner neuen Pfennige kaum den Werth eines alten hatten. Das Unglück des Volkes vermehrten die entlassenen Söldnerschaaren beider Theile, welche das Land ausplünderten, und selbst die Zufuhr Wien's erschwerten. Gegen alle Klagen, Bitten und Beschwerden blieb Friedrich taub, und so gelang es denn endlich den Anhängern Albrecht's, der fortdauernd auf seines Bruders Verderben sann, das Volk von Wien gegen den Kaiser aufzuwiegeln. Der diesem ergebene Rath wurde abgesetzt und Wolfgang Holzer, ein kecker, verschlagener und beredter Mann, zum obersten Viertelsmeister ausgerufen. Auf die Nachricht von diesem Aufstande rückte Friedrich mit viertausend Mann vor Wien, doch war es gefährlich, Gewalt zu brauchen, denn drinnen in der Burg befand sich des Kaisers Gemahlin und sein einziger Sohn, zwei allzu kostbare Pfänder. Erst nach dreitägigen Unterhandlungen und nachdem Friedrich sein Kriegsvolk entlassen, öffneten ihm die Aufrührer die Thore. Als aber nun dieser seltsame Fürst, der, ohne je Kraft zum Handeln zu zeigen, doch in den Gefahren nie verzagte, und stets bei seinem Sinne blieb, von der Stadt Geld zur Befriedigung der Söldner verlangte und ihr den Blutbann nahm, brach die Unzufriedenheit von neuem aus. Die erbitterten Bürger erhoben sich, den Kaiser in der Burg zu belagern. Es wurden Gräben gezogen, Schanzen aufgeworfen, und das Geschütz gegen die Gemächer gerichtet, welche die kaiserliche Familie bewohnte. Friedrich, der nur einige hundert Leute um sich hatte, bewies in dieser mißlichen Lage eine rühmliche Standhaftigkeit, und rief mit lauter Stimme den Belagerern zu, er wolle diesen Ort vertheidigen, bis er sein Kirchhof werde; Gott aber werde der gerechten Sache beitreten, und den rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevelhafter Unterthanen schirmen. Indeß erschien Albrecht, von den Wienern herbeigerufen, und förderte die Belagerung mit allen Kräften. Der Kaiser aber sandte an die Reichsfürsten um Hülfe, und wirklich eilte König Georg von Böhmen mit einem Heere herbei, stürmte die Vorstädte,

wurde aber zurückgeworfen. Doch gelang es ihm bald darauf (2 Dec. 1462), einen Frieden zwischen dem Kaiser und seinem Bruder zu Stande zu bringen. Albrecht erhielt Wien und Oesterreich unter der Ens gegen eine jährliche Abgabe von viertausend Goldgulden auf acht Jahre. Aber die Versöhnung war nicht dauernd, und bald erhoben sich wieder Zwistigkeiten. Friedrich brachte es dahin, daß die Reichsfürsten zu Regensburg seinen Bruder in die Acht erklärten; und dies würde die Losung zu neuen Bruderkriegen geworden seyn, wenn nicht Albrecht zum Glück den 4. December 1463 gestorben wäre. Er hatte während seiner kurzen Herrschaft die Wiener mit Gewaltthat und Grausamkeit schwer bedrückt. Eine Anzahl reicher Bürger vertrieb er unter dem Vorwande einer Verschwörung und zog ihre Güter ein; wer eine Klage hören ließ, ward gefoltert und unter Martern hingerichtet. Holzer beschloß, um der Noth abzuhelfen, sich Albrecht's zu bemächtigen und ihn dem Kaiser auszuliefern. Aber die Ausführung dieses Entwurfs mißglückte, Holzer wurde geviertheilt und dreizehn andere Bürger durch das Schwert hingerichtet.

Der Fürst, den wir in diesen Händeln eine so schwankende oder so zweideutige Rolle haben spielen sehen, der erst den Kaiser entthronen wollte, und ihm dann gegen seinen Bruder Hülfe brachte, der König Georg Podiebrad von Böhmen, hatte in seinem eignen Reiche die bedenklichsten Kämpfe zu bestehen. Die Schlesier hatten sich gleich bei seiner Wahl widersetzt, und nachdem die übrigen Stände der Provinz endlich zur Anerkennung gebracht worden waren, blieb die Abneigung der Breslauer gegen einen Hussitischen Herrscher so groß, daß selbst die ihm günstigen Erklärungen der Päpste Calixtus' III. und Pius' II. diesen Haß nicht zu dämpfen vermochten. Schon war Georg, nach dem Willen und Beispiel des Römischen Stuhls, als König von Böhmen von Kaiser und Fürsten anerkannt, nur die Breslauer fuhren fort, ihn zu verwerfen; sie nahmen Söldner an und sahen sich nach Bundesgenossen um. Die Rathmannen und Schöffen hätten gern nachgegeben, allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor dem Pöbel, dessen Aufregung durch Volksredner und fanatische Priester unterhalten wurde. An einem Tage schickten sechshundert fünf und zwanzig Böhmische, Mährische und Schlesische Herren den Breslauern Absagebriefe und verwüsteten das Gebiet der Stadt; König Georg erschien mit einem Heere. Dennoch trotzten die Bürger und schlugen sich tapfer, bis es endlich dem Legaten Pius' II. gelang, die Breslauer zu der Erklärung

zu bewegen (1459), daß sie dem Könige in drei Jahren huldigen würden; sie hofften nämlich, daß unterdeß eine Aenderung eintreten werde. Der heilige Stuhl hatte Georg Podiebrad in der Königswürde anerkannt und unterstützte ihn in den Breslauer Händeln, weil er hoffte, durch ihn die Hussiten in Böhmen unterdrücken zu können; denn Georg hatte sich seit seiner Thronbesteigung, obgleich er dieselbe den Kelchnern verdankte (o. S. 179.), aus Rücksicht für seine katholischen Unterthanen der Römischen Kirche genähert. Aber seine Gleichgültigkeit gegen den Türkenkrieg erbitterte den bisherigen Beschützer, Pius II., und als dieser sich stark genug glaubte, trat er offen gegen die Kelchner auf, um den König zu einer Entscheidung für oder wider jene Partei zu zwingen. Er entsetzte den hoch angesehenen Rokyczana des Erzbisthums, verbot bei schwerer Strafe den Gebrauch des Kelches und erklärte die Compactaten für nichtig. Breslau wurde nunmehr in den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles genommen und zu erneuertem Widerstand aufgemuntert. Podiebrad blieb nicht unthätig. Als er das Ungewitter heraufziehen sah, war er dem in der Wiener Burg belagerten Kaiser zu Hülfe geeilt, um sich nach dieser Seite hin zu sichern; darauf verband er sich mit Ungern und Polen, und wandte sich wieder gänzlich den Hussiten zu. Bald schienen indeß alle diese Schritte überflüssig, da ihn der Tod von seinem großen Feinde, dem Papst, befreite. Wenn sich dieser durch geistige Gaben ausgezeichnete Mann nicht ohne Erfolg bemüht hatte, das alte Ansehen und die Vorrechte des päpstlichen Stuhles wieder herzustellen, und zu vernichten, was von Reformationsversuchen der Concilien noch übrig war, so machte er doch auch anderer Seits sehr bedeutende Anstrengungen, um den Pflichten, welche in der höchsten Stellung des Oberhauptes der Kirche lagen, zu genügen. Nachdem alle Gesandtschaften an die Europäischen Könige, um sie zum Kampfe gegen die Türken aufzufordern, vergebens geblieben waren, beschloß der unternehmende Greis, sich selbst an die Spitze eines Kriegszuges zu stellen, in der Hoffnung, daß die Fürsten und Völker, von Scham ergriffen, sich dann sämmtlich um sein Panier versammeln würden. Diese Hoffnung ging zwar nicht in Erfüllung, da aber der Krieg zwischen Venedig und den Osmanen damals zum Ausbruch kam (vgl. S. 167.), machte Pius sich allein auf den Weg nach Ancona, obgleich ihn Gicht und Fieber plagten, um die Flotte der Republik zu besteigen, welche nach Morea bestimmt war. Am zwölften August 1464 erschien der Doge Christoforo Moro mit zwanzig

Galeeren; aber der Papst erlag dem Kummer über die Schmach und Gefahr der Christenheit, er starb an demselben Tage, nachdem er sich noch ans Ufer hatte tragen lassen, um die Schiffe mit eignen Augen zu sehen. Zu seinem tiefen Schmerze hatte er erfahren müssen, daß das Papstthum, obschon diesem seine Tugenden und Bemühungen einen Widerschein frühern Glanzes zurückgegeben hatten, dennoch nicht mehr im Stande sey, den erschlafften Zeitgeist zu religiösen und würdigen Thaten zu erwecken. Ihm selbst als Papst schien es der größte Flecken in seinem Leben, daß er früher den Grundsätzen der Baseler Synode angehangen, und er hielt es für nöthig, in einer besondern Bulle einen feierlichen Widerruf jener Meinungen in die Welt zu schicken.

Indeß hatte der König von Böhmen durch den Tod des Papstes nichts gewonnen, da der Nachfolger Pius' II., Paul II., den Kampf gegen ihn noch viel heftiger fortführte. Er entsetzte ihn förmlich des Thrones, entband seine Unterthanen vom Eide der Treue, reizte Ungern und Deutsche zum Kriege, und ließ das Kreuz gegen ihn predigen. Böhmen ward von Neuem der Schauplatz von Verwüstungen und Gräueln, und ein großer Theil der Katholischen im Lande erhob wider den König die Waffen. Indeß wurden zwei Kreuzheere zurückgeschlagen, selbst der kriegskundige König Matthias von Ungern konnte nicht viel ausrichten, und als dieser auch endlich Mähren und Schlesien, wo die katholische Partei das Heft in Händen hatte, wegnehmen und sich selbst zum Herrscher von Böhmen ausrufen ließ, fuhr Georg dennoch unerschrocken fort, seine Krone zu vertheidigen, bis Verdruß und Kummer ihn ins Grab stürzten (1471). Er war ein Fürst von ausgezeichneten Eigenschaften, der jedenfalls ein besseres Schicksal verdiente, als das, welches ihn betroffen hat. Aber auch nach seinem Tode erkannten die Böhmischen Stände Matthias von Ungern nicht als ihren Herrn, wie dieser wünschte, sondern erhoben den funfzehnjährigen Sohn Königs Kasimir II. von Polen, Wladislav, dem Podiebrad mit Uebergehung seiner eigenen Kinder die Krone bestimmt hatte, auf den Thron. So entbrannte auch Krieg zwischen Polen und Ungern. Schlesien, und vor Allen die Breslauer, hielten treu zu Matthias und machten große Anstrengungen für seine Sache, obgleich das Land furchtbar verwüstet wurde. Erst nach sieben Jahren (1478) schlossen die Könige von Polen, Ungern und Böhmen ihren Frieden in der Art, daß Wladislav Böhmen behielt, dem Matthias aber Mähren, Schlesien und die Lausitz abgetreten wurden.

Im Falle des Ablebens sollte einer den anderen in den genannten Ländern beerben.

Im Deutschen Reiche war unterdeß, nach Beendigung der großen Fehden, auf fünf Reichstagen (1466. 1467) über einen Türkenzug verhandelt worden, aber ohne besseren Erfolg als sonst. Zwei Jahre darauf drangen Osmanische Horden durch Kroatien nach Krain vor, und wenn sie auch die Belagerung der von ihren tapferen Bürgern rühmlich vertheidigten Stadt Mödling wieder aufheben mußten, so wurde doch die Landschaft gräulich verheert, viele Flecken und Dörfer in Asche gelegt, an sechstausend Menschen erschlagen, und gegen neuntausend Gefangene mit fortgeschleppt. Auch in dieser Noth blieben zwei Berathungen zu Wien und Regensburg fruchtlos. Als aber die Türken ihre verheerenden Raubzüge jährlich wiederholten, berief der Kaiser einen großen Reichstag nach Regensburg, dem er persönlich beizuwohnen beschloß (1471), und der dann wirklich zahlreicher besucht war, als die früheren. Selbst Burgundische, Venetianische und Dänische Gesandte stellten sich ein. Der päpstliche Legat Campanus eröffnete die Sitzungen mit einer langen Rede, aber der Kaiser schlief ruhig während derselben ein. Friedrich verlangte zur Grenzvertheidigung für seine Erblande zehntausend Mann, was die Fürsten sogleich bewilligten, die Städte machten aber wieder Schwierigkeiten. Dann sollte berathschlagt werden, wie auf das folgende Jahr ein mächtiger Heereszug gegen die Türken zu bewerkstelligen sey. Wegen Mangel an Lebensmitteln wurde der Reichstag nach Nürnberg verlegt, doch konnten auch hier die Städte zu keiner Entschließung gebracht werden. Zwei abermalige Versammlungen zu Augsburg (1473. 1474), auf denen dieses klägliche Spiel wiederholt ward, brachten keine besseren Früchte, und die Abgeordneten der Städte versicherten, daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse. Und doch war von den Reichsstädten nichts verlangt worden, als tausend Reiter von jenen zehntausend Kriegsleuten, welche dem Kaiser zu Regensburg bewilligt worden waren, zu stellen und zu unterhalten, während einzelne Bürgerschaften, wie Wien und Breslau, in ihren besonderen Streitigkeiten ohne Mühe und Anstand vier bis fünftausend Bewaffnete ins Feld schickten. Um so geringe Streitkräfte aufzubringen, zerarbeiteten sich Kaiser und Reich nun schon seit zwanzig Jahren, während es in Constantinopel nur eines Winkes bedurfte, um Hunderttausende unter die Waffen zu rufen. Indeß genügten auch kleinere Haufen, da Sultan Mohammed zum Glück im

Osten und in Morea mit den Venetianern (oben S. 167.) beschäftigt war, alle Gräuel der Verheerung in den Oesterreichischen Grenzlanden fast alljährlich zu wiederholen und viele Tausende in die härteste Sclaverei zu führen.

Als der Kaiser nach Beendigung des letzten Reichstages Augsburg verließ, erhoben die dortigen Schmiede einen Aufstand gegen sein zurückgelassenes Gefolge, und nahmen alle kaiserlichen Pferde, Wagen und Geräthe in Beschlag, wegen einer Schuld von siebentausend Gulden, die Friedrich nicht bezahlt hatte, und die Kölner, welche ihm eben große Geldversprechungen gethan, damit er einen Reichskrieg gegen den mächtigen Herzog von Burgund, von dem sie sich gefährlich bedroht sahen, bewerkstelligen möchte, mußten in Eil jene Summe aufbringen, um des Kaisers Habe und Leute frei zu machen. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein heftiger und leidenschaftlicher Mann, der sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art hatte zu Schulden kommen lassen, war vom Papst Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II., seiner Würde entsetzt worden, wollte aber dem vom Capitel erwählten Administrator des Erzstiftes, Hermann von Hessen, nicht weichen. Als ihm die Städte Köln, Bonn und Neuß den Gehorsam aufkündigten, wandte sich Ruprecht an Karl den Kühnen von Burgund um Hülfe. Dieser ergriff begierig die Gelegenheit, dem Kaiser, welcher sich im vorigen Jahre auf einer Zusammenkunft in Trier seiner Forderung, zum Könige gekrönt zu werden, entzogen hatte (vergl. Absch. 49.), seine Rache fühlen zu lassen und seine Macht bis an den Rhein auszudehnen. Gegen Ende des Julius 1474 erschien er vor Neuß mit sechszigtausend Mann und zahlreichem wohlbedienten Geschütz; aber alle diese Macht ward zu Schanden vor der Entschlossenheit der Bürgerschaft und des Administrators, welcher sich in ihren Mauern befand. Siebzehn Thürme waren gebrochen, dreihundert Häuser durch das Geschütz zerschmettert, an funfzig Mal hatte der Herzog schon Sturm laufen lassen, nichts konnte den Heldenmuth der Bürger erschüttern, obgleich auch innerhalb der Mauern drückender Mangel an Lebensmitteln herrschte. Indeß zeigte Friedrich ungewöhnliche Thätigkeit, er schloß ein Bündniß mit Ludwig XI. von Frankreich, dem alten Feinde Burgund's, und bot das Reichsheer auf. Die Städte erschienen bereitwillig mit einem Viertheil ihrer Mannschaft, und so konnte der Kaiser im folgenden Frühjahr mit funfzigtausend Mann zum Entsatz der schwerbedrängten Stadt heranrücken. Vergebens suchte Albrecht Achilles, nach der Abdankung seines

älteren Bruders (1470) Kurfürst von Brandenburg, dem Friedrich wiederum den Befehl des Heeres übergeben hatte, unterstützt von den übrigen Fürsten, die ihrer Kampflust in häufigen Scharmützeln freien Lauf ließen, die Erlaubniß zu einer Schlacht von dem Kaiser zu erhalten, obgleich man sich den Burgundern bis auf eine Viertelmeile genähert hatte, und es zu einem hitzigen Gefecht mit dem Vortrabe kam, wobei die Deutschen im Nachtheil waren. Doch empfand auch Karl kein Verlangen, sich diesmal noch weiter mit den Kräften des Reiches zu messen, da sein Heer durch die Belagerung, welche schon zehn Monat gedauert hatte, auf das äußerste geschwächt war und andere Entwürfe ihn nach Frankreich riefen. Als die Feinde herankamen, ließ er neun Mal an einem Tage stürmen, um die Stadt wo möglich noch in seine Gewalt zu bekommen. Aber auch diese Anstrengungen blieben fruchtlos, und so nahm der Herzog denn die Vermittelung eines päpstlichen Legaten an, der einen Vertrag zu Stande brachte, in welchem Karl das Heer abzuführen und den abgesetzten Erzbischof nicht ferner zu unterstützen versprach (15. Juni 1475). Des Letzteren Würde erhielt der bisherige Administrator.

---

45. Friedrich III. und Matthias Corvinus.

Weit weniger ehrenvoll zog sich Friedrich aus den Streitigkeiten, in welche er mit dem berühmten König von Ungern, Matthias Corvinus, bald nach den eben erzählten Ereignissen gerieth. Als dieser am 24. Januar 1458 zum Herrscher seines Volkes erhoben worden war, zählte er noch nicht funfzehn Jahr, während die Verwirrungen im Innern des Reiches und die häufigen Einfälle der Osmanen die vollste Mannskraft des Herrschers zu fordern schienen. Aber trotz seiner Jugend zeigte sich Matthias bald diesen schwierigen Aufgaben gewachsen. Mit einer edlen Gestalt und einem zur Ertragung aller Beschwerden geschickten und geübten Körper verband er kriegerischen Muth, eindringenden Verstand und unternehmenden Geist. Seine Erziehung war viel sorgfältiger gewesen, als sie damals gewöhnlich war. Er lernte die alten Classiker kennen und schätzen, und wußte sich in der Lateinischen, der Deutschen und den Slavischen Sprachen mit Fertigkeit auszudrücken. Von einem heftigen Ehrgeize gespornt, liebte er es, sich in weitaussehende Entwürfe einzulassen, und bediente sich zur Ausführung derselben eben so gern schlauer

Kunstgriffe als gewaltsamer Mittel. Gleich im Anfange seiner Regierung wählte eine mit ihm unzufriedene Partei den Kaiser Friedrich zum Gegenkönig; Matthias wußte aber die aufgebrachten Großen zu versöhnen, und die Umstände so geschickt zu benutzen, daß der Kaiser nach langen Verhandlungen der Krone entsagen, und sich mit der Aussicht auf dieselbe für den Fall begnügen mußte, daß Matthias kinderlos sterben sollte. Spätere Aufstände, die sich einige Mal wiederholten, wußte er mit Geschick und Schnelligkeit zu unterdrücken. Die Türken hielt er in Schranken, und zeigte in den Kämpfen mit ihnen sein großes Kriegstalent. Um stets eine zahlreiche und geübte Streitmacht für seine Unternehmungen bereit zu haben, befahl er, da die Ungern meist zu Pferde fochten, daß jeder Grundeigenthümer auf die Mahnung des Königs von zwanzig Hufen immer einen Reiter stellen solle *), und beschäftigte sich mit der Ausbildung eines stehenden Fußvolks, welches er größtentheils aus fremden Söldnern zusammensetzte. Es waren gegen sechstausend Mann, und der König wußte sie mit solchem Muthe und solcher Kühnheit zu erfüllen, daß sie wegen ihrer Todesverachtung und Furchtbarkeit den Namen der schwarzen Schaar erhielten.

Ehe die im vorigen Abschnitt erwähnte Ausgleichung der Könige von Polen und Ungern über die Krone von Böhmen erfolgte, hatte Kaiser Friedrich den Wladislav mit der Böhmischen Krone und Kur belehnt (1477). Matthias ergrimmte, und rächte sich durch einen Einfall in Oesterreich, bei welchem sich ihm an siebzig feste Städte und Schlösser ergaben. Indeß vermittelte der Papst bald einen Frieden, in welchem der Kaiser nunmehr dem König von Ungern den Lehnsbrief für Böhmen ausstellte und hunderttausend Gulden zu zahlen versprach. Doch machte ihm die Aufbringung dieser Summe die ungeheuersten Schwierigkeiten. Er war in solcher Noth, daß er vom Abt zu Zwettel sechszig Gulden, und von der Stadt Steyer neunzig Ducaten lieh. Trotz dem rief er in unbegreiflicher Verblendung den furchtbaren Gegner bald darauf von Neuem in sein wehrloses Land, als er einen Feind des Matthias, den aus Ungern entwichenen Erzbischof von Gran, in das Erzbisthum Salzburg mit gewaltsamer Verdrängung des rechtmäßigen Inhabers einsetzen wollte. Fünf Jahre hindurch verheerten die Ungern das Land nach allen Richtungen, gewannen nach und nach alle Städte, und endlich fiel auch Wien in ihre Hände (1485). Unerschüt-

*) Diese Truppen wurden Hussaren genannt, vom Ungrischen Huss zwanzig und Ar Preis.

tert und in der festen Meinung, daß selbst die Verbannung den Glanz seiner höchsten Majestät nicht trüben könne, verließ Friedrich mit fünfhundert Reitern seine Erblande, und zog von einer Reichsstadt zur andern. Im folgenden Jahre (1486) setzte er auf einer Versammlung zu Frankfurt die Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilian zum Römischen König durch. Die Fürsten übergaben hier den Vorschlag eines neuen feststehenden und von der kaiserlichen Machtvollkommenheit unabhängigen Kammergerichts, um das Fehderecht und die inneren Kriege für immer abzuschaffen. Bei Friedrich's Lebzeiten kam diese wichtige Angelegenheit indeß noch nicht zu Stande, weil ihm ein solches Gericht dem kaiserlichen Ansehen zu nachtheilig erschien; er begnügte sich wieder mit der Verkündigung eines Landfriedens auf zehn Jahre. Zwei Jahre nachher traten auf des Kaisers Anmahnungen die Schwäbischen Stände zur Haltung und Bewahrung desselben in einen besondern Bund zusammen, welcher in Kurzem eine eigene Kriegsmacht aufstellte, durch die dem Rauben und Plündern in diesem Theile Deutschland's mächtiger Einhalt gethan ward. Friedrich's Absicht war dabei vorzüglich die gewesen, dem drohenden Umsichgreifen des Bairischen Hauses eine Hemmung entgegenzusetzen, die bald noch durch eine in Baiern selbst entstandene Adelsgesellschaft, Löwlerbund genannt, vermehrt ward. Als aber Herzog Albrecht von Baiern den Kaiser durch die Herausgabe der Reichsstadt Regensburg, welche er an sich gerissen, zufrieden gestellt hatte, wurde der Löwlerbund wieder aufgelöst.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt, wo Maximilian's Wahl zu Stande kam, war man zwar eins geworden, dem Kaiser zum Kriege gegen Ungern eine Geldhülfe von etwa siebenmal hundert tausend Gulden zu bewilligen, am Ende aber war doch nur der gewöhnliche Beschluß gefaßt worden, auf einem künftig zu haltenden Reichstage Alles vollends in Richtigkeit zu bringen. So zerrannen selbst die spärlichen Bewilligungen, zu denen man sich nach endlosen Berathungen verstand, zuletzt in neuen Schwierigkeiten, Ausflüchten, Aufschüben und kleinlichem Markten und Dingen fast gänzlich; den rechtsgelehrten Botschaftern der Stände aber erschien jeder dieser fruchtlosen Ausgänge, der die Ehre, ja die Sicherheit und den Bestand des Reiches den Türken und Ungern Preis gab, noch als ein Triumph, den ihre Klugheit und Rechtskunde davon getragen *). Auf einem neuen Reichstag zu

*) K. A. Menzel Geschichten der Deutschen. Bd. VIII. S. 129.

Nürnberg (1487) erklärte Friedrich endlich den Ständen, sie sollten es lieber offen heraus sagen, ob sie ihren Herrn verlassen wollten oder nicht, und rief dann jeden einzelnen Fürsten und Gesandten in der Versammlung zu einer bestimmten Erwiederung auf. Obgleich einige den Einwurf machten, es sey nicht Herkommen, also zu antworten, versprach doch jeder Kurfürst 3000 Gulden, die Städte Köln, Straßburg, Ulm und Nürnberg zusammen 8000, Augsburg und Frankfurt 3200 Gulden. Das war die Hülfe, um ein Heer aufzubringen und auszurüsten, das den mächtigen König von Ungern aus Oesterreich jagen sollte. Indeß wurden doch nun einige Werbungen angestellt, und Friedrich ernannte seinen Schwiegersohn, den tapfern und kriegskundigen Herzog Albrecht von Sachsen, der ihm schon sonst wichtige Dienste geleistet, zum Feldhauptmann. Dieser konnte aber mit seinen unbedeutenden Streitkräften nichts ausrichten, und schloß mit des Kaisers Bewilligung noch in demselben Jahre einen Stillstand, wonach dem Könige von Ungern alle Eroberungen in Oesterreich bis zu völliger Entschädigung für sämmtliche Forderungen und Kriegskosten verbleiben sollten. Eine solche Entschädigung herbeizuschaffen, war aber für Friedrich eine unlösbare Aufgabe; zum Glück eröffnete ihm Matthias' Tod (zu Wien 5. April 1490) die Aussicht, auf bessere Weise wieder in den Besitz des Verlornen zu kommen.

Der Ruhm siegreicher Kriege und Eroberungen war nicht der einzige, in welchem Matthias Regierung glänzte. Er war Kenner, Freund und Beschützer der Wissenschaften, stiftete (oder erneuerte) 1465 zu Ofen eine Universität, und errichtete an demselben Orte mit außerordentlichen Kosten eine Bibliothek, die an Zahl und Seltenheit der Handschriften wenige oder keine ihres gleichen hatte. Denn er besoldete nicht nur viele Schreiber, unter andern vier zu Florenz, welche Griechische und Römische Classiker für ihn abschreiben mußten, sondern kaufte auch viele Handschriften aus den Ueberbleibseln der Bibliotheken in dem nun von den Türken verheerten Griechenland. Aus allen diesen Anstalten strahlt indeß mehr die Ruhmsucht eines geistvollen Fürsten, als wahre Sorge für das Wohl seines Staats hervor. Um dieses Bestreben redlich zu verfolgen, war Matthias zu selbstsüchtig. Wie so viele Fürsten jener Zeit, trachtete er vor allem Andern nach unumschränkter Herrschaft, regierte willkürlich und übermüthig, und vergeudete in prächtigen Hoffesten, was durch harten Steuerdruck zusammengebracht war.

Nach seinem Tode begann wieder eine Bewerbung verschiedener Fürsten um die Ungerische Krone, in welcher Wladislav von Böhmen,

der in dem frühern Vertrag (oben S. 187.) zum Nachfolger bestimmt war, den Sieg davon trug. Indeß eroberte der Römische König Maximilian Oesterreich wieder, und fiel in Ungern ein, um die Oesterreichischen durch viele Verträge begründeten Ansprüche auf dieses Reich geltend zu machen. Doch vertrug er sich bald (1491) mit Wladislav auf die Bedingung, daß er diesen als König von Ungern anerkannte, im Fall derselbe aber ohne männliche Erben stürbe, das Königreich ihm zufalle.

---

46. Veränderungen in Deutschland seit der Hohenstaufischen Zeit.

Zwei Jahre nachdem Oesterreich wieder gewonnen war, endete Kaiser Friedrich in hohem Alter. Ein Schaden am Fuße hatte die Abnahme desselben nöthig gemacht und die Operation ging glücklich von Statten; als er aber während der Heilung an einem Tage acht Melonen aß und Wasser darauf trank, befiel ihn die Ruhr, welche seinem Leben in kurzer Zeit ein Ende machte (19. August 1493). Kein Herrscher hat so lange über Deutschland regiert, keiner so widrige Schicksale erfahren. Dennoch überwand er seine Gegner, indem er sie überlebte. Die Erblande seines Hauses, von denen er im Beginn seiner Regierung nur einen Theil besaß, sah er am Ende derselben sämmtlich, wenn auch zerrüttet und verarmt, unter seinem Zepter vereinigt, und von den glänzenden Aussichten für die Macht seiner Nachkommen, welche ihm der Tod Karl's des Kühnen von Burgund eröffnet hatte, wird noch später die Rede seyn. Bei weitem nicht so günstig standen die Sachen des Reiches. In Italien war das kaiserliche Ansehn vollkommen erloschen, und Friedrich war der letzte Kaiser, der die Krone in Rom empfing. Für Deutschland hatte es ebenfalls nur noch einer so schlaffen, funfzig Jahre dauernden Regierung bedurft, um die Keime, welche gegen das Ende der Hohenstaufischen Zeit gesäet und unter den folgenden Habsburgischen und Luxemburgischen Herrschern emporgesproßt waren, zur völligen Entfaltung ihrer Früchte zu bringen. Dem Kaiser war kein Recht mehr übrig geblieben, als die Verleihung der Reichslehen und Regalien und die Berufung der Reichstage, welche immer häufiger wurden, je weniger man auf denselben zu Stande brachte. Man berathschlagte damals in drei abgesonderten Collegien, im kurfürstlichen, im fürstlichen (zu welchem auch alle Prälaten, Grafen und

Herren gehörten), und im reichsstädtischen. Nur durch Uebereinstimmung dieser drei Abtheilungen, welche man durch gegenseitige Unterhandlungen, die sogenannten Re- und Correlationen, zu bewerkstelligen suchte und durch die Bestätigung des Kaisers konnte ein gültiger Beschluß oder ein Reichsgesetz abgefaßt werden. Auch in der Kriegsverfassung waren bedeutende Veränderungen vorgegangen. Der Reichsdienst durch die Ritterschaft der Stände, wie er bisher geleistet worden war, zeigte sich als ungenügend, und besonders als das Feuergewehr in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts allmählig häufiger in Gebrauch kam, machte sich die Nothwendigkeit eines Fußvolks wieder fühlbar. Zwar stellten die Städte Contingente dieser Art, indeß doch nicht in hinreichender Menge, und nicht für entferntere Unternehmungen. So wurden denn zuerst im Hussitenkriege außer einer bestimmten Anzahl von Reitern auch Fußgänger von allen Ständen gefordert, nach einem Anschlage, welcher die Reichsmatrikel genannt wurde, die sich indeß weniger nach der Größe der Reichslehen als nach den Kräften jedes Standes richtete, dem es übrigens ganz überlassen war, wie er sein Fußvolk zusammenbringen wollte. Doch war auch durch diese neue Einrichtung für ein kräftiges Auftreten nach Außen nichts gewonnen, und das Kaiserreich, welches unter den Ottonen, den Fränkischen und Hohenstaufischen Herrschern so gewaltig in die Verhältnisse der Nachbarländer eingegriffen hatte, nimmt in dem vergangenen Zeitraum fast keinen Theil mehr an den Schicksalen der übrigen Staaten, wenn auch Heinrich VII. noch schöne Thaten ritterlicher Tapferkeit in Italien vollbrachte.

Im Innern beschäftigte man sich fortwährend mit der Herstellung des Landfriedens, wie dies im Laufe unserer Erzählung mehrfach berührt worden ist. Rudolf von Habsburg begann seine Regierung mit solchen Bemühungen, und auf den letzten Reichstagen Friedrich's III. wendeten die Städte, welche der Ordnung und Ruhe für Handel und Gewerbe mehr als andere bedurften, fortdauernd gegen die Türkenhülfe ein, daß erst Friede im Lande aufgerichtet seyn müsse, ehe sie mit ihrem reisigen Zeug nach Ungern eilen könnten. Im Grunde war der Landfriede zu jeder Zeit gesetzlich gewesen; er wurde aber seit dem Tode Friedrich's II. viel häufiger als sonst durch Rauben und Plündern, durch Fehden, die nicht angesagt, oder gegen solche geführt wurden, die sich zu Recht zu stehen erboten hatten, gestört und gebrochen. Demnach wurden in den periodisch erneuten Landfriedensgeboten die

früheren Bestimmungen über Bestrafung der Unruhestifter immer von Neuem wiederholt und eingeschärft, oder anderweitige Verordnungen der Art hinzugefügt, und die mit dem Gericht belehnten Fürsten und Stände bei eigener Verantwortlichkeit zu kräftigerem Einschreiten ermahnt. Indeß blieben diese Verordnungen meisten Theils fruchtlos, weil es noch zu tief im Charakter der Nation lag, lieber sich selbst mit Gefahr der Güter und des Lebens Recht zu schaffen, als die Entscheidung der Staatsgewalt in Privatstreitigkeiten anzurufen, und zum Zwange war die letztere fast überall zu schwach. Selbst der Kaiser konnte im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert einen mächtigen Stand nicht nöthigen, gegen einen geringeren, den er bedrückte, Recht zu nehmen, wenn er es nicht jedesmal auf den ungewissen Ausgang eines Krieges ankommen lassen wollte. Hieraus kann man sich eine Vorstellung von dem inneren Zustande des Reiches in jenen Zeiten machen. Es gab mit den Besitzungen der reichsfreien Ritterschaft über tausend Territorien, deren Leiter und Vorsteher das Fehderecht übten, und außer diesen nahm jeder einzelne Freie, jeder Lehns- und Dienstmann das Waffen- und Vergeltungsrecht, wenn auch nicht gegen den Lehnsherrn, in Anspruch. Der unglaublich weit getriebene Mißbrauch der Befehdung, indem fast Niemand mehr klagte, weil er gewiß war, daß sich der Angreifer nicht stellen würde, führte zu einer großen Verwilderung der Menschen in sittlicher Beziehung und zu einer Auflösung aller Verhältnisse und Schranken des Staats. Allmählig fanden sich indeß Mittel gegen dieses Unwesen. Es waren die Verbindungen der Städte und Ritter unter einander, welche für Friede und Ruhe in ihrer Mitte sorgten, und die auf Betreiben der Kaiser immer häufiger errichteten vertragsmäßigen Landfrieden. Bei der Schwäche der kaiserlichen und fürstlichen Gewalt vereinigten sich nämlich die Stände einer Landschaft oder einer Provinz des Reiches, nicht nur um jeden an einem Mitgliede des Bundes begangenen Friedensbruch ahnden zu wollen, sondern auch um innerhalb desselben keine rechtmäßige Fehde beginnen zu lassen; vielmehr verpflichteten sie sich, unter allen Umständen ihr Recht vor den ernannten Schiedsrichtern (Austrägen) des Bundes zu suchen. Auf diese höchst wichtige Einrichtung fußend, und dieselbe weiter ausdehnend, gelang es denn endlich dem Nachfolger Friedrich's, das Fehderecht im ganzen Reiche unbedingt aufzuheben.

Indeß vollendeten die Deutschen Fürsten in dieser Periode ihre Herrschaft über die ihnen untergebenen Territorien, so daß fast jede

Einmischung des Kaisers in ihre Regierung und Gerechtigkeitspflege verschwand, und die Schwierigkeit, gegen den Mächtigeren Schutz und Recht zu erhalten, nöthigte immer mehr Prälaten, Städte, Dynasten und Ritter, die den Fürsten früher nur zum Heerbann und zur Lehnsgerichtsbarkeit verpflichtet gewesen, in das Verhältniß ihrer Landsassen zu treten. Wie einst die Grafen in den verwirrten Zeiten nach dem Tode Karl's des Großen die freien Landbesitzer gezwungen hatten, ihre Güter fortan als Lehen zu tragen, so gingen jetzt wieder die Lehnsleute des Reiches durch die Anmaßungen der Fürsten diesen verloren. Sie unterwarfen sich den Territorialgerichten, und gaben die Reichsstandschaft auf. Am Hofe der Landesherren findet man von nun an zur Leitung aller inneren und äußeren Angelegenheiten Kanzler und andere Beamte; über größere Kreise wurden Landeshauptleute oder sogenannte Vizthume (Vicedomini) gesetzt, und ihnen zur Verwaltung der Steuern Rentmeister oder Amtsverwalter zugesellt. Aber es fehlte darum noch sehr viel, daß die Fürsten eine absolute Gewalt über ihre Unterthanen behauptet hätten. Aus dem Adel ihrer Territorien bildete sich ein landsässiger Herrenstand, der ihnen oft mit großer Kraft gegenübertrat, so daß sich die Verhältnisse des Reiches zum Kaiser in den einzelnen Gebieten zu wiederholen schienen. Eine bedeutende Verstärkung erhielt jener Herrenstand durch die Ministerialen der Fürsten (vgl. Th. IV. S. 305.), welche im Laufe der Zeit, je mehr sich der Ritterstand im Ganzen gegen die vormaligen freien Stadt- und Landbewohner gehoben hatte, den lehnspflichtigen Rittern, da sie derselben Waffenehre genossen, allmählig gleichgestellt wurden. Ihre Güter wurden erblich, sie wußten sich der strengeren und persönlichen Abhängigkeit vom Landesherrn zu entziehen leisteten nur noch gemessene Kriegsdienste, und verschmolzen auf diese Weise endlich ganz mit den Vasallen. Andrer Seits geriethen die Fürsten häufiger als sonst in Geldverlegenheiten. Die Kosten der Regierung und des Hoflebens mehrten sich durch die Rechtsgelehrten, welche bei der auch in Deutschland häufiger werdenden Anwendung der Römischen Jurisprudenz in den Gerichten angestellt werden mußten, durch die Vergrößerung der Heere, das aufkommende Söldnerwesen, und besonders durch die rohe ungeschlachte Pracht und Verschwendung, das wilde Saufen und Prassen, welche an den Hofhaltungen der Fürsten im funfzehnten Jahrhundert in der unbeschränktesten Weise herrschten. Anfangs besteuerte man, um sich zu helfen, die Bauern auf den fürstlichen Domänen höher als zuvor; als

dies nicht ausreichte, wandte man sich an die angesehensten Landsassen. Sie bewilligten dann auch gewöhnlich das Verlangte, um größeren Nothständen vorzubeugen, besonders wenn der Fürst in Krieg begriffen oder von anderen Gefahren bedrängt war, doch mußte dieser dabei gewöhnlich die bisherigen Rechte der Betheiligten bestätigen oder neue zugestehen. Als aber die Bedürfnisse trotz dem immer häufiger und dringender, die Unterhandlungen immer schwieriger wurden, sahen die Landesherren sich endlich genöthigt, die höhere Geistlichkeit, die Ritterschaft und die Städte ihres Territoriums insgesammt berufen zu lassen, um von denselben neue Steuern (sogenannte Beden) bewilligt zu erhalten, die von den beiden ersten Ständen auf ihre Hintersassen vertheilt wurden. Hierdurch erhielten jene allmählig nicht bloß das Privilegium der Steuerbewilligung, sondern meist auch die Beaufsichtigung der Verwendung der erhobenen Gelder, und das höchst wichtige Recht, über alle bedeutenderen Angelegenheiten, über Krieg und Frieden gefragt zu werden, da der Landesherr in den meisten Fällen ohne ihre Unterstützung wirklich nicht in der Lage war, einen längeren Kampf zu führen. Hie und da erlangten die Stände noch größere Befugnisse. Sie konnten regelmäßig zu Landtagen als selbständige Corporationen auch ohne Berufung des Fürsten zusammentreten, ja im Fall derselbe die hergebrachten Freiheiten übertrat und verletzte, waren sie auch zu gewaltsamen Widerstand berechtigt. Ganz ebenso wie in den Territorien der weltlichen Landesherren bildeten sich diese Verhältnisse in denen der geistlichen Fürsten Deutschland's aus, nur daß den Bischöfen statt der Prälaten ihr eigenes Capitel gegenüberstand, welches sie oft sehr bedeutend einschränkte. Die einsichtigeren Landesherren richteten nun auch ihr Augenmerk auf die Förderung des Wohlstandes und auf eine geordnete Verwaltung ihrer Staaten, in welchen Bestrebungen die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg allen übrigen vorangingen.

---

47. Ludwig XI.

Ludwig war acht und dreißig Jahr alt, als sein Vater starb. In Begleitung seines Beschützers, des Herzogs von Burgund, eilte er nach Paris, und hier war die vollständige Reform des Hofes sein erstes Geschäft. Alle Räthe des vorigen Königs wurden abgesetzt, weil sie

größten Theils früher gegen den Dauphin gewirkt hatten; an ihre Stelle kamen Leute aus niederen Ständen, welche dem neuen Herrscher Alles verdankten. Viele von Karl VII. Verwiesene wurden zurückgerufen, viele Verurtheilte begnadigt. Nachdem Ludwig so seinem persönlichen Haß gegen die, welche die Geschäfte unter der Regierung seines Vaters geleitet, freien Lauf gelassen hatte, nahm er dennoch ihre Zwecke wieder auf, und vollendete, trotz der großen und bedeutenden Hindernisse, welche er bei diesen Bestrebungen fand, mit der feinsten und treulosesten Staatskunst, mit kaltblütiger Tyrannei, die Verwandlung Frankreich's in eine fast völlig unbeschränkte Monarchie.

Das Hauptaugenmerk der Politik des Königs richtete sich auf die Herabdrückung des Adels und vornehmlich auf die Schwächung der beiden, allein übriggebliebenen großen Vasallen, der Herzoge von Burgund und Bretagne, deren Macht der Krone noch Gefahr zu drohen schien. Zunächst forderte er, dem Vertrag von Arras gemäß, um seine Hauptstadt zu sichern, die jedem Einfall von den Niederlanden her bloßgestellt war, von Herzog Philipp die Zurückstellung der Städte und Herrschaften an der Somme für vier hundert tausend goldene Thaler (vgl. S. 137.), und erreichte durch geschickte Unterhandlungen seinen Zweck vollkommen, trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten des Grafen von Charolais, des Sohnes Philipp's. Diese Nachgiebigkeit vermehrte die, zwischen dem Thronfolger und dem Herzoge von Burgund schon obwaltenden Zwistigkeiten, und Ludwig gedachte diesen günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um ungehindert gegen den Herzog von Bretagne auftreten zu können. Aber er rief durch sein Beginnen einen Widerstand von solchem Umfang und von so drohender Gestalt hervor, wie er kaum erwartet werden konnte. Eine Botschaft des Königs forderte Franz II. von Bretagne auf, sich von nun an nicht mehr von Gottes Gnaden zu nennen, weil er nicht souverainer Herr sey, sondern noch eines Andern Gnade bedürfe, keine goldenen Münzen schlagen zu lassen, keine außerordentlichen Steuern von seinen guten Unterthanen zu erheben, und von denselben nicht mehr den Treueid zu fordern, denn sie hingen unmittelbar von der Krone ab. Die letzten Forderungen waren ohne Grund und Recht, aber Ludwig baute auf die Schwäche und den Wankelmuth dieses Fürsten. Der Herzog bat um Bedenkzeit, weil er ohne seine Stände hierüber nichts entscheiden dürfe, suchte sich aber unterdeß mit den geringeren Vasallen des Königs in Verbindung zu setzen, die sich

in derselben Weise bedroht sahen, und nach dem Fall eines so mächtigen Lehnsträgers nichts mehr zu hoffen hatten. Noch größere Zuversicht flößte ihm der Beitritt des Grafen von Charolais ein, der sich inzwischen mit seinem Vater versöhnt hatte (1464). Dem König entging das Ungewitter nicht, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Er versammelte die Großen seines Reiches zu Tours, um über die Unterwerfung des Herzogs von Bretagne zu berathschlagen, und bemühte sich hier, durch Herablassung und Freundlichkeit, welche ihm ebenso wohl als Härte und Ernst zu Gebote standen, dieselben seiner Sache zu gewinnen. Aber vergebens. Der Adel war durch die willkürliche Gewalt, welche der König übte, durch Eingriffe aller Art in seine viel hundert jährigen Freiheiten und Privilegien auf das äußerste erbittert und war entschlossen, sich mit seiner ganzen Kraft gegen Ludwig zu wenden. An die Spitze der Verbindung trat der eigene Bruder des Königs, der junge Herzog von Berry; mit ihm vereint waren die Herzoge von Bretagne, von Burgund, von Bourbon, von Alençon, von Orleans, die Grafen von Angouleme, von Armagnac, von Eu, die Herren von Albret und viele andere. Sie erklärten, daß sie die Waffen gegen den König ergriffen, weil er sie nicht liebe, und ihnen seine Gunst entzogen habe, weil sie die Unordnungen im Lande nicht länger ertragen, und das Unglück der Bürger und Bauern nicht länger mit ansehen könnten; ihre Verbindung sey für das „gemeine Wohl" Frankreich's geschlossen. Ludwig's Lage war äußerst gefährlich; vor Allem war es nöthig, daß er sich der Städte versicherte, wenn er den Thron behaupten und nicht alle Mittel zum Widerstand aus der Hand geben wollte. Sein prunkloses Wesen, seine einfache Lebensart, mußten ihn von vorn herein den Bürgern mehr als dem Adel nähern, und ihm die Liebe des dritten Standes gewinnen; aber dieser günstige Eindruck war durch die Last der hohen Steuersätze mindestens aufgewogen. Durch geschickte Maßregeln gelang es dem Könige jedoch, einen großen Theil der südlichen Provinzen in Ruhe zu erhalten, und in allen Städten, welche er betrat, buhlte er von nun an um die Gunst der Bürger. Er versprach ihnen alle erdenklichen Freiheiten, ging des Abends in ihre Häuser, um mit ihnen zu essen, unterhielt sich zutraulich über ihre Bedürfnisse und Verhältnisse, und bekümmerte sich selbst um die Haushaltung. Indeß sammelte sich der Adel in Bourbonnais, Herzog Franz drang von Osten, Karl von Charolais von Westen in das Königreich. Ludwig marschirte zuerst gegen den Herzog von Bour-

von und unterwarf mit großer Schnelligkeit und unermüdlicher Thätigkeit einen großen Theil des Landes, sah sich aber zur Rückkehr genöthigt, weil die Burgunder während dieser Zeit bis nach Paris vorgedrungen waren (1465). Einen Angriff auf die Vorstadt St. Denys und das Thor St. Lazare hatten die Bürger kräftig abgeschlagen. Der König eilte seiner guten Stadt zu Hülfe, aber bei Montlheri (16. Juli) verlegte ihm der Graf von Charolais den Weg. Das Treffen blieb unentschieden, Karl schlief auf dem Schlachtfelde; aber Ludwig erreichte auf einem Umwege Paris. Danach vereinigten sich die Bretagner, die Heereshaufen der Barone und die Burgunder, welche überdies Verstärkungen erhielten, zu Etampes, worauf sie, wol funfzigtausend Mann stark, die Belagerung von Paris begannen. Während Ludwig auf einige Tage nach der Normandie gegangen war, um von dort Kriegsvolk herbeizuführen, eröffneten die Herren Unterhandlungen mit den Bürgern, welche ihnen die Stadt überliefert haben würden, wenn der König nicht zur rechten Zeit in höchster Eile wieder eingetroffen wäre (28. August). Ludwig war jetzt stark genug, um eine förmliche Berennung der Stadt zu verhindern; er ließ häufig Ausfälle machen, jedoch ohne sich auf eine Schlacht einzulassen, in der er jedenfalls den Kürzern gezogen hätte, und rechnete auf die Wirkungen des Mangels, der sich bei der großen Masse des feindlichen Heeres und bei der damals gewöhnlichen schlechten Versorgung bald einstellen mußte. Es kam ihm daher theils aus diesem Grunde darauf an, die Sache in die Länge zu ziehen, theils wollte er der Uneinigkeit, die bei so vielen Häuptern gewöhnlich früher oder später auszubrechen pflegt, Raum geben, um dann auch heimlich die Verbündeten unter sich zu trennen. Endlich wurde ein Stillstand geschlossen und Unterhandlungen eröffnet, die bei den Gegnern des Königs schnelleren Fortgang hatten, weil der Graf von Charolais nach der Heimkehr Verlangen trug, um die Lütticher, welche auf Ludwig's heimliches Betreiben eine Empörung gegen ihren Bischof erhoben hatten, und das Limburgische plünderten, zu züchtigen. Aber auch der König wurde zu größeren Zugeständnissen bewogen, je mehr sich trotz aller Herablassung und Freundlichkeit von seiner Seite die Unzufriedenheit der Pariser steigerte. So kam denn am 30. October zu Conflans ein Friede auf folgende Bedingungen zu Stande: der Herzog von Berry sollte die Normandie erblich erhalten und die Herzöge von Bretagne und von Alençon sollten ihre Besitzungen nicht als Lehen vom Könige tragen, sondern als Va-

fallen des neuen Herrschers der Normandie. Ueberdies sollte der Erstere in seinen Hoheitsrechten nicht gekränkt werden; ja der König mußte ihm noch einige Städte abtreten. Der Graf von Charolais erhielt die Städte an der Somme zurück. Alle übrigen Edelleute der Verbindung wurden mehr oder weniger mit Gütern und Ehrenstellen bedacht. Um aber seinen neu erworbenen Einfluß zu befestigen, erlangte der Adel auch das wichtige Zugeständniß vom Könige, daß bis zum 15. December desselben Jahres zwölf Prälaten, zwölf Barone und zwölf Männer aus dem Rathe des Königs zusammentreten sollten, um über die Abstellung der Mißbräuche in der Regierung des Reiches Beschlüsse zu fassen und Anordnungen zu treffen, denen sich Ludwig unbedingt zu unterwerfen versprach.

Mit so ausgedehnten Bewilligungen mußte der König den Frieden erkaufen, der die Aristokratie und das feudale Wesen in Frankreich wiederherzustellen schien. Aber Ludwig war entschlossen, seine Gewalt nicht aufzugeben; er hatte die Vereinigten beschwichtigen wollen, um sie zu trennen und einzeln zu überwältigen. Außerdem war er zur Einsicht gekommen, daß er mehrere Fehler begangen habe, indem er zu streng und durchgreifend aufgetreten sey, und sich alle Anhänger und Diener der vorigen Regierung entfremdet habe. Er beschloß, die geschicktesten wieder an den Hof zu ziehen, sich besser zu rüsten, und von den Bedingungen des Friedens so wenig als möglich zu halten. Andrer Seits hatten auch die Herren vom Adel dem Volke gezeigt, daß, obschon ihre Vereinigung die Herstellung des Gemeinwohls zum Vorwand nahm, doch nichts weiter gemeint sey als ihre Macht und ihr Ansehn. Die Krieger der Verbündeten hatten weit und breit im Lande geplündert, während Ludwig bei seinen Märschen überall eine strenge Manns-zucht aufrecht erhalten hatte. Die Commission zur Reform des Staates ließ der König gar nicht zusammentreten, und schon im nächsten Jahre benutzte er einen Zwist der Herzoge von Berry und Bretagne, um dem Erstern die Normandie wieder zu entreißen. Auch von den Uebrigen wußte er einen nach dem andern, besonders die Herzoge von Bourbon und Nemours und den Grafen von Armagnac, den Enkel des uns bekannten Connetable dieses Namens, zu gewinnen. Die kleineren Edelleute mußten sich der Gewalt fügen, und wurden einzeln überfallen, zum Theil auf das grausamste behandelt, viele mit dem Tode bestraft. Nur bei dem stolzen Karl von Burgund waren alle politischen Künste Ludwig's fruchtlos. Vergebens versprach er ihm Beistand

gegen die Lütticher, wenn er sich von dem Herzog von Bretagne lossage; Karl erklärte sich vielmehr noch feindseliger, als der Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund machte (15. Juni 1467), obwohl er eigentlich schon in den letzten beiden Jahren, bei zunehmender Schwäche Philipp's an Körper und Geist, fast alle Geschäfte geleitet hatte. Schon zweimal (1465, 1466) waren die Zwistigkeiten mit den Bürgern von Lüttich beigelegt worden, und im letzten Jahr hatte Karl deren Verbündete, die Bewohner von Dinant, durch Plünderung und Zerstörung ihrer Stadt schwer genug gezüchtigt. Dennoch erneute das unruhige Volk auf Ludwig's Betreiben jetzt von Neuem die Feindseligkeiten. Ludwig dachte sie nämlich arglistiger Weise dem Herzoge zu überlassen, um diesen dadurch wieder zur Aufopferung des Herzogs von Bretagne, den er selbst angreifen wollte, zu bewegen. Er schickte deshalb Gesandtschaften über Gesandtschaften, aber Karl's letztes Wort war, als er in Brüssel zu Pferde stieg, um sich an die Spitze der gegen Lüttich bestimmten Armee zu setzen: „Ich ersuche den König, nichts gegen Bretagne zu unternehmen;" worauf der Gesandte versetzte: „Gnädiger Herr, man hat Ihnen die Wahl gelassen, und wenn Sie unsere Freunde (die Lütticher) angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen." — „Gut," rief der Herzog, „die Lütticher sind beisammen, und ich erwarte ein Treffen, ehe drei Tage vergehen. Verliere ich es, so glaube ich freilich, Ihr werdet nach Euerm Belieben handeln; gewinne ich aber, so sollt Ihr wol die Bretagne in Frieden lassen." Karl's Schnelligkeit vereitelte auch den nunmehr vom Könige gefaßten Plan, den Lüttichern Hülfstruppen zu senden. Die Burgunder schlossen St. Trond ein, welches von dreitausend Bürgern von Lüttich besetzt war. Gegen dreißigtausend eilten den Belagerten zu Hülfe, aber bei Brusthem erlitten sie eine völlige Niederlage (27. October 1467); neuntausend blieben auf dem Platze. Der Sieger hielt einen stolzen Einzug in Lüttich, das sich nicht zu vertheidigen wagte, in voller Rüstung mit gezücktem Schwert, durch eine Oeffnung, welche in die Mauer gebrochen war. Alle Hausbesitzer standen unbedeckten Hauptes, mit Fackeln in den Händen, vor den Thüren. Sie mußten eine Brandschatzung von hundert und zwanzig tausend Gulden bezahlen, die Thürme und Wälle wurden niedergeworfen, die Fahnen, Geschütze und Waffen weggeführt, und fast alle Privilegien der Stadt vernichtet.

48. Ludwig XI. und Karl der Kühne.
(1468—1475.)

Wir haben gesehen, wie die Burgundischen Herzoge der jüngern Capetingischen Linie durch Glück und geschickte Benutzung der Umstände ein Ländergebiet zusammengebracht hatten, welches im Süden das Herzogthum Burgund und die gleichnamige Grafschaft, im Norden alle Provinzen von Luxemburg bis zum Meere hin umfaßte. Philipp der Gute hatte es verstanden, die unruhigen Flanderer und Brabanter, die Parteien in Holland, durch Achtung vor ihren Rechten und Freiheiten zu gewinnen. Die trefflichen Staatskräfte dieser Länder wurden durch ein geordnetes Finanzwesen erhöht; in den Niederlanden blühten, neben reichem Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts zu einer herrlichen Blüthe empor, und der Burgundische Hof, der meist in Arras seinen Sitz hatte, war an Glanz und Pracht des Aufwandes und der Bewirthung, an geselliger Bildung, an Ceremonie und Etiquette der erste in Europa, und diente anderen Fürsten mehr oder weniger zum Vorbild. Hieher zogen sich die Reste des Feudalismus zurück, welche durch das Bestreben der Französischen Könige nach concentrirter Staatsgewalt aus dem benachbarten Reiche vertrieben wurden, hier fand das spätere Ritterthum seinen Mittelpunkt. Aber es war dieses in den Zeiten, welche der Periode der Kreuzzüge folgten, wie alle anderen Gestaltungen des Mittelalters, herabgekommen und entartet, um neuen Erscheinungen Platz zu machen. Wie aus dem Lehnsverhältniß Liebe und Treue entwichen waren, so waren auch in dem eng damit verbundenen Ritterwesen Frömmigkeit, Ehre und Achtung der Frauen zu bloßen Formen des Umganges und des Anstandes geworden, während daneben die weiter gebildete Reflexion, das an sinnlichen Genüssen bereicherte Leben, die diese innere Aushöhlung bewerkstelligt hatten, ungescheut ihre Zwecke verfolgten. Der christliche Sinn aber war so sehr aus den Gemüthern verschwunden, daß man sich an die Sterne wandte, um die Zukunft zu erforschen, und andrer Seits auf der Erde durch Zauberei und Liebestränke die Herzen nach Wohlgefallen zu lenken gedachte *).

Unter den Fürsten der damaligen Zeit gab es keinen größern Gegensatz der Sitten und des Charakters als zwischen Ludwig von Frank-

*) Leo Lehrbuch der Universalgeschichte Th. II. S. 417.

reich und Karl von Burgund, die sich auch bereits auf dem Schlachtfelde bekämpft hatten. Der Letztere, welcher seiner ungestümen Tapferkeit wegen den Beinamen des Kühnen erhalten hat, war elf Jahre jünger als Ludwig; heftig, zufahrend, ohne Maß und Selbstbeherrschung. Von Jugend auf hatte ihn das Glück, welches den Burgundischen Namen begleitete, verwöhnt, und die Kenntniß der großen Eroberer der alten Welt, aus deren Geschichten er sich täglich vorlesen ließ, hatte die brennendste Ruhmbegierde in seinem Herzen entzündet. Nichts als Eroberungspläne im Auge, beschäftigte er sich mit dem inneren Zustand seiner Länder nur in der Absicht, Soldaten und Geld aus denselben zu erhalten. Seine Regierungsweise war tyrannisch, sein Verfahren roh und gewaltsam, seine Rechtssprüche grausam. Seine Umgebungen behandelte er mit übermüthigem Stolz und hochfahrender Brutalität. Er selbst war in Genüssen mäßig, aber er hielt es für fürstlich, den höchsten Glanz und den ungemessensten Ueberfluß um sich her zu verbreiten. Wie andere Herrscher jener Zeit bildete er allmälig zum Kern größerer Kriegsheere über zwanzigtausend Mann stehender Schaaren heran, dreihundert Stück Geschütz und zweitausend Wagen mit Vorräthen folgten ihm ins Feld. Alle Gebiete von der Nordsee bis zu den Alpen, ja bis zum Mittelmeer, sollten zu einem großen Königreich vereinigt, das östliche Europa sollte von den Türken befreit werden. Sieg und Ehre durch ritterliches Kämpfen zu erlangen, war sein einziges Streben, auf das Größte und Höchste war sein Blick gerichtet. Während sich Karl auf diese Weise weitaussehenden und phantastischen Plänen hingab, behielt Ludwig nur das Zweckmäßige im Auge. Den Werth des Geldes kannte er zu gut, um Verschwender zu seyn, seine Hofhaltung bestand aus wenigen Dienern, seine Kleidung war einfach, ja ärmlich und schmutzig. Nicht in den Waffen suchte er seinen Ruhm, sondern in geschickter Führung von Unterhandlungen, Intriguen und Ränke waren ihm stets willkommner als offener Kampf. Wenn dem Herzoge von Burgund bei allem Muthe und aller Fähigkeit zu Anstrengungen jene ruhige Besonnenheit und jene innere Stätigkeit fehlten, welche große Unternehmungen bei unerwarteten Hindernissen allein glücklich zu Ende zu führen vermögen, so gelangte Ludwig dagegen durch die kälteste und schärfste Ueberlegung, durch eine künstliche Hinterlist, eine studirte Treulosigkeit, wie diese sich unter den Kämpfen der Italienischen Dynasten ausgebildet hatten, langsam aber sicher zu seinem Ziel. Auf tausend Umwegen weiß er es zu erreichen; was sich ihm auch in den Weg stel-

len, welcher Unfall ihn auch treffen mag: Alles wird durch Schlauheit und List beseitigt.

Ohne den Angriff Ludwig's abzuwarten, brach der Herzog von Bretagne vereint mit dem Herzoge von Berry in die Normandie, um diese Provinz wieder zu erobern (1467). Ludwig war indeß wohl gerüstet, und zwang seine beiden Gegner zu einem Waffenstillstande, während dessen für den Herzog von Berry eine Ausstattung zur Entschädigung für die verlorne Normandie bestimmt werden sollte. Zu diesem Endzweck versammelte der König im folgenden Jahre die Stände des Reiches zu Tours und wußte dieselben so für sich zu gewinnen, daß sie erklärten, dem Herzog dürfe nur ein jährliches Gehalt ausgesetzt, keineswegs aber wieder eine Provinz übergeben werden. Ludwig beschloß hierauf, seinen Vortheil weiter zu verfolgen. Kaum war die Zeit des Stillstandes abgelaufen, als zwei königliche Heere, von der Normandie und von Anjou her, in die Grenzen der Bretagne einbrachen (1468) und so reißende Fortschritte machten, daß der Herzog sich entschließen mußte, einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er jede Verbindung mit Karl von Berry und Karl von Burgund aufzugeben versprach. Alles war so schnell von Statten gegangen, daß die Unternehmung geendigt war, ehe Karl der Kühne, der in diesem Jahre die Hände frei hatte und seinem Bundesgenossen zu Hülfe eilen wollte, seine Kriegsleute bei Peronne, auf der Grenze von Artois, hatte versammeln können. Ein Krieg mit diesem auf's höchste erbitterten Fürsten schien unvermeidlich, und Ludwig hatte, so glaubte man allgemein, diesen Kampf nicht zu scheuen. Seine besten Truppen, die Ordonnanzcompagnieen und die freien Schützen, waren in bedeutender Anzahl unter erfahrenen Hauptleuten längs den Burgundischen Gebieten aufgestellt, und die Abtheilungen, welche gegen die Bretagne gebraucht worden waren, befanden sich in eiligem Anmarsch zu ihrer Verstärkung. Alle waren von Muth und Ungeduld beseelt. Dennoch empfand Ludwig keine Lust, seinen Thron auf die Entscheidung der Schlachten zu wagen, vornehmlich weil er befürchten mußte, daß ein Einbruch der Burgunder den größten Theil der Französischen Edelleute, die in Karl dem Kühnen den Vertreter und Verfechter ihrer gemeinsamen Interessen, den treuen Verbündeten des Herzogs von Bretagne sahen, sofort wieder gegen ihn unter die Waffen rufen würde. Deshalb sandte er in der Stille den Lüttichern Geld und munterte sie auf, die erlittene Schmach, sobald sich Gelegenheit zeige, wieder an dem Herzoge zu rächen, und eröffnete

mit diesem selbst neue Unterhandlungen. Vergebens wurden ihm große Summen angeboten, wenn er vom Kriege abstehen wolle. Endlich entschloß sich Ludwig, seinen Gegner persönlich zu besuchen, um hiedurch eine Ausgleichung zu bewerkstelligen. Er glaubte, daß seine Diener überall, wo er nicht selbst gegenwärtig sey, nicht treu und eifrig genug handelten, und hatte überdies eine große Vorstellung von der Gewalt, welche sein Geist und seine Rede auf Andere übten, wie er denn auch wirklich einen solchen Einfluß durch angemessenes Benehmen, scharfsinnige Einwürfe und Antworten und gewandte Auffassung der ihm gegenüberstehenden Charaktere äußerte. Bei Karl's bekannter Sinnesart schien er keine Befürchtungen für Freiheit oder Leben hegen zu dürfen; eine schriftliche Versicherung des Herzogs in diesem Sinne überhob ihn vollends aller Bedenklichkeiten, und die Vorstellungen seiner Räthe wurden nicht weiter beachtet. So traf er denn in den ersten Tagen des Octobers, nur von achtzig Schützen und sechszig Gensdarmen begleitet, um dem Herzog einen Beweis seines vollkommensten Vertrauens zu geben, zu Peronne ein. Karl eilte ihm entgegen, sie bewillkommten und umarmten sich und ritten, freundlich mit einander sprechend, in die Stadt. Die Straßen waren mit Burgundischen Truppen angefüllt, überall begegnete der König Edelleuten und Anführern, die früher von ihm beleidigt oder vertrieben worden waren. Zu seiner persönlichen Sicherheit verlangte er daher das Schloß von Peronne zu bewohnen, welches der Herzog ohne Anstand bewilligte. Am folgenden Morgen begannen die Unterhandlungen in wenig versprechender Weise, als schon Tags darauf die Nachricht einlief, daß Lüttich in vollem Aufstande und der Bischof vertrieben sey. Schon wären die Empörer gegen Tongern gezogen, hätten diese Stadt überfallen und mehrere Domherren in Gegenwart ihres Bischofs niedergemacht; unter ihnen habe man aufregende und Beifall spendende Französische Boten gesehen. Karl ließ sofort die Thore sperren er rasete vor Wuth, und Ludwig zitterte vor dem Abgrunde, an den ihn seine treulose Staatskunst und der unwillkommene Eifer seiner Bundesgenossen geführt. Indeß gelang es ihm, einige Räthe des Herzogs zu bestechen. Als dieser sich einigermaßen besänftigt hatte, wurde zuerst der Beschluß gefaßt, den König von Frankreich gefangen zu halten und seinen Bruder Karl von Berry auf den Thron zu erheben. Danach wurde aber dem Herzoge dringend vorgestellt, daß er durch den Bruch des freien Geleites seinem Hause einen ewigen Schandfleck zuziehen würde, er möge den günstigen Augenblick

lieber benutzen, dem Könige eine Reihe vortheilhafter Bewilligungen abzuzwingen und ihn dann entlassen. Mit vieler Mühe ließ sich der Herzog endlich bewegen, zu einem solchen Vertrage seine Zustimmung zu geben. Er wurde auf der Grundlage des Friedens von Conflans entworfen, weitere Bestimmungen betrafen die völlige Souverainetät des Herzogs in allen bisher von Frankreich abhängigen Lehnsherrschaften, und die Einräumung von Champagne und Brie an den Herzog von Berry, wodurch dieser für den Verlust der Normandie entschädigt werden sollte. Ludwig, in Todesangst, bewilligte und unterzeichnete Alles, was ihm vorgelegt ward, und beschwor den Frieden in Gegenwart des Herzogs. Um ihn noch mehr zu demüthigen, nöthigte ihn Karl, mit gegen Lüttich zu ziehen und der Züchtigung dieser Stadt beizuwohnen. Die verzweifelten Bürger, ohne hinreichende Waffen und ohne Geschütz, vertheidigten sich hinter ihren eilfertig und schlecht hergestellten Wällen von Schutt mit Löwenmuth und machten mehrere Ausfälle, die dem Herzog viele Leute kosteten. Bei dem ersten riefen sie, im Vertrauen auf ihren heimlichen Bundesgenossen: Es lebe Frankreich; aber Ludwig sprengte ihnen selbst mit dem Feldgeschrei: es lebe Burgund, entgegen. Als der Kern ihrer Streiter geblieben war, flüchteten die Weiber, Kinder und Greise allmählig aus der Stadt in die Ardennen. Am 30. October drangen die Burgunder ohne Widerstand über die Wälle, denn die zurückgebliebenen Einwohner hatten fast alle, von der Unmöglichkeit längeren Widerstandes überzeugt, in den Kirchen Schutz gesucht. Diese wurden verschont, die übrigen getödtet und in die Maas geworfen. Nachdem die Häuser ausgeplündert waren, ließ Karl die Stadt bis auf die Kirchen und Klöster niederbrennen.

Kaum sah sich Ludwig in Freiheit, so dachte er schon darauf, sich von den zu Peronne eingegangenen Verbindlichkeiten wieder los zu machen. Vor Allem war es ihm beschwerlich, dem Herzoge von Berry Champagne und Brie einzuräumen, da beide Provinzen an die Burgundischen Staaten grenzten und mithin die engste Verbindung ihrer Herrscher zu erwarten war. Er bot seinem Bruder Guienne an, obgleich dieses Land größer und reicher als die anderen Gebiete war, und dieser ließ sich endlich auch zur Annahme des Vorschlags bewegen. Um ihn immer mehr von Burgund abzuziehen, wurde eine Zusammenkunft beider Brüder auf einer Schiffbrücke über die Sevre, in der Nähe des Schlosses Charon, verabredet. Auf der Mitte der Brücke wurde eine hohe Wand von Balken gebaut und nur mit einer

kleinen Oeffnung versehen, welche indeß auch mit zwölf eisernen Stangen dicht vergittert war. Karl und Ludwig kamen von den verschiedenen Ufern, jeder nur mit zwölf Begleitern, welche ihre Schwerter und Dolche vorher hatten ablegen müssen. Doch erwachte in Berry's Seele bald wieder ein brüderliches Zutrauen; es wurde dem Könige leicht, ihn ganz für sich zu gewinnen, und schneller, als er es erwarten konnte, war die größte Einigkeit unter ihnen hergestellt (1469).

Nach der Aussöhnung mit dem Herzoge von Berry wurden auch der Graf von Armagnac und der Herzog von Nemours, die neue Unruhen erregten, gedemüthigt, und Ludwig, im Innern völlig gesichert, begann nun die Bestimmungen des Friedens von Peronne auch gegen Burgund zu brechen. Er nahm Appellationen Burgundischer Unterthanen an das Pariser Parlament an und sandte Botschaft nach Flandern, um die Angeklagten vorzuladen, ungeachtet er auf diese Befugniß in dem Vertrag von Peronne feierlich Verzicht gethan hatte. Noch weiter ging der König, als er mehrere Besitzungen des Herzogs auf der Grenze unter dem Vorwande, daß ihm dieser dafür noch nicht gehuldigt habe, in Beschlag nehmen ließ. Karl ergrimmte, und befahl die Staatsboten ins Gefängniß zu werfen. Nun berief Ludwig eine Versammlung der Notabeln*) nach Tours (Nov. 1470), und klagte den Herzog öffentlich des Friedensbruches an. Karl habe seine Räthe gefangen genommen, die schuldigen Huldigungen verweigert, vom Könige von England den Hosenbandorden empfangen, und die Unterthanen in den neuerworbenen Städten in ihrem Eide zum Dienste gegen Jedermann, also den König nicht ausgenommen, verpflichtet. Die Versammlung erklärte hierauf den Herzog des Majestätsverbrechens schuldig, und stimmte einmüthig dahin, daß er, als ein königlicher Vasall, vor das Pariser Parlament zur Rechenschaft zu laden sey. Die Vorladung ward sogleich nach Gent durch einen Gerichtsboten abgefertigt, den Karl in seiner auffahrenden Heftigkeit in Ketten legen, nach einigen Tagen aber wieder fortziehen ließ. Darauf überfielen Ludwig's längst bereitstehende Truppen St. Quentin, Roye, Montdidier und Amiens, die nur durch schwache Besatzungen geschützt waren (Jan. 1471). Karl war durchaus ohne Vorbereitung, und konnte erst

*) D. h. angesehener Männer, die der König selbst dazu auswählte. Daß es keine Versammlung der Reichsstände (États généraux) war, zeigt Garnier, Hist. de France, T. XVII. p. 421.

im folgenden Monat gegen die Somme vorrücken. Um den Uebergang über diesen Fluß zu erzwingen, nahm er Pecquigny und wendete sich dann gegen Amiens. Die Stadt war mit Vorräthen, Mannschaft und Geschütz im Ueberfluß versehen, so daß sich die Belagerung sehr in die Länge zog; zu einer Schlacht war Ludwig in keiner Weise zu bewegen, und aus der Bourgogne liefen die traurigsten Nachrichten von den Verwüstungen ein, welche durch den Einbruch Französischer Truppen in die dortigen Länder verursacht würden. So wurde im April ein Waffenstillstand auf drei Monate geschlossen, durch welchen der König im Besitz seiner Eroberungen blieb. Karl benutzte diesen, um den Herzog von Guienne wieder an sich zu ziehen; er stand im Begriff, ihm seine Tochter zur Ehe zu geben, um ihn dadurch auf immer an sich zu fesseln, als dieser schwache und wankelmüthige Fürst (28. Mai 1472) eines plötzlichen Todes starb, wie man allgemein glaubte, durch einen Benedictiner vergiftet, und wie Viele hinzufügten, auf Veranstaltung des Königs. Ja, Karl der Kühne brach rachedurstig noch vor Ablauf des Waffenstillstandes über die Grenze, eroberte Nesle und ließ ein schreckliches Blutbad unter der Besatzung anrichten. Eine Proclamation klagte den König des Brudermords öffentlich an und erwähnte zur Bekräftigung, daß dem Herzog von Burgund selbst auf Ludwig's Anstiften mehrmals nach dem Leben getrachtet worden sey. Erst achtzehn Monate später antwortete Ludwig auf diese furchtbare Anklage dadurch, daß er Commissarien zur gerichtlichen Untersuchung des Mordes ernannte. Aber noch ehe diese beendet war, wurde der Benedictiner im Kerker plötzlich todt gefunden; ein Mitschuldiger desselben verschwand auf eine räthselhafte Weise; die Acten des Processes sind nie zum Vorschein gekommen. Diese Umstände werfen allerdings einen starken Verdacht auf Ludwig, der auch sonst Vergiftungen nicht scheute, um sich eines Widersachers ohne Geräusch zu entledigen; aber für die unparteiische Geschichte ist Alles zusammengenommen doch nicht hinreichend, ihn geradezu des Brudermordes zu zeihen. Guienne wurde als eröffnetes Kronland eingezogen. Inzwischen nöthigte die Grausamkeit, mit welcher die Burgunder das Land verheerten und die Bewohner niedermetzelten, die Bürger und die Besatzung von Beauvais zum hartnäckigsten Widerstand. Karl mußte die Belagerung aufheben und drang weiter in die Normandie bis nach Rouen vor, um sich mit dem Herzoge von Bretagne, der auf seinen Antrieb von Neuem die Waffen gegen den König ergriffen hatte, zu vereinigen. Dieser aber er-

schien nicht, weil er durch einen Einfall des Königs in seinen eigenen Besitzungen beschäftigt war, vielmehr fand Karl zahlreiche Französische Streitkräfte am linken Ufer der Seine versammelt. Diese Umstände, so wie Mangel an Lebensmitteln in dem verwüsteten Lande und ein Einfall der Franzosen in Artois zwangen ihn zur Umkehr. Auf diesem Rückzuge wurden seine ermüdeten Truppen durch den Grafen Dammartin, den muthigen und geschickten Feldherrn Ludwig's, durch fortwährende kleine Angriffe und Gefechte bedeutend geschwächt, indeß der König selbst in der Bretagne bis nach Nantes hin glücklich vordrang. So wurde denn wieder ein Waffenstillstand geschlossen. Während der Dauer desselben vernichtete Ludwig die hartnäckigen Vasallen im Süden Frankreich's, welche sich im letzten Kriege wieder geregt hatten. Den Herzog von Alençon, der sich in alle Verbindungen gegen ihn eingelassen hatte, ließ er überfallen, festnehmen und nach Paris bringen, wo er zwei Jahre nachher im Louvre verschmachtet ist. Dem Grafen von Armagnac, der sich in seiner festen Stadt Lectoure wohl verwahrt hatte, war so leicht nicht beizukommen. Ludwig mußte ein Belagerungscorps gegen ihn senden; aber der Graf vertheidigte sich tapfer, bis der Anführer der königlichen Truppen, der Cardinal Goffredi, ihm sichres Geleit zum Könige, um sich zu rechtfertigen, und völlige Vergessenheit des Geschehenen für alle seine Anhänger zugestand. Dieser Vertrag wurde auf das Sacrament beschworen, aber kaum hat Armagnac die königlichen Truppen eingelassen, so wird er niedergestoßen, die Stadt geplündert und der Erde gleich gemacht, und seine schwangere Gemahlin gezwungen, einen Trank zu verschlucken, der das Kind im Mutterleibe tödten sollte, an dem sie aber selbst nach zwei Tagen den Geist aufgab (1473).

Ungeachtet begünstigender Verhältnisse, kriegerischer Einsicht und wohlgeübter Truppen hatte der Herzog von Burgund bisher nichts gegen den König ausrichten können, dessen verschlagene Treulosigkeit auch die augenblicklich abgezwungenen Zugeständnisse jedesmal wieder zu vereiteln wußte, und dessen gewaltsame Maßregeln seine Vasallen trotz aller Unterstützung Burgund's immer mehr unter die Gewalt der Krone brachten. Nachdem der Krieg zweimal vergebens erneut worden war, beschloß der Herzog planmäßiger und überlegter zu verfahren, den Angriff mit aller Macht zu unternehmen und so lange fortzusetzen, bis sein Gegner aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben sey. Durch ein Bündniß mit König Eduard IV. von England, der die verlorenen

Besitzungen seiner Vorfahren in Frankreich wieder zu erobern hoffte, wuchs seine Zuversicht in dem Grade, daß er die Entthronung Ludwig's für gewiß ansah. Eduard sollte an dessen Stelle zum König des Nachbarreiches erhoben werden; für sich selber gedachte Karl die an seine Staaten grenzenden Provinzen zu erwerben. Leicht wurden der Herzog von Bretagne und der Graf Ludwig von St. Pol, Connetable von Frankreich, der schon längst eine zweideutige Rolle spielte, und erst kürzlich vom Könige zur Befestigung seiner Treue die Stadt St. Quentin erhalten hatte, für diese Entwürfe gewonnen (1474). Karl's Heer war schnell versammelt, aber Eduard forderte die Verschiebung des Krieges bis in's nächste Jahr, um für ein so wichtiges Unternehmen die erforderlichen Rüstungen machen zu können. Dieser Umstand verursachte das vollständige Mißlingen des ganzen Planes, indem der Herzog die Zwischenzeit und sein Kriegsvolk zur Ausführung anderweitiger Entwürfe und Heldenthaten zu benutzen gedachte, und jene bereits in der Deutschen Geschichte dargestellte Belagerung von Neuß unternahm, welche bis in den Juni des nächsten Jahres fortdauerte, und seine Armee vollständig ruinirte. Während ihn Ungeduld und Leidenschaft vor den mannhaft vertheidigten Wällen verzehrten, brachte Ludwig die Schweizer und den Herzog Renatus von Lothringen gegen Burgund unter die Waffen, welche Karl's Truppen schlugen (vergl. Abschnitt 49.), und danach dessen südliche Besitzungen ungehindert unterwarfen. Der König selbst ließ im folgenden Jahre seine Heerestheile in Artois und in der Picardie, so wie in der Bourgogne über die Grenzen vorrücken. Auf beiden Punkten begünstigte ihn das Glück, im Norden kamen die Franzosen bis unter die Mauern von Arras. Am 5. Juli 1475 landete Eduard zu Calais mit einer schönen und zahlreichen Armee. Er hatte erwartet, den Herzog von Burgund im Felde, den König von Frankreich geschwächt, und reichliche Magazine für seine Truppen zu finden. Nichts von alle dem war der Fall. Endlich erschien Karl der Kühne, nachdem er sich acht Tage hatte erwarten lassen, aber allein und ohne Heer, zu Eduard's größtem Mißvergnügen. Man zog auf St. Quentin, wo man vom Connetable mit offenen Armen empfangen zu werden gedachte, doch dieser schloß jetzt treulos seine Thore und ließ auf die Englischen Krieger feuern. Alles dies verbunden mit den drohenden Streitkräften, welche Ludwig zusammengebracht hatte, bewogen den König von England, Ludwig's Anerbieten zu einem Vergleiche nicht auszuschlagen, und

Geschenke an Eduard's Günstlinge, die jener nicht sparte, beschleunigten den Abschluß desselben. Ludwig, der das Geld gering achtete, sobald höhere Vortheile dadurch zu erreichen waren, bezahlte dem Könige von England für die Zurückführung seines Heeres auf der Stelle fünf und siebenzigtausend goldene Thaler, und versprach ihm außerdem ein Jahrgeld von fünftausend Thalern. Um einem ähnlichen Unternehmen von Seiten England's für die Zukunft vorzubeugen, ließ er auch mehreren Räthen und Günstlingen Eduard's alljährlich große Summen einhändigen. Nach der Annahme des Vertrages ward eine Zusammenkunft beider Fürsten verabredet. Zu Pecquigny wurde eine Brücke über die Somme geschlagen, und mit der gewöhnlichen Scheidewand versehen. Man näherte sich von beiden Seiten dem Gitter, die Bestimmungen des Friedens wurden verlesen und beschworen, die Könige umarmten einander durch die engen Zwischenräume, und wetteiferten in Freundschaftsversicherungen. Ein Augenzeuge dieses Auftritts, der Geschichtschreiber Commines, erzählt, daß an der einen Seite der Somme, von welcher der König von England an die Brücke gelangte, ein Sumpf gewesen sey, über welchen ein gemachter Weg geführt habe, und fügt dann die, Gesinnungen und Denkweise jener Zeit sehr bezeichnenden, Worte hinzu: „Wenn man hier nicht ehrlich zu Werke gegangen wäre, so wäre dies ein gefährlicher Weg gewesen. Die Engländer aber bemerkten dies nicht einmal, und auch daraus sah ich, daß sie lange nicht so fein als wir sind."

Noch in demselben Jahre schloß auch Herzog Karl, der sich schon während der Anwesenheit Eduard's in andere weitaussehende Entwürfe gegen Lothringen und die Schweiz verwickelt hatte, und Frankreich, wo alle seine Versuche scheiterten, immer mehr aus den Augen verlor, einen neunjährigen Waffenstillstand mit dem Könige (15. September 1475) und gab ihm den Connetable Preis, der das Opfer seiner eignen, überfeinen, zweideutigen und treulosen Staatskunst wurde. Als einer der angesehensten Französischen Vasallen theilte er mit den übrigen das Bestreben, Ludwig's Plänen entgegen zu wirken, da er aber an Karl's Grenzen Besitzungen hatte, fürchtete er diesen nicht minder, und glaubte seinen Vortheil am besten zu wahren, wenn er beide im Gleichgewicht zu halten suchte. Geübt in Ränken und Künsten der Schlauheit, gelang es ihm auch eine Zeitlang, diese schwierige Rolle durchzuführen, und die Fürsten in Furcht zu erhalten, zuletzt aber konnte es nicht fehlen, daß er beiden gleichmäßig verdächtig und ver-

haßt ward. Darum gab der Herzog dem Ansuchen des Königs leicht Gehör, der ihm in einem Artikel des erwähnten Waffenstillstandes die großen und reichen Besitzungen des Connetable, selbst St. Quentin mit eingeschlossen, versprach, wenn er diesen Verräther nicht unterstützen wollte. Der Graf von St. Pol stand nämlich damals noch auf der Burgundischen Seite, obgleich er seine Stadt den Engländern nicht geöffnet hatte, wie oben erwähnt worden ist. Um sein Leben zu retten, beschloß der nun von beiden Seiten Bedrohte, Karl dem Kühnen, zu dem er immer noch Vertrauen hatte, weil er sein Jugendfreund gewesen war, alle seine Güter anzubieten, wenn er ihm gegen Ludwig Schutz gewähre. Der Herzog schwankte; als er aber erfuhr, daß St. Quentin schon in des Königs Händen sey, und dieser ihn benachrichtigen ließ, er werde jene Stadt, nebst den übrigen Orten, so bald räumen, als ihm der Connetable ausgeliefert werde, konnte er nur bei der Erfüllung des Vertrages seine Vortheile finden. Außerdem belagerte er damals Nancy, die Hauptstadt von Lothringen, und fürchtete dieses Land niemals zu bezwingen, wenn der König einen Vorwand fände, den Waffenstillstand zu brechen, in welchem er ausdrücklich versprochen hatte, die Unternehmungen des Herzogs gegen Lothringen nicht zu stören. Diese Betrachtung entschied ihn; er gab dem Bailli von Mons, wohin sich der Connetable geflüchtet hatte, Befehl, ihn auszuliefern. Es geschah; der Graf ward nach Paris gebracht, daselbst vor dem Parlament als Hochverräther und Majestätsverbrecher angeklagt, und vor dem Rathhause öffentlich enthauptet (23. December 1475). Er war des Königs Schwager und Oheim der Königin von England, und ein Sprößling des Luxemburgischen Grafenstammes, der in Deutschland selbst den Kaiserthron besetzt hatte. Ludwig übergab dem Herzoge in der That die Güter des Hingerichteten, vielleicht weil er die Gelegenheit nicht mehr fern hielt, dies und noch Größeres wieder zu erwerben.

---

49. Karl's des Kühnen Untergang.

Der innere Krieg, welcher die Länder der Eidgenossen unter Oesterreichischer und Französischer Theilnahme funfzehn Jahr lang verwüstet hatte, wurde endlich durch schiedsrichterlichen Spruch ohne bedeutende Aenderungen im Länderbesitz, zur Ruhe gebracht (1450). Seit dieser

Zeit verstärkten sich die Schweizer (so wurden die Eidgenossen vorzüglich seit jenem Kriege genannt) durch den Anschluß mehrerer angrenzenden Gebiete, die bisher anderen Herren gehorcht hatten. Im Jahre 1458 warf sich ihnen die Oesterreichische Stadt Rappersweil in die Arme, zu nicht geringer Freude, da sie von da aus oft beunruhigt worden waren. Bald darauf bot sich Gelegenheit zu noch bedeutenderen Erwerbungen dar. Erzherzog Siegmund von Oesterreich, dem Tyrol und die vorderen Lande gehörten (vgl. oben S. 179.), war mit dem Papst Pius II. wegen eines Streites, der zwischen ihm und dem Bischof von Brixen entstanden war, zerfallen. Der Papst sprach den Bannfluch aus, und benachrichtigte die Schweizer von der Aufhebung aller friedlichen Verhältnisse „mit dem ehrlosen Majestätsverbrecher Siegmund, weiland Herzog". Die Schweizer, mit Siegmund wegen Rappersweil ohnehin in Mißverhältniß, ergriffen begierig diesen Anlaß, ihn zu befehden. Zürich, Uri, Schwyz, Lucern, Unterwalden und Glarus ließen ihre Schaaren ausrücken, durch welche bald der ganze Thurgau erobert wurde (1460), und um Dießenhofen zu belagern, schickten auch Bern, Freiburg und Solothurn Hülfsvölker. Siegmund mußte 1461 in einem auf funfzehn Jahre geschlossenen Frieden den Eidgenossen ihre Eroberungen überlassen, aber noch ehe diese Frist abgelaufen war, entstand ein neuer Krieg. Siegmund war nicht glücklicher als zuvor; die siegreichen Eidgenossen zwangen ihm im Waldshuter Frieden (1468) die Kriegskosten ab. Falls das Geld nicht zur bestimmten Zeit einträfe, mußte er Waldshut und den Schwarzwald abzutreten geloben. Da er nun nicht im Stande war, die Zahlung zu leisten, und doch die Unterpfänder den Schweizern nicht gern lassen wollte, entschloß er sich, auf den Rath seines Adels, fremden Beistand anzurufen. Nachdem er sich bei Deutschen Fürsten und bei Frankreich vergeblich darum bemüht hatte, wandte er sich an Karl den Kühnen. Von diesem nahm er auf das Unterpfand der vier Waldstädte im Schwarzwalde, und seiner Besitzungen im Elsaß, im Sundgau und im Breisgau, funfzigtausend Gulden auf, und überlieferte so dem mächtigen Burgunder den Schlüssel der oberen Rheinlande, denn bei Siegmund's Genußliebe und schlechter Wirthschaft schien Wiedereinlösung kaum denkbar. Aber der Adel hoffte von dem kriegsgewaltigen Herzoge, was ihm selbst so oft mißlungen, Demüthigung der verhaßten Schweizerischen Bauern und Vernichtung ihres Bundes. Hiezu schien um so mehr Hoffnung zu seyn, da Peter von Hagenbach, vom Herzoge

zum Vogt über die Pfandschaft gesetzt, das Volk durch Uebermuth und Härte reizte, die Eidgenossen hie und da beschädigte, und als sie sich seinen Absichten entgegenstellten, harte Drohworte fallen ließ.

Indeß hatte Karl das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen gewaltsam an sich gerissen, und suchte die Belehnung darüber beim Kaiser nach. Doch noch Größeres wurde von diesem verlangt. Er sollte den ehrgeizigen Fürsten zum König von Burgund erheben, wodurch dieser die alten Rechte des Arelatischen Reiches auf Savoyen, die Schweiz, die Dauphiné und die Provence zu erneuen hoffte, und das Reichsvicariat über alles Land jenseits des Rheins in seine Hände legen, woraus Karl wohl ganz andere Früchte zu ziehen gewußt hätte, als Friedrich und dessen Vorgänger seit Jahrhunderten. Karl ließ dem Kaiser dagegen die Hoffnung einer Verbindung seiner Erbtochter Maria mit dem jungen Maximilian sehen. Beide Häupter hielten deswegen 1473 eine Zusammenkunft zu Trier, wo der Kaiser mit zweitausend fünfhundert Pferden seinen Einzug hielt, Karl mit mehr als achttausend Pferden, sechstausend Mann zu Fuß und seiner zahlreichen Leibwache in goldgestickten seidnen Kleidern, erschien. Man wetteiferte in Glanz und Prunk der Aufzüge und Festlichkeiten. Die Belehnung mit Geldern ging vor sich, der Herzog leistete die Huldigung für sämmtliche, dem Deutschen Reiche lehnbare, Besitzungen, welche er beherrschte; als aber Alles die Königskrönung erwartete, zu der Krone und Scepter und die Throne in der Kirche des heiligen Maximinus schon bereit waren, entfernte sich der Kaiser den Abend vor dem dazu bestimmten Tage plötzlich ohne Abschied vom Herzoge. Friedrich war mißtrauisch geworden, ob Karl nach vollzogener Krönung auch in Betreff der Heirath Wort halten werde, auch fürchtete er die fernere Entwickelung der in so blendendem Glanze erschienenen Macht, welche ihn selbst wohl zuletzt verdrängen könne, und Ludwig XI. hatte nicht unterlassen, diese Besorgniß durch Einflüsterungen zu nähren.

Mit großem Unmuth über die fehlgeschlagene Hoffnung zog Karl nach dem Elsaß. In seinem Zorne gegen die Deutschen gestattete er seinen Leuten große Ungebühr, steuerte Hagenbach's wachsender Tyrannei nicht, behandelte eine Gesandtschaft Bern's mit Uebermuth und entließ sie ohne Antwort. Die üble Stimmung, welche ein solches Betragen bei den Eidgenossen weckte, die auf den übermüthigen Nachbar ohnehin schon mit großem Bedenken sahen, benutzte der kluge, stets spähende und lauernde Ludwig, sie zu einer Verbindung gegen

den Herzog zu bewegen, da er den Ausbruch eines Krieges mit Burgund täglich erwarten mußte (S. 212.). Und da der Kaiser die Nothwendigkeit, Karl's Uebermacht Grenzen zu setzen, nicht weniger fühlte, auch Siegmund aus den verpfändeten Gebieten stets Klagen über das unerträgliche Joch Hagenbach's hören mußte, brachte der gemeinschaftliche Vortheil sogar einen Bund zwischen den alten Feinden, Oesterreich und den Schweizern, zu Wege. Im April 1474 schwuren Siegmund und alle Eidgenossen, unter Gewährleistung König Ludwig's, die „ewige Richtung", durch welche hinfort aller Krieg und aller Groll zwischen ihnen abgethan, und Freundschaft und Verein seyn sollte. Zugleich schlossen Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt mit Siegmund ein Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, die Pfandsumme aufzubringen, damit sie der bedenklichen Burgundischen Nachbarschaft erledigt würden. Auf diese Nachricht eilte Hagenbach nach Breisach, um sich eines haltbaren Platzes zu versichern, brachte aber dort durch sein stolzes und tyrannisches Verfahren die Bürger so gegen sich auf, daß sie Aufruhr erhoben und ihn gefangen setzten. Seine Kriegsleute, achthundert bis tausend an der Zahl, erbaten und erlangten freien Abzug. Auch die benachbarten Städte vertrieben ihre Besatzungen, und Siegmund, der dem Herzoge jetzt die Pfandschaft aufkündigte, ließ in Breisach ein Gericht niedersetzen, welches theils aus Oesterreichischen, theils aus eidgenossischen Gliedern bestand. Von diesem ward Hagenbach, ohne Rücksicht auf die sehr gegründete Einwendung, daß ein Diener nur von seinem Herrn bestraft werden könne, zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Karl der Kühne schwur den Mördern seines treuen Beamten blutige Rache, aber die Entwürfe, welche er damals gegen Frankreich verfolgte, dann die Belagerung von Neuß (oben S. 189.), hinderten ihn, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen; doch wurde Stephan von Hagenbach, des verhaßten Vogtes Bruder, mit sechstausend Reitern und einigem Fußvolk zur Behauptung oder zur Wiedereroberung der verpfändeten Landschaften nach dem Elsaß gesendet, der denn auch bald im Sundgau die fürchterlichsten Verheerungen anrichten ließ. Die Schweizer, durch Hagenbach's Hinrichtung mehr im Unrecht gegen Karl, als dieser gegen sie, waren nicht ohne Bedenken, einen Krieg zur Unterstützung Siegmund's zu unternehmen, der sie aus ihrem Bundeskreis hinaus auf den Schauplatz der großen Weltbegebenheiten führte, aber der Ehrgeiz und die Kriegslust einiger einflußreichen Män-

ner, vorzüglich des Schultheißen von Bern, Nicolaus von Dießbach, rissen Alles fort. So wurde denn mit Frankreich ein engerer Bund auf Hülfsgelder geschlossen, und dem Herzoge von Burgund, der sich damals im Lager vor Neuß befand, durch Bern, im Namen aller Eidgenossen, Fehde angesagt. Schweizer und Oesterreicher, nun Freunde, und gemeinschaftlich durch weiße Kreuze bezeichnet, rückten über den Jura und nahmen mehrere feste Orte ein. Zum Entsatz von Hericourt, welches von ihnen eingeschlossen wurde, rückte eine Burgundische Armee von fünf und zwanzigtausend Mann herbei; aber sie erlag der Schweizerischen Tapferkeit und erlitt am 13. November 1474 eine vollständige Niederlage. Karl selbst richtete seine Waffen, nachdem er die Belagerung von Neuß aufgehoben und mit dem Könige von Frankreich den oben erwähnten Waffenstillstand geschlossen, zuerst gegen den Herzog Renatus II. von Lothringen *), der mit Ludwig wider ihn im Bunde gestanden, nun aber von diesem in der gewöhnlichen treulosen Weise verlassen worden war. Renatus' Truppen wurden mit leichter Mühe aus dem Luxemburgischen vertrieben, wohin sie vorgedrungen waren, die Lothringischen Städte leisteten keinen bedeutenden Widerstand, und als sich Nancy dem Herzoge von Burgund ergeben hatte, huldigte diesem das ganze Land. Karl hielt einen glänzenden Einzug, längst hatte er Lothringen, welches die Niederlande von der Bourgogne trennte, zu erwerben gewünscht, Nancy sollte zur Hauptstadt seines großen Reiches in der Mitte zwischen Deutschland und Frankreich erhoben werden. Mit leichter Mühe gedachte er nun auch den Elsaß zu gewinnen und die Schweizer zu demüthigen. Schon im Januar 1476 brach er von Besançon auf, mit einem großen Heere und jener ungemein schönen Artillerie, durch die er lange die Niederländischen Städte in Gehorsam gehalten, durch welche Lüttich fiel, und Lothringen erobert wurde. Er führte den größten Theil seines Hofes mit sich, die allberühmte Pracht seines Vaters, von ihm selbst königlich vermehrt, die

*) Das Herzogthum Oberlothringen war im Jahre 1048 von Kaiser Heinrich III. dem Grafen Gerhard von Elsaß übergeben worden, dessen Nachkommen es in erblicher Folge bis zum Jahre 1431 beherrscht hatten. Die Tochter des letzten Herzogs Karl III. war verheirathet an Renatus I., den zweiten Sohn Ludwig's von Neapel, aus dem jüngeren Haus Anjou. Dieser folgte seinem Schwiegervater, und überließ das Herzogthum seinem Sohn, alsdann seinem Enkel Johann, der 1470 ohne Nachkommen starb. Hierauf kam die Succession an Renatus II., Sohn einer Tochter Renatus' I. und des Grafen Ferri von Vaudemont.

ganze Dienerschaft im höchsten Glanz, eine Menge Kaufleute und lustiger Dirnen begleitete das Heer, wie wenn es auf einen Bacchischen Freudenzug, nicht wider die Helden von Sempach und Laupen auf ernste Waffenthaten ginge *). Einige feste Plätze, welche die Schweizer zu besetzen unterlassen hatten, wurden von ihm genommen; aus einigen anderen wurden ihre Kriegsleute vertrieben. Die Besatzung der Burg von Granson ergab sich, auf das Wort des Herrn von Ronchant, eines Burgundischen Edelmanns, der aus dem Lager des Herzogs kam und freien Abzug anbot; Karl aber ließ diese Männer sämmtlich, vierhundert und funfzig an der Zahl, theils hängen, theils im Neufchateler See ertränken. Sie gingen in den Tod mit einem Muthe, der die Feinde erschütterte. Es war der letzte Tag der Ehre Karl's und seines Glücks. Nicht fern von Granson trafen die Heere, beide im Marsch begriffen, am 3. März unvermuthet auf einander. Der Herzog gebot über mehr als vierzigtausend Krieger, nur die Hälfte konnten ihm die Schweizer, obgleich durch Zuzug von Straßburg, Colmar, Basel und Schlettstadt verstärkt, entgegenstellen. Als sie des Feindes ansichtig geworden, fielen die Eidgenossen nach ihrer Gewohnheit auf die Kniee und beteten, so daß die Burgunder sie höhnten und verspotteten, wie einst die Ritterschaft Leopold's in der Schlacht bei Sempach gethan hatte. Aber bald sahen die Reisigen Karl's des Kühnen, nicht minder als jener Adel, wie sehr sie sich getäuscht. Schon hatte die Schlacht mehrere Stunden heftig getobt, als die hinteren Abtheilungen der Eidgenossen allmählig auf dem Schlachtfelde ankamen. „Was ist das für ein wildes Volk?" fragte Karl Herrn Brandolf vom Stein, der vor Granson gefangen worden war, „sind es auch Eidgenossen?" Das, antwortete Jener, sind erst die wahren Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlugen. Da tönten grausenerregend die Schlachthörner der Schweizer, der Uristier und die Kuh von Unterwalden. „Was wird aus uns werden? sprach der Herzog, schon die ersten haben uns ermüdet." Und als nun wieder neue Schaaren aus den Hohlwegen emporstiegen, ergriff ein entsetzlicher Schrecken das ganze Burgundische Heer, es wandte sich zur Flucht. Auch Karl, der die Fliehenden mit dem Schwerte zurücktreiben wollte, ward mit fortgerissen **). Kaum Tausend der Seinen waren geblieben und doch

*) Johann v. Müller, Th. V. S. 8.

**) Sein Hofnarr, der ihn oft von Hannibal, dem er nachstreben wollte, hatte reden hören, rief ihm zu: Monseigneur, nous voilà bien annibalés.

war der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit dahin, und mit diesem jene Menge von Kriegszeug und Waffen aller Art. Unermeßliche Schätze, die Karl und seine Hauptleute mit sich geführt, wurden sämmtlich, im Lager zurückgelassen, die Beute der Sieger. Man zählte vierhundert und zwanzig Stücke größern Geschützes, und etwa eben so viele mit Seide behängte prächtige Zelte, in dem kostbarsten derselben, dem des Herzogs, Prunkgeräthe und Prachtstücke vom höchsten Werthe. Die schönsten Gold-, Silber- und seidnen Stoffe, die feinste Leinwand wurden von den Kriegern wie Landtuch geachtet, silberne Teller, die sie für Zinn hielten, um wenige Groschen hingegeben. Das Geld wurde in Hüten vertheilt, Diamanten, welche jetzt die glänzendsten Kronen schmücken, zuerst verachtet, dann um unbedeutendes Geld verkauft.

Voll Ingrimm und innerer Wuth strengte Karl Alles an, den Krieg zu erneuern. Seine Unterthanen mußten den sechsten Mann stellen und den sechsten Pfennig zahlen, ihr Murren achtete er nicht. So erschien er denn schon zu Anfang des Juni wieder in der Schweiz mit großer Kriegsmacht, wüthender Streitgier und neuen Hoffnungen, aber er war seit dem Unglückstage von Granson nicht mehr der alte. Seine Wange war blaß, der verwirrte Blick enthüllte sein Inneres, das von Zorn, Haß und Scham erfüllt war. Er richtete seinen Marsch von Lausanne nach Murten, um nach der Einnahme dieses Ortes das nah gelegene Bern zu belagern, und mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Adrian von Bubenberg, der die Besatzung von Murten befehligte, schrieb den Bernern: „Der Herzog von Burgund ist hier mit seiner ganzen Macht, seinen Italienischen Söldnern und einigen Verräthern aus Deutschland. Bürger und Räthe mögen weder sich selbst, noch die anderen Eidgenossen übereilen. Ich werde Murten vertheidigen." Er hielt Wort. Sein heldenmüthiger Widerstand gab den Eidgenossen und ihren Verbündeten im Elsaß Zeit, sich zu sammeln und den Bernern zu Hülfe zu ziehen. Von den kriegskundigen Hauptleuten, Hans von Hallwyl aus Bern und Hans Waldmann aus Zürich, mit großer Einsicht geordnet und geführt, griffen sie, einige dreißigtausend stark, am 22. Junius die Burgunder, welche nicht viel zahlreicher waren, in ihren Verschanzungen an. Der Ausgang des Treffens wurde den Letzteren noch verderblicher, als der Tag von Granson. Als der Herzog sich mit dreitausend Reitern zur Flucht gewandt hatte, waren seine aufgelöst'en Schaaren der Wuth der Sieger Preis gegeben, die

ihrer zu Granson frevelhaft getödteten Landsleute gedenkend, keinem Bittenden das Leben schenkten. An funfzehntausend des Burgundischen Heeres lagen erschlagen *), alle Uebrigen waren versprengt. Karl kam mit wenigem Gefolge an den Genfersee zurück. Er war in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit; oft saß er lange schweigend da, in ganz vernachlässigter Gestalt, ohne Speise zu sich zu nehmen, dann sprang er plötzlich auf, knirschte mit den Zähnen, und raufte sich die Haare. Noch immer voll Rachegedanken gegen die Schweizer, versammelte er die Stände der Grafschaft und des Herzogthums Burgund, stellte ihnen vor, daß das Glück sich zwingen lasse, erinnerte, daß die alten Römer sich durch Standhaftigkeit nach dem Unglück von Cannä den Ruhm von Zama erstritten hätten, und verlangte eine Stellung von vierzigtausend Mann, von Jedem den vierten Theil seines Vermögens. Die Stände aber entschuldigten sich mit ihrer gänzlichen Erschöpfung. Eben so weigerten sich die Niederländer, ihm zuzuziehen. Er hatte Alles durch seine Tyrannei aufgebracht, mit der Furcht vor seiner Macht schwand auch der Gehorsam. Aber obschon er täglich fühlen mußte, wie tief sein Ansehen gesunken sey, schlug er es dennoch aus, den Frieden, welchen der Papst, der Kaiser, der König von Ungern zu vermitteln trachteten, anzunehmen, weil die Schweizer die Wiederherstellung des ihm besonders verhaßten Herzogs von Lothringen begehrten.

Diesem war es indeß mit Französischer Geldhülfe, mit vierhundert Reitern und achthundert Fußgängern, welche ihm Straßburg stellte, und mit dreihundert Lothringischen Lanzen gelungen, den größten Theil seines Landes wieder zu erobern, dessen Bewohner ihn mit Freude empfingen. Nur Nancy hielt sich noch mühsam. Karl, der die Ueberreste seines Heeres gesammelt hatte, wollte der Stadt zu Hülfe eilen, aber sie ging verloren, einige Tage ehe er anlangte. Sein höchstes, ja einziges Vertrauen besaß damals der Neapolitanische Graf Campobasso, ein treuloser Verräther, durch dessen Schuld Nancy ohne Unterstützung aus den Niederlanden geblieben war, und der sich jetzt gegen den Herzog Renatus erbot, seinen unversöhnlichen Feind ihm oder dem Tode zu überliefern. Karl der Kühne hatte unterdeß seiner

*) Die Knochen der Getödteten wurden einige Jahre nachher in ein besonderes Beinhaus gebracht. Dieses Denkmal alten Ruhmes stand bis auf unsere Tage, wo es (am 2. März 1798) von einem Heere republicanischer Franzosen zerstört ward, denen auch die Erinnerung an die Kraft eines fremden Volkes verhaßt war.

Seits wieder die Belagerung von Nancy unternommen (22. Octob.) und setzte sie trotz der eintretenden strengen Kälte mit seiner gewöhnlichen Halsstarrigkeit fort. Gegen den Rath der Hauptleute führte er sein muthloses, durch Anstrengungen, Hunger und Frost ermattetes und durch seine Härte erbittertes Heer dem Herzog von Lothringen entgegen, als dieser am 5. Januar 1477, durch Schweizer und Elsasser verstärkt, mit zwanzigtausend Mann frischer Streiter zum Entsatz heranrückte. Zwei Tage vorher war der Graf von Campobasso mit achthundert Lanzen zu Renatus übergegangen, aber die Eidgenossen erklärten: „an der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sey weder der Art ihrer Väter noch der Ehre ihrer Waffen gemäß." Darauf legte sich Campobasso im Rücken des Burgundischen Heeres unterhalb Nancy an die Brücken über die Meurthe und Mosel, über welche der Rückzug Karl's vor sich gehen mußte. Die Flucht blieb nicht aus, denn das geschwächte Heer ward in kurzer Zeit überflügelt, und Karl's beste Hauptleute wurden getödtet. Er selber rettete sich nur mit wenigen Getreuen aus der allgemeinen Verwirrung; als er über einen zugefrornen Sumpf setzen wollte, brach das Eis unter ihm. Vergebens strebte er sich emporzukämpfen; er ward in diesem hülfslosen Zustande erschlagen, ob von Feindes- oder Verräthershand, ist ungewiß. Erst am zweiten Tage, nach langem Suchen, wurde sein entstellter Leichnam gefunden. Herzog Renatus, ein milder, jedem edlen Gefühle offener Mann, vergoß Thränen beim Anblick seines gefallenen Gegners, ergriff dessen kalte Hand und sprach: „Theurer Vetter, ihr habt uns viel Uebles gethan, Gott habe eure Seele!" Darauf ließ er den Todten feierlich zu Nancy beisetzen, und folgte selbst in Trauerkleidung dem Sarge.

---

50. Maria von Burgund und Maximilian.

Die schönen und zahlreichen Provinzen, die Karl der Kühne besessen, waren nun ohne Haupt, und schienen fremdem Ehrgeiz eine leichte Beute. Karl's Tochter, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, von allem kräftigen Beistande verlassen, war in der Gewalt der Niederländer, die in der allgemeinen Verwirrung, nach dem vorangegangenen harten Druck der Regierung, nur für sich und für die Befestigung ihrer Freiheiten, keineswegs aber für das Ganze sorgen wollten.

Indeß zog Ludwig XI., der seine Freude über den Tod des verhaßten Gegners gar nicht einmal zu verbergen strebte, nicht nur das Herzogthum Burgund als ein eröffnetes Lehn der Krone Frankreich mit bewaffneter Hand ein, obgleich sein Recht daran nichts weniger als klar war, sondern bemächtigte sich auch der Städte an der Somme, die er Karl'n so ungern abgetreten hatte, und der diesem kürzlich erst überlassenen Besitzungen des Connetable, ebenso wie der Grafschaft Burgund (der Franche Comté), die ein unbestreitbares Lehn des Deutschen Reiches war. Indem er aber auch die Niederländischen Provinzen an sich reißen wollte, verwickelte er sich in den Schlingen seiner eigenen treulosen Staatskunst, die ihn diesmal um den gehofften größern Gewinn betrog.

Erschrocken über die Fortschritte des Königs und über die Unruhen im Inneren des Landes, wo Brügge, Brüssel und Antwerpen die Burgundischen Steuereinnehmer vertrieben hatten, berief Maria die Stände der Niederlande, und suchte ihre Hülfe durch Bewilligung der größten Privilegien zu erkaufen. Zum König von Frankreich sandte sie ihren Kanzler Hugonet und den Herrn von Imbercourt ab, um einen Frieden zu bewerkstelligen, und gab ihnen ein Schreiben mit, in welchem sie erklärte, der König möge nur mit diesen, die ihre vertrautesten Räthe seyen, unterhandeln und Alles durch deren Hände gehen lassen. Da Ludwig als erste Bedingung die ihm als Lehnsherrn zustehende Vormundschaft über das Fräulein von Burgund in Anspruch nahm, kehrten die Abgeordneten unverrichteter Dinge zurück, ließen sich aber bewegen, in die Uebergabe von Arras, welches der König, der durch Artois nach Flandern vordrang, damals belagerte, zu willigen. Bald darauf schickten auch die Flandrischen Stände, denen Maria feierlich hatte versprechen müssen, niemals ohne ihren Rath zu handeln, eine Gesandtschaft wegen Einstellung der Feindseligkeiten. Arglistig zeigte der König den Mitgliedern derselben Mariens Brief, und erklärte, daß er mit ihnen nicht unterhandeln könne, da ersichtlich sey, daß die Leitung der Angelegenheiten von anderen, nämlich den Räthen der Herzogin, ausgehe. Entrüstet kamen sie nach Gent zurück, dessen Bevölkerung schon früher von Ludwig im Geheimen bearbeitet worden war, und bewegten diese durch ihren Bericht von der vermeintlichen Treulosigkeit Maria's zu fürchterlicher Wuth. Jene beiden Räthe wurden verhaftet, grausam gefoltert und zum Tode verurtheilt. Vergebens suchte die Herzogin das Leben ihrer Diener, welche sie

mit kindlicher Verehrung liebte, zu retten. In Trauer gekleidet, eilte sie auf das Rathhaus, von hier auf den Marktplatz mit aufgelösetem Haar und Thränen in den Augen. Schon begann sich das Mitleid bei einem Theil der Bevölkerung zu regen, aber die Mehrzahl blieb bei ihrem wilden Sinn und während beide Parteien ihre Piken gegen einander erhoben, thaten die Henker ihre Pflicht. Ohnmächtig trug man die unglückliche Fürstin nach Hause. Wie viel nun auch Ludwig durch diesen Verrath gewonnen zu haben glaubte, so trotzten ihm die Genter doch auch fernerhin, weil sie von Französischer Herrschaft nichts wissen wollten; die Fortschritte seiner Waffen wurden durch die tapfere Vertheidigung Lille's und Douay's gehemmt, und in Mariens Seele hatte ein so heftiger Widerwille gegen seine Hinterlist Wurzel geschlagen, daß der Hauptpunkt seiner Entwürfe, durch die Vermählung des Dauphins, der freilich damals erst sieben Jahre zählte, und der Fürstin von Burgund alle ihre Besitzungen zu gewinnen, an dieser entschiedenen Abneigung scheiterte. Indeß sah Maria sehr wohl ein, daß sie nur durch eine Heirath aus ihrer bedrängten Lage kommen könne, und gedachte deshalb von Neuem der früher schon betriebenen Verbindung mit dem Sohne Kaiser Friedrich's III.

Erzherzog Maximilian, damals neunzehn Jahre alt, ein schöner Jüngling, von großem, starkem Körperbau und wahrhaft königlichem Anstande, war in allen Stücken der entschiedenste Gegensatz seines Vaters, schnell beweglich und wandelbar, nach kühnen Abenteuern dürstend, und schon in früher Jugend zu verschwenderischer Freigebigkeit geneigt. Dem Vater, der ihm dies mit Kummer über seine Zukunft verwies, antwortete er, er wolle nicht ein König des Geldes werden, sondern des Volkes und aller derer, die Geld besitzen. In vielen Sprachen, Künsten und Wissenschaften war er bewandert und erfahren, in der Uebung und dem Gebrauch aller Waffen hatte er seltene Fertigkeit erlangt. Auf der Jagd, die er leidenschaftlich liebte, suchte er das Gefährlichste auf. Einst verstieg er sich bei der Gemsenjagd auf der Martinswand, einem steilen Bergrücken in der Nähe von Insbruck, so sehr, daß er neunzehn Klafter hoch auf schroffen Felsen wie in der Luft schwebte, und Jedermann ihn verloren gab, bis er am dritten Tage gerettet ward. Seine Keckheit ging so weit, daß er zu verschiedenen Malen mit Löwen kämpfte, und auch in späteren Jahren blieb ihm die Lust an ähnlichen gefährlichen Wagstücken.

Von der Gesinnung der Prinzessin und von den günstigen An-

sichten ihrer Räthe unterrichtet, sandte Kaiser Friedrich eine feierliche Gesandtschaft zur Brautwerbung für seinen Sohn nach Flandern. Zu Löwen gaben sämmtliche Niederländische Stände ihre Einwilligung und am zwanzigsten August 1477 ward die Vermählung des jungen Fürstenpaares unter großen Festlichkeiten zu Gent begangen. Ludwig ließ nun von dem Kriege, welchen er gegen die Burgundischen Staaten unternommen hatte, um so weniger ab, da er die reichen Provinzen mit dem größten Verdrusse dem Oesterreichischen Hause verknüpft sah, und es ward damals der Grund zu einer Eifersucht und einem Hasse Frankreich's gegen dasselbe gelegt, die Jahrhunderte hindurch beiden Reichen, ja dem ganzen Europa verhängnißvoll geblieben sind. Der mehrere Male durch Waffenstillstand unterbrochene Krieg lief für Ludwig nicht glücklich, dessen Truppen am 7. August 1479 von Maximilian in einer blutigen Schlacht bei Guinegate geschlagen wurden. Größere Schwierigkeiten verursachten dem jungen Herrscher innere Unruhen seiner neuen Unterthanen, die bald nach seinem Regierungsantritt in Geldern und Holland ausgebrochen waren. Noch bedenklicher wurde seine Lage, als er das Unglück hatte, seine geliebte Maria schon am 27. Mai 1482 zu verlieren. Eine nicht minder leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd als ihr fürstlicher Gemahl stürzte sie auf einer Falkenbaize bei Brügge, als sie, in eifriger Verfolgung eines Reihers begriffen, über einen Graben setzen wollte, und wurde tödtlich verletzt. Auf dem Sterbebette ermahnte sie die Edeln des Landes zur Treue gegen ihren Gemahl, und forderte dann diesen selbst, der untröstlich vor ihr stand, mit zitternder Stimme auf, die Kammer zu verlassen, da es so besser für sie beide seyn würde. Dem Ehevertrage zu Folge war ihr Sohn, der vierjährige Erzherzog Philipp, der Erbe ihrer Länder. Maximilian wurde von den nördlichen Provinzen als Vormund des Knaben ohne viele Schwierigkeit anerkannt, aber die Genter wußten sich des jungen Philipp zu bemächtigen, die Stände von Flandern setzten selbständig einen Regentschaftsrath ein und knüpften auf der Stelle Unterhandlungen mit Frankreich an. Als sich auch Holland und Brabant diesen Schritten anschlossen, mußte Maximilian endlich in die Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin Karl, so wie in die Abtretung von Artois und der Freigrafschaft Burgund willigen, auf welche Bedingungen dann die Niederländischen Stände am 23. December 1482 zu Arras mit Ludwig XI. Friede schlossen. Des Herzogthums Burgund und der Städte

an der Somme geschah gar keine Erwähnung, als verstände es sich von selbst, daß sie dem Könige gebührten. So weit ging der Haß der Genter, welche Flandern wieder zu einer selbständigen Grafschaft erheben wollten, gegen Maximilian, denn Ludwig hatte in der That nur geringere Zugeständnisse erwartet.

Inzwischen erkämpfte sich Maximilian in den folgenden Jahren wieder größeres Ansehen in den Niederlanden, so daß er 1484 mit Heeresmacht gegen Flandern aufbrechen, das Gebiet von Gent verwüsten und im folgenden Frühjahr Sluis erobern konnte. Dies brachte die Aufrührer endlich zur Unterwerfung, Brügge und Gent erkannten seine vormundschaftliche Regierung an. Doch erregte der wiedereröffnete Krieg mit Frankreich, Ungebührlichkeiten der schlecht bezahlten Söldner, Geldforderungen, und Maximilian's fremdes Wesen die Flanderer bald zu neuen Unruhen. Gent stellte sich unter den Schutz Frankreich's, von wo aus alle diese Bewegungen geschürt und erhalten wurden; zu Brügge, in dessen Mauern sich Maximilian selbst befand, zogen die Zünfte am 1. Februar 1488 unter ihren Fahnen mit funfzig Geschützen auf den Marktplatz und verlangten Rechenschaft über die Kriegskosten und Absetzung der schlechten Räthe. Ein falsches Gerücht von heranziehenden Truppen vermehrte die Aufregung des Volkes, am nächsten Tage wurde der Palast geplündert und Maximilian selbst gefangen und in Haft gehalten. Seine Diener wurden gefoltert, mehrere seiner Anhänger hingerichtet, er selbst war in Lebensgefahr, da es nicht an Solchen fehlte, die zu dem Schlimmsten riethen. In dieser Noth erschien eines Tages Maximilian's lustiger Rath, Kunz von der Rosen, der ihn noch vor dem Einreiten in Brügge vergebens gewarnt hatte, in seinem Gefängniß, als Mönch verkleidet, und verlangte, daß der Fürst in der Kutte entfliehen sollte, während er an seiner Statt zurückbliebe. Aber trotz aller Bitten ließ sich Maximilian dazu nicht bereden, er wollte mit dem Verderben eines edelmüthigen, treuen Dieners seine Rettung nicht erkaufen. Indeß that Papst Innocenz VIII. die Städte Gent, Ypern und Brügge in den Bann, und die übrigen Niederländischen Stände verwendeten sich für Maximilian's Freiheit. Kaiser Friedrich handelte bei der Nachricht von dem Schimpf und der Gefahr seines Sohnes mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und brachte selbst die Deutschen Fürsten zu größeren Anstrengungen. Von Insbruck eilte der schon drei und siebzigjährige Herrscher nach Köln, um sich hier an die Spitze des Reichs-

heeres zu stellen. Schon war er bis Mecheln vorgerückt, als der befreite Maximilian nach sechszehnwöchentlicher Gefangenschaft sich bei ihm einfand. Die Empörer hatten nämlich, geschreckt durch die Anstalten, welche gegen sie getroffen wurden, schon am 16. Mai einen Vertrag mit ihrem gefangenen Fürsten abgeschlossen, wonach Flandern wieder einen besondern Regentschaftsrath erhielt, die Verhältnisse mit Frankreich dem Frieden von Arras gemäß geordnet werden sollten, und Maximilian die Entfernung aller fremden Söldner aus den Niederlanden versprechen mußte. Diese Bedingungen wurden jetzt als erzwungen für nichtig erklärt, und Friedrich schritt mit dem Reichsheere zur Belagerung von Gent. Dies Unternehmen scheiterte jedoch an dem tapfern Widerstande der Bürger, allein nach Friedrich's Abzuge setzte Albrecht von Sachsen, der Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen (o. S. 181.), mit einem Theil des Heeres den Krieg so einsichtsvoll und glücklich fort, daß Gent, Brügge und Ypern durch ihre Magistrate knieend Abbitte thun und dreihundert tausend Goldstücke zur Strafe bezahlen mußten (1489). Nach Unterdrückung eines neuen weit um sich greifenden Aufstandes in Holland und Friesland hatte Maximilian endlich, nach einer zwölfjährigen stürmischen Regierung, über alle seine Widersacher gesiegt und sah sich in unbestrittenem Besitz sämmtlicher Niederländischen Provinzen.

---

51. Ludwig's XI. Ausgang.

Der Herzog von Bretagne wurde durch den Untergang aller seiner früheren Bundesgenossen, der Herzoge von Berry und Alençon, des Grafen von Armagnac, des Connetable und endlich Karl's des Kühnen, immer besorgter für seine eigene Erhaltung und Sicherheit. Er sah sich nach neuen Bundesgenossen um, und als der König nach dem Tode des Herzogs von Burgund sich mächtiger als je zuvor auszubreiten begann, knüpfte er ein heimliches Einverständniß mit Eduard IV. von England, damit dieser dem weiteren Vordringen Ludwig's Einhalt thun möchte. Der König von Frankreich, durch geheime Agenten an fremden Höfen von Allem unterrichtet, beschloß, diesen Umtrieben ein Ende zu machen, um jeder möglichen Störung seiner Entwürfe gegen die Burgundischen Staaten vorzubeugen. Während er in Artois eindrang, erreichte ihn eine Gesandtschaft des Herzogs, die er sofort in's Gefängniß werfen ließ. Nach zwölf Tagen befahl er, den Kanzler von Bre-

tagne, welcher sich unter den Abgeordneten befand, vorzuführen. Dieser betheuerte seine Unschuld, als ihm Ludwig zwölf Briefe seines Herzogs an Eduard mit zehn Antworten des Letzteren, von beiden eigenhändig unterzeichnet, vorhielt. Der Unterhändler war nämlich von Ludwig gewonnen worden, hatte jedesmal in Cherbourg seine Schreiben auf das genaueste copiren lassen, und die Originale dann dem Könige von Frankreich zugesendet. Der Hochverrath des Herzogs war entdeckt, und dieser mußte Alles für sich befürchten, indeß hatte ihn der König diesmal nur schrecken wollen; er war in den Niederlanden hinreichend beschäftigt, und begnügte sich mit der Einziehung der dem Herzoge gehörigen Grafschaft Etampes und einer neuen feierlichen Verpflichtung desselben, dem Könige gegen Jedermann zu dienen (1477).

Dagegen wurde der Herzog von Nemours ein Opfer der grausamen Rachgier Ludwig's. Auf diesen Vasallen hatte er einen tödtlichen Haß geworfen, weil sich derselbe früherhin seinen Maßregeln widersetzt hatte, mehreren Bündnissen gegen ihn beigetreten war, und für einen Freund des hingerichteten Connetable galt. Der Herzog wurde auf seinen Gütern überfallen, weggeschleppt, und in einen kalten, feuchten Kerker unter der Erde geworfen, dessen ungesunde Ausdünstungen nach einigen Tagen seine Haare schneeweiß färbten. Man drohte dem Unglücklichen mit der Folter, wenn er nicht Alles bekennen würde, und erzwang so jedes Geständniß von ihm. Das Urtheil des Gerichts, welches aus Mitgliedern des Parlaments und aus königlichen Commissarien bestand, entschied, daß der Herzog als Majestätsverbrecher zu enthaupten sey, und seine Güter dem Könige anheim fallen sollten. Ludwig soll die Unmenschlichkeit so weit getrieben haben, daß er die sechs unerwachsenen Kinder des Herzogs unter das Schaffot stellen ließ, damit sie von dem Blute ihres Vaters beträufelt würden. Die ansehnlichen Besitzungen des Hingerichteten theilte der König unter seine Diener aus; von den Richtern wurden drei Parlamentsräthe, die milder hatten verfahren wollen, ohne Weiteres abgesetzt. Im Jahre 1481 starb der letzte männliche Sprößling der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou, der Graf Karl von Maine, Besitzer der Provence. Durch seine schlauen Künste hatte Ludwig zu bewirken gewußt, daß er von dem Grafen im Testamente zum Erben eingesetzt worden war, und so wurde jetzt die Provence mit der Krone Frankreich vereinigt.

Ludwig sah sich am Ziele seiner Bestrebungen. Die Aristokratie, die ihn im Anfange seiner Regierung an den Rand des Verderbens

gebracht hatte, war vernichtet, machtlos, ihre Besitzungen großen Theils in seiner Hand; Burgund zerstückelt, in seinem Inneren zerrissen, der Herzog von Bretagne geschreckt und gedemüthigt. Wenn er aber die Mittel überdachte, durch welche alles dieses erreicht war, diese lange Kette von Treulosigkeit und Verrath, von Arglist und Gewalt, wenn ihn die zunehmenden Jahre und seine schwindenden Kräfte an sein Ende mahnten, so mußte Furcht vor der Zukunft sein Inneres erfüllen. Mißtrauen und Argwohn wuchsen mit jedem Tage in seiner Seele. Hatte er früher die Vasallen gefürchtet, so schienen ihm jetzt seine Beamten und Räthe nicht minder gefährlich; in jeder Miene glaubte er Lust zur Empörung oder Freude über seinen nahen Tod zu lesen. Auf den geringsten Verdacht hin setzte er treue Diener ab, verwickelte sie in die langwierigsten Processe und sperrte sie in eiserne Käfige, die nur acht Fuß in's Gevierte hatten, mit ungeheuern Schlössern verwahrt waren, und an starken Ketten in der Luft schwebten. Das Schloß Plessis bei Tours, wo er sich in der letzten Zeit seines Lebens gewöhnlich aufhielt, war von außen fürchterlich befestigt. Vierhundert Schützen bewachten die Zugänge, die des Nachts fest verrammelt wurden. Fast alle Tage wechselte er die Bedienung, und nahm zuletzt nur noch ganz fremde und einfältige Personen in das Schloß. Seine Räthe ließ er nur selten, und nur in den wichtigsten Angelegenheiten vor sich, und damit seine Magerkeit und seine elende Farbe nicht so deutlich in die Augen fielen, zeigte er sich jedesmal in den prächtigsten Staatskleidern, er, der früher stets in einem Wamms von grobem Tuche, mit einem alten Hut bedeckt, einhergegangen war. Um sich den Gehorsam seiner Unterthanen zu erhalten, strafte er grausamer und häufiger als früher, und machte mehr Geräusch von sich als je. Aus England ließ er sich große Hunde, aus Neapel schöne Pferde, aus Sicilien Maulthiere, ja aus Africa junge Löwen kommen. Abergläubisch wie er war, wurde auch ein als Wunderthäter berühmter Einsiedler aus Calabrien auf seinen Befehl herbeigeholt, der ihm sein Leben verlängern sollte. Der einzige Mann, der sich dem von Todesfurcht gefolterten Tyrannen unentbehrlich zu machen wußte, war Meister Jacob Cottier, sein Arzt und ein gewaltiger Astrolog. Dieser sagte ihm keck in's Gesicht, wenn er mit ihm so wie mit den Andern verführe und ihn fortschicke, werde er keine Woche mehr leben, und erhielt den König dadurch nicht bloß in steter Gunst und Fügsamkeit, sondern sogar in Angst und Zittern. Seinen Sohn, den Dauphin, zu sehen,

hatte Ludwig bis auf die letzten Stunden seines Lebens verschoben. Er hatte diesen schwächlichen Prinzen von seiner Geburt an von sich entfernt gehalten. Ganz zuletzt erst ließ er ihn vor sich kommen, und legte ihm in wenigen aber nachdrücklichen Worten das Wohl und die Ehre seines Reiches ans Herz. Der 30. April 1483 war sein Todestag. Ludwig war ohne Zweifel ein Mann von durchdringendem Verstande, fester Willenskraft und nie ruhender Thätigkeit. Die Lebhaftigkeit und Schärfe seines Geistes gab Allem, was er sagte, etwas Anziehendes, und es sind viele treffende Aussprüche von ihm aufbewahrt worden. Bei seiner Gemüthsart und Handlungsweise mußte ihm wahre Religiosität fremd seyn, aber geheime Furcht vor einer höheren Macht brachte ihn dazu, die äußeren Gebräuche der Kirche sorgfältig zu beobachten, den Heiligen und der Mutter Gottes die angelegentlichste Verehrung zu widmen. Er beschenkte ihre Altäre und Bilder äußerst reich, denn er glaubte auch die Himmlischen bestechen zu können, wie er die Menschen durch Geld zu seinen Absichten lenkte. Besonders waren ihm die geringeren Stände lieb, die Großen, die ihn entbehren konnten, haßte er. Aus jenen wählte er seine Diener und Räthe, so wie seine Gesellschafter. Der Oberprofoß Tristan l'Hermite war einer der Vertrautesten und das stets bereite Werkzeug unzähliger geheimen Hinrichtungen. An den Höfen fremder Fürsten, in seinem eigenen Lande hatte er durch ungeheuern Geldaufwand ein Spionirsystem in Gang gebracht, wie dieses von der geheimen Polizei späterer Zeiten kaum wieder erreicht worden ist. Er selbst führte Listen über die bedeutenderen Einwohner der Städte, ging in das kleinste Detail ein und war von Allem unterrichtet. Seine Regierungsthätigkeit war außerordentlich. Er übersah, ordnete und bewerkstelligte im Grunde Alles allein, seine Beamten waren fast nichts als mechanische Werkzeuge in seiner Hand. Fortdauernd erhielten sie die ausgedehntesten Instructionen, für jeden vorkommenden Fall wurden ihnen besondere Rathschläge ertheilt. Ludwig's Gesetze sind ebenso zahlreich als umfassend. Sorge für Kunstfleiß und Gewerbe beschäftigten ihn in hohem Grade, und eine ausführliche Verordnung über den Bergbau zeigt eine sehr genaue Kenntniß dieses Zweiges. Er hinterließ seinem Nachfolger eine weit unbeschränktere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte, ein vergrößertes und beruhigtes Reich, gehorsame Unterthanen und Achtung bei den Nachbarn. Die Kraft der Ritterschaft, durch die langen Kriege mit England, durch seines Vaters Thätigkeit gebrochen, ist

vollkommen beseitigt, der Einfluß des ebenfalls ermüdeten Bürgerstandes hört auf, weil Ludwig die Reichsstände nicht mehr beruft, und die Steuern ohne Anfrage und Bewilligung einfordern läßt. Er hob jährlich von seinen Unterthanen nahe an fünf Millionen Livres, und besoldete dafür weit mehr stehende Truppen als Karl VII. Nach der Schlacht von Guinegate schaffte er die von diesem eingeführten Freischützen, die von den Kirchspielen unterhalten wurden, ab, und nahm für die dagegen erhobene Abgabe sechs bis achttausend Schweizer als stehende Truppen in Sold *). Alle Staatskräfte und Mittel der Monarchie waren geregelt und in der Hand des Herrschers vereinigt, und spätere Fürsten haben auf diesen Grundlagen das absolute Königthum errichten können. Doch die Geschichte darf über der politischen Würdigung der Thaten, von denen sie zu berichten hat, der sittlichen nicht vergessen. Sie brandmarkt Ludwig's feige Grausamkeit, die mit dem Leben und den Martern Anderer spielte, seine verrätherische Gewissenlosigkeit gegen Jeden, der einige Kraft zeigte, und wendet sich mit Abscheu von dem Menschen, wenn sie der Einsicht und Thatkraft des Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren läßt. Aber selbst abgesehen davon gingen seine politischen Bestrebungen weniger aus einer klaren und festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Centralisation der Staatsgewalt hervor, als aus Egoismus und Selbstsucht, die keine Schranke, keine Macht über sich dulden wollten, und die vollständige Zurückdrängung der ständischen Verhältnisse kann als der erste Keim zu jener furchtbaren Umwälzung betrachtet werden, welche drei Jahrhunderte nach Ludwig XI. Frankreich und ganz Europa erschütterte.

---

52. Ausbruch des großen Englischen Bürgerkrieges unter Heinrich VI.

König Heinrich VI., unter dessen kraftloser Regierung, wie wir oben (Abschn. 39.) gesehen haben, alle Eroberungen in Frankreich verloren gingen, blieb auch zum Manne herangereift, das Spiel seiner Räthe und seiner ehrgeizigen Gemahlin, die, schon als Angehörige eines fremden und feindlichen Herrscherhauses, den Engländern verhaßt war. Die Unzufriedenheit des Volkes, die mit jedem neuen Verluste an Kriegsehre

*) From the jealousy natural to tyrants, he confided in these foreign mercenaries as the most devoted instruments of oppression, and the most faithfull guardians of the power, which he had acquired. Robertson.

und Land immer größer wurde, richtete sich besonders gegen den Herzog von Suffolk, Heinrich's mächtigsten Minister und Liebling der Königin. Das Unterhaus klagte ihn des Verraths an, und er wurde auf fünf Jahre aus dem Königreiche verbannt; als er sich aber schon eingeschifft hatte, schickten ihm seine blutdürstigen Feinde ein Geschwader nach, und ließen ihn auf dem Meere enthaupten (1450). Unmittelbar auf Suffolk's Hinrichtung folgte die Empörung eines kühnen und verschmitzten Irländers von niedrigem Stande, Namens Johann Cade, der wegen seiner Verbrechen aus England hatte fliehen müssen, jetzt aber zurückkehrte und sich Mortimer nannte, mit dem Vorgeben, der Familie dieses Namens anzugehören, die von dem zweiten Sohn König Eduard's III. abstammte. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen in Kent, schlug einen gegen ihn gesandten Heerhaufen des Königs, und nahm sogar von der Stadt London Besitz. Zwar konnte er den Betrug nicht lange verbergen, und ward auf der Flucht getödtet; aber sein Beispiel zeigte doch hinreichend, was ein Mann von höherm Gewichte und edleren Absichten allenfalls der Regierung von England würde bieten dürfen.

Als ein solcher trat jetzt der Herzog Richard von York auf, der sich theils in Frankreich, theils in Irland hervorgethan, und in dem letztern Lande eine lange und gefährliche Rebellion mit vieler Geschicklichkeit gestillt hatte. Er glaubte ein näheres Recht an die Krone zu haben als Heinrich, und wurde durch dessen große Schwäche und die Unzufriedenheit des Volkes mit seiner Regierung gereizt, es geltend zu machen. Väterlicher Seits stammte er zwar von dem vierten Sohne Eduard's III. ab, und Heinrich von dem dritten *), aber seine Mutter

*) Stammtafel zur Erläuterung der Ansprüche der Häuser Lancaster und York.

Eduard III. † 1377.

- Eduard, der schwarze Prinz † 1376.
  - Richard II., abgesetzt 1399.
- Lionel, Herz. v. Clarence † 1368.
  - Philippine, verm. mit Edmund Mortimer Gr. v. la Marche.
    - Roger Mortimer † 1399.
      - Edmund Mortimer.
      - Anna Mortimer, verm. m. Richard Gr. v. Cambridge; Mutter Richard's, Herz. v. York.
- Johann von Gaunt, Herz. v. Lancaster † 1399.
  - Heinrich IV. † 1413.
    - Heinrich V. † 1422.
      - Heinrich VI. † 1472.
        - Eduard erschl. 1471.
  - Johann Beaufort Gr. v. Somerset.
    - Joh. Gr. v. Somerset.
      - Margarete, verm. m. Edmund Tudor Gr. v. Richmond.
        - Heinrich VII. verm. m. Elisabeth v. York.
- Edmund v. Langley, Herz. v. York † 1402.
  - Richard, Gr. v. Cambridge, verm. m. Anna Mortimer.
    - Richard Herz. v. York † 1460.
      - Eduard IV. † 1483.
        - Eduard V. 1483.
        - Elisabeth verm. mit Heinrich VII.
        - Richard Herz. v. York ermrd. 1483.
      - Georg Richard Herz. v. III. † Clarence 1485. ermordet 1477.
        - Eduard Gr. v. Warwic enth. 1499.

war eine Urenkelin des zweiten Sohnes jenes Königs. Dazu kam, daß Heinrich's Großvater, Heinrich IV., sich durch gewaltsame Entthronung seines Vorgängers den Weg zur Herrschaft gebahnt hatte (oben Abschnitt 35.), und wie sehr dies auch damals mit der Zustimmung der meisten Großen und des Volks geschehen war, so erschien es doch späterhin einem Theile der Engländer in dem Lichte gehässiger Usurpation, und jetzt um so mehr, als es die Regierung eines so untüchtigen Enkels zur Folge hatte. Als die Factionen sich späterhin sichtbarer theilten, gaben die Zeichen der beiden Fürsten ihnen unterscheidende Namen. York's Partei hieß die weiße, und die königliche oder Lancasterische die rothe Rose. Ohne Erlaubniß des Königs kehrte der Herzog von York aus Irland zurück, erklärte sich für die Interessen des Volkes, und erzwang an der Spitze von viertausend Mann von Heinrich die Zusammenberufung eines Parlaments zur Abstellung von Mißbräuchen in der Regierung (1450). Hier trat ihm aber Edmund, Herzog von Somerset, als Haupt des königlichen Anhanges so geschickt entgegen, daß er seine Absichten, welche zunächst die Entfernung mehrerer Diener des Königs vom Hofe betrafen, nicht durchsetzen konnte. Danach sammelte der Herzog ein Heer, um auf diese Weise zum Ziel zu kommen, jedoch wußte ihn Heinrich durch scheinbares Nachgeben zu täuschen, und zu einer persönlichen Zusammenkunft zu verlocken, die mit York's Gefangennehmung endigte. Es war ein entscheidender Augenblick, und der König hätte sich seines gefährlichen Feindes für immer entledigen können; allein er entließ ihn nach seiner gewöhnlichen milden Weise unangetastet auf sein Schloß Wigmore an den Grenzen von Wales, nachdem er ihm einen feierlichen Eid der Treue abgefordert. Zwei Jahre darauf ward der König bedenklich krank, und die Königin glaubte sich am besten zu sichern, wenn sie den Herzog von York freiwillig in den Rath berufe. Sein Einfluß überwog in Kurzem Somerset's Ansehen, der dann auf sein Betreiben in den Tower gesetzt wurde, während das Parlament ihn selbst, so lange des Königs körperliche und geistige Schwäche fortdauere, zum Protector des Reiches ernannte. Im December 1454 genas Heinrich, machte der Herrschaft York's ein Ende, befreite Somerset aus dem Tower und verlangte, daß die beiden Herzoge ihre Streitigkeiten der Entscheidung von Schiedsrichtern überließen. York war nicht Willens diesen Ausspruch abzuwarten, er verließ den Hof, sammelte Truppen, überfiel und schlug die Königlichen in St. Albans (22. Mai 1455) und bekam den König

selbst in seine Hände. Somerset war geblieben. Richard benutzte sein Glück mit Mäßigung und Besonnenheit. Er behandelte den König ehrerbietig und schonend, ließ sich aber durch das Parlament wieder zum Protector ernennen, worein die Mehrheit der Lords jedoch nur zögernd und ungern willigte*). Auf diese Stimmung bauend, führte die Königin Margarete ihren Gemahl im nächsten Jahre vor das Oberhaus, und erklärte demselben seinen Wunsch, selbständig zu regieren. Die Vollmacht des Protectors ward aufgehoben, und Richard stieg, ohne Widerstand zu versuchen, von seiner hohen Stelle herab. Aber die Zwietracht war damit nicht gelöscht, obschon einige Zeit in trüglicher Ruhe vorüberging, sie drang vielmehr immer tiefer in die Nation ein. Die Stärke der Yorkisten lag in der Stadt London und in den umliegenden Grafschaften, überhaupt mehr in der mittlern und niedern Volksclasse. Dagegen war der größte Theil des Adels der regierenden Dynastie sehr ergeben. Dieser mußten in der That ein so langer Besitz und zwei Thronfolgen mit völliger Einstimmung des ganzen Volkes bei jedem Ruhe und ungestörte Fortdauer der Ordnung Liebenden auf das kräftigste das Wort reden.

Ein zufälliger Vorfall brachte die Feindschaft der Parteien wieder zu offenem Ausbruch. Der Graf von Warwic, ein Freund und Verwandter Richard's, und durch diesen während seines Protectorats zum Befehlshaber von Calais ernannt, war durch Tapferkeit, Reichthum, Glanz, Beliebtheit und ein zahlreiches Gefolge bewaffneter Dienstleute der mächtigste Genosse der Yorkischen Partei. Einer von seinen Leuten gerieth mit einem Diener des Königs in Zwist, die Zahl der Streitenden wuchs von beiden Seiten, und der Auftritt wurde so lebhaft, daß man dahinter tiefer liegende Pläne vermuthete. Der Hof zog Truppen zusammen, Warwic eilte in seine Statthalterschaft zurück, sein Vater, der Graf von Salisbury, brachte in Eil einige Mannschaft auf, die er dem Herzog von York zuführen wollte. Bei Bloreheath auf der Grenze von Staffordshire traf er auf eine Abtheilung des königlichen Heeres und schlug dieselbe vollkommen (23. September 1459). Trotz dieses glücklichen Erfolges zerstreuten sich York's Truppen, als der König mit starker Macht gegen ihn heranrückte. Der Herzog entkam mit seinen vornehmsten Anhängern, worauf die Flüchtigen von einem zu Coventry versammelten Parlament für Verräther des Reiches erklärt

*) Hallam Zustand von Europa im Mittelalter, Deutsche Uebers. Bd. II. S. 502.

wurden. Aber im folgenden Jahre kam Warwic von Calais herüber, und gewann einen Sieg bei Northampton (10. Juli 1460), wobei der König abermals gefangen ward. Nun erst trat Richard mit seinen Ansprüchen auf die Krone von England öffentlich hervor, und legte sie dem Hause der Lords vor. Diese entschieden endlich dahin, daß nach Heinrich's Tode die Nachfolge auf Richard und dessen Erben übergehen solle, da das Recht zwar für den Herzog spräche, der Eid der Treue sie aber an den König bände, der acht und dreißig Jahre im Besitz des Thrones sey. Mit dieser Ausgleichung waren der Herzog und der ohnehin in der Gewalt seiner Gegner befindliche König zufrieden, nicht aber die Königin, welche die Thronfolge ihres Sohnes so leicht nicht aufgeben wollte. Sie war gleich nach der Schlacht bei Northampton zu den Baronen in Nordengland geflohen, und hatte dort durch ihre Beredsamkeit und Anmuth so viele derselben für sich gewonnen, daß sie an zwanzigtausend Kriegsleute in's Feld führen konnte. York eilte ihr entgegen, obgleich sein schleunig zusammengerafftes Heer nur fünftausend Mann zählte, und in der Hoffnung, durch Tapferkeit den Mangel der Stärke zu ersetzen, wagte er einen offenen Angriff. Der Erfolg war vorherzusehen. Dreitausend seiner Anhänger starben den Heldentod, und er selbst wollte sie nicht überleben. Dieser Sieg, bei dem Städtchen Wakefield am 24. December 1460 erfochten, entfesselte alle Leidenschaften der Lancasterschen Partei, und wüthende Rachsucht ließ dann im Fortgange des Bürgerkrieges beide Theile mit einer Wildheit und Grausamkeit verfahren, die diesen Unruhen bisher fremd gewesen waren. Margarete befahl, dem erschlagenen Herzog das Haupt abzuschneiden und es mit einer papierenen Krone auf das Thor von York zu stecken. Sein dritter Sohn, der Graf von Rutland, ein schöner Jüngling von siebzehn Jahren, ward ergriffen, vor den Lord Clifford gebracht, und von diesem mit eigener Hand erstochen. Alle anderen Gefangenen von hoher Geburt, unter ihnen der Graf von Salisbury, starben unter dem Henkerbeil.

Durch diesen Unfall war jedoch die Yorkische Partei noch bei weitem nicht ausgerottet, ja nicht einmal niedergebeugt. Herzog Richard hinterließ, außer einem zahlreichen Anhang, noch sechs Kinder, unter denen Eduard, der älteste Prinz, das Werk seines Vaters mit Eifer ergriff, Truppen anwarb und ein königliches Corps bei Mortimerscroß am ersten Februar des folgenden Jahres in die Flucht trieb. Indeß zog die Königin selbst mit ihrem siegreichen Heere von Wakefield auf

London. Bei St. Albans stellte sich ihr ein Yorkischer Heerhaufe, vom Grafen Warwic geführt, in den Weg, da Eduard noch nicht herbeigekommen war. Warwic wurde geschlagen (18. Febr. 1460), und König Heinrich, der sich als Gefangener in seinem Lager befunden hatte, dadurch befreit. Aber die Truppen der Königin, größten Theils Grenzbewohner aus dem Norden, zerstreuten sich beutegierig nach der Schlacht im Lande herum, so daß Eduard mit den Resten des Warwicschen Heeres vereinigt, dennoch ungehindert in die Hauptstadt einrücken konnte. Hier hieß ihn das Volk, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, von seiner Jugendfülle, er zählte erst neunzehn Jahr, und seiner Freundlichkeit, mit lautem Jubelgeschrei willkommen. Der Lord Falconberg, einer seiner Anhänger, hielt vor der Stadt Heerschau über einige Abtheilungen, und der Bischof von Exeter ergriff diese Gelegenheit, um an die Anwesenden eine Rede über den grundlosen Anspruch und die Unfähigkeit Heinrich's, und über das Recht und die Gaben Eduard's zu halten. Der Beifall, den die Rede erhielt, wurde als ein Ausspruch der öffentlichen Meinung angesehen, und Tags darauf in einem großen Rathe erklärt, Heinrich habe dadurch, daß er sich mit den Truppen der Königin vereinigt, den Vergleich gebrochen, und die Krone an Eduard von York verwirkt. So ward denn dieser am folgenden Tage (5. März 1461) feierlich in London unter dem Namen Eduard IV. zum Könige ausgerufen.

---

53. Eduard IV.

(1461—1483.)

Auf diese Weise hatte ein Sprößling des Hauses York den Thron von England bestiegen, aber der furchtbare Bürgerkrieg, der das Land zerriß, war keineswegs geendet. Die muthige Königin Margarete, welche die Hoffnung auf Sieg und Herrschaft noch immer nicht aufgab, und abermals sechszigtausend Mann in Yorkshire um sich versammelt hatte, mußte sogleich von Neuem bekämpft werden. Am 29. März 1461 wurde ihr Heer bei Towton völlig geschlagen. Eduard hatte geboten, keinem Lancastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer an acht und zwanzigtausend getödtet. Mit Mühe entkamen Margarete und ihr Gemahl Heinrich nach Schottland, Eduard hingegen kehrte im Triumph nach London zurück, und hatte die Krone auf seinem Haupte befestigt.

Ein Parlament, welches darauf versammelt ward, zeigte sich dem Sieger so gefügig, daß es die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig erklärte, und Heinrich VI., seine Gemahlin, seinen Sohn, dreizehn Herzöge, Grafen und Lords, und wer sonst noch der Sache des Hauses Lancaster mit Eifer gedient hatte, ächtete, und ihrer Güter verlustig erklärte. Eine beispiellose Strenge und Härte, die indeß der grausamen und gegen seine Feinde unversöhnlichen Gemüthsart Eduard's entsprach. Er war ein Herrscher von ausgezeichneten Eigenschaften, in Gefahren zeigte er schnelle Besonnenheit und großen Nachdruck, doch fehlte ihm eine sittlichere Haltung, und wenn ihn nicht dringende Sorgen in Anspruch nahmen, überließ er sich ausschweifenden Vergnügungen und sinnlichen Genüssen ohne Maß.

Nach kurzer Zeit erschien Margarete in den nördlichen Provinzen zum dritten Mal unter den Waffen (1462). Aber trotz Schottischer und Französischer Unterstützung, die sie sich zu verschaffen gewußt hatte, mußte sie der Uebermacht weichen, und ihre Anhänger in verschiedene feste Plätze vertheilen. Während dieser Kämpfe gerieth die Königin, da sie überall helfen und ermuntern wollte, in zahllose Entbehrungen und Gefahren. Als sie einst mit ihrem Sohne und weniger Begleitung durch eine waldige Gebirgsgegend zog, wurde sie von Räubern angefallen, geplündert und fortgeführt. Aus Furcht, an Eduard ausgeliefert zu werden, gab sie sich nicht zu erkennen, und als die Bande über die Theilung der Beute in Streit gerieth, benutzte sie diese Verwirrung, mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entspringen. Plötzlich tritt ihr ein einzeln nachkommender Räuber in den Weg, und dringt mit gezücktem Schwert auf sie ein. Verzweiflung führt Margarete die Geistesgegenwart zurück: „Hier, mein Freund," ruft sie, „ist eures Königs Sohn, ich vertraue ihn eurem Schutze." Der Räuber, überrascht von so seltsamer Ehre, übernimmt diese Verpflichtung mit dem Eifer des treusten Unterthanen und führt die beiden Unglücklichen wohlbehalten zu den Lancastriern. Indeß eroberte der Graf von Warwic eine Feste nach der andern, so daß sich Margarete endlich mit zweihundert Begleitern nach Flandern einschiffen mußte (1463). Von hier begab sie sich zu ihrem Vater nach Lothringen, wo sie einige Zeit in stiller Verborgenheit zubrachte. König Heinrich VI. war nicht so glücklich. Nachdem er fast ein ganzes Jahr lang in Lancashire und Westmoreland herumgeirrt, und von der Treue der Einwohner dieser Provinzen, die sich ihm durchaus ergeben zeigten, geschützt und verborgen worden war, verrieth ihn

endlich ein Mönch von Abingdon. Zu Islington empfing der Graf von Warwic den gebeugten, bereits zum dritten Mal gefangenen Herrscher, ließ ihm die Füße an die Steigbügel schnüren, führte ihn dreimal um den Schandpfahl und brachte ihn dann zu strengem Gewahrsam in den Tower (1465).

So war die Ruhe im Innern des Reiches hergestellt, nach außen sicherte sich Eduard IV. durch Bündnisse. Dennoch gab er selbst in Kurzem zu neuen Unruhen Veranlassung. Er hatte Elisabeth Gray, die Tochter des Lord Wydeville und Witwe eines eifrigen Lancastrier's, geheirathet, der im zweiten Treffen bei St. Albans gefallen war. Die unbesonnene Begünstigung aller Anverwandten dieser Frau, sogar ihrer Kinder erster Ehe, von Seiten des Königs, erweckte ihm große Unzufriedenheit in der Mitte seiner eigenen Partei. Als Warwic, dem Eduard vor Allen seine Krone verdankte, und seine Brüder, der Lord Montague und der Bischof von Exeter, die sich ebenfalls große Verdienste um den König erworben, und ihn bisher nach ihren Wünschen geleitet hatten, am Ende ihres ganzen Einflusses durch die Wydevilles beraubt wurden, dachten sie auf Widerstand und Rache. Als nun damals ein Aufruhr der Bauern in Yorkshire ausbrach, stellten sich zwei Anverwandte Warwic's an die Spitze der Insurgenten, schlugen das königliche Heer bei Edgecote (26. Juli 1469), und ließen den Lord Wydeville mit seinem jüngeren Sohn, den Vater und den Bruder der Königin, welche sie gefangen hatten, zu Northampton hinrichten. Während dieser Zeit hatte der Graf von Warwic selbst die Vermählung seiner Tochter Isabelle mit Eduard's Bruder, Georg von Clarence, dem der Uebermuth der Wydevilles ebenfalls im Wege stand, in seiner Stadt Calais feierlich begangen; er landete jetzt in England, und zwang den König, der von den meisten seiner Anhänger verlassen war, ihm seinen vorigen Einfluß wieder einzuräumen. Indeß war das frühere Vertrauen nicht herzustellen, und als Clarence und Warwic statt einen Aufstand in Lincolnshire zu bekämpfen, denselben vielmehr durch heimliche Versprechungen unterhielten, erklärte sie der König, nachdem es ihm gelungen war, selbst die Empörer zu schlagen und hiedurch sein Ansehen von Neuem zu befestigen, für Verräther des Reiches. Die Geächteten entkamen nach Frankreich, wo Ludwig XI., der gern einen mächtigen Nachbar auf diese Art beschäftigt sah, ihnen mit Freuden seine Hülfe anbot. Zu diesen Dreien trat auch Eduard's alte Feindin, die Königin Margarete, die damals in Angers lebte, hinzu; die Entthro-

nung Eduard's ward beschlossen, und Warwic, so groß seine Feindschaft gegen das Haus Lancaster war, willigte jetzt selbst in Heinrich's VI. Wiedererhebung. Unterstützt von Französischem Gelde, setzten Warwic und Clarence nach England über, und Margarete versprach, mit ihrem Prinzen, der Warwic's zweite Tochter Anna heirathen sollte, in Kurzem nachzukommen. Treue Mitverschworne hatten unterdeß schon an der Küste die vornehmsten Häupter der Lancasterschen Partei versammelt, in wenig Tagen war ein Heer von sechszigtausend Mann beisammen, und Eduard, der gar keine Gegenanstalten getroffen, sondern seine Zeit in Liebeshändeln vergeudet hatte, sah mit Schrecken, daß sich nur wenig Kriegsvolk bei seinen Fahnen einfand. Aber auch unter diesem waren Verräther. Mitten in der Nacht ward er überrascht, aber glücklicher Weise noch zu rechter Zeit gewarnt, so daß er sich auf's Pferd werfen, und mit dreitausend Reitern nach Norfolkshire fliehen konnte. Zu Lynn fand er einige Schiffe, mit denen er auf der Stelle nach Holland unter Segel ging. Von Seeräubern angegriffen, entkam der König mit genauer Noth, und mußte seine Fahrzeuge bei Alkmar auf den Strand laufen lassen. So eilig war diese Flucht gewesen, daß er nichts mit sich führte, den Hauptmann seines Schiffes zu belohnen. Er schenkte ihm seinen Zobelpelz, mit der Vertröstung, ihn künftig einmal, vielleicht in bessern Zeiten, besser zu belohnen (1470).

So schnell war ein stolzer und mächtiger König in einen hülfesuchenden Bettler verwandelt. Warwic war elf Tage nach seiner Landung Meister des ganzen Königreichs; er zog Heinrich VI. wieder aus dem Tower auf den Thron, und erwarb sich, da seine Tapferkeit und sein Glück den Engländern nun schon zwei Herrscher gegeben hatte, den Beinamen des Königmachers. Das Parlament, gewohnt, sich vor der Uebermacht zu beugen, bestätigte Alles. Heinrich ward auf's Neue als König, und sein junger Sohn Eduard, der noch mit der Mutter in Frankreich verweilte, als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Auf einmal sah man also im ganzen Reiche Alles umgestürzt, die Lancastrier hatten wieder die Oberhand, alle Einrichtungen Eduard's IV. wurden vernichtet, im Namen Heinrich's herrschten Warwic und Clarence, und wer von der Yorkschen Partei die Küste erreichen konnte, entwich außer Landes. Eduard's Gemahlin, die schöne Elisabeth, flüchtete in das Gotteshaus zu Westminster, und ward in diesem Zufluchtsort von einem Sohne, dem nachmaligen Thronerben, entbunden. Doch wenn sich die

Sieger auch mit Gütern und Ehrenstellen reichlich bedachten, so befleckten sie doch ihre Erfolge nicht durch Blutvergießen.

In den Niederlanden herrschte um diese Zeit Karl der Kühne, seine Gemahlin war Eduard's Schwester, also konnte der Letztere Hülfe und Unterstützung erwarten. Doch wollte der Herzog von Burgund nicht öffentlich mit England brechen, weil dies sofort ein Bündniß zwischen Warwic und Ludwig XI., der ihn eben damals unvorbereitet überfallen hatte und seinen Truppen hinreichend zu thun gab (oben S. 209.), zur Folge gehabt haben würde. Er begnügte sich daher, seinen Schwager unter der Hand mit Geld zu versehen, und miethete mehrere Hanseatische Schiffe für ihn, mit welchen Eduard am 25. März 1471 zu Ravenspur in Yorkshire landete, an derselben Stelle, wo Heinrich Bolingbroke sein Fahrzeug verlassen hatte, um Richard II. vom Throne zu stoßen. Heuchelnd erklärte und beeidete er, er strebe nicht wieder nach der Krone, sondern wünsche nur, in seine väterliche Erbschaft York aufgenommen zu werden. Aber als er seine Schaaren mit jedem Tage mehr anwachsen sah, ward auch seine Sprache offner. Er zog auf London zu; Clarence, der schon seit längerer Zeit wieder ein geheimes Einverständniß mit seinem Bruder unterhielt, ging mit einem beträchtlichen Heerhaufen zu ihm über, und während Warwic seine Streitkräfte bei Coventry sammelte, wurde Eduard schon in London eingelassen (11. April). Warwic hatte nicht sechs Monat die Regierung verwaltet. Der schwache Heinrich VI. ward zum vierten Male seiner Freiheit beraubt und in den Tower gesetzt. Indeß nahten die Lancastrier mit drohender Kriegsmacht, aber kühn zog ihnen König Eduard entgegen, und als sich die Heere am 14. April bei Barnet trafen, verlor Warwic nach sechsstündigem Gefecht Sieg und Leben. Auch sein Bruder Montague fiel.

An demselben Tage, da dies entscheidende Gefecht geliefert ward, kam Margarete, Heinrich's VI. Gemahlin, mit ihrem nun achtzehnjährigen Prinzen Eduard aus Frankreich an. Sie vernahm die Schreckensbotschaft, und wollte schon zurückfliehen, als sich der Rest der Lancasterschen Partei um sie versammelte. So erwartete sie denn den König zu ihrem Verderben, denn der Tag von Tewkesbury (4. Mai) bewirkte die völlige Niederlage dieser Schaaren, und brachte sie selbst mit ihrem Sohne und einen großen Theil des Adels in Eduard's Gewalt. Als man den jungen Fürsten in das Zelt des Siegers führte, fragte ihn dieser in stolzem Tone, wie er es habe wagen können, in sein Reich zu kommen.

Um meines Vaters Krone und mein Erbe zu verfechten, antwortete der Jüngling. Ergrimmt über diese Kühnheit schlug ihn der König mit seinem Panzerhandschuh in's Gesicht, und die anwesenden Lords, unter denen selbst die Herzoge von Clarence und Gloceſter, des Königs Brüder, waren, sahen das für ein Zeichen an, mehr zu thun. Sie rissen den Unglücklichen hinaus, und durchbohrten ihn mit ihren Dolchen. Von den gefangenen Baronen wurden viele grausam hingerichtet. Auch König Heinrich, der einzige, dessen Leben die Yorksche Partei nun noch beunruhigen konnte, starb kurz darauf plötzlich in seinem Gefängniß, an demselben Tage, als Eduard seinen siegreichen Einzug in London hielt. Es ging ein Gerücht im Volke, Eduard's jüngster Bruder, der eben genannte Richard von Gloceſter, habe ihn mit eigener Hand ermordet. Margarete blieb im Tower, bis Eduard, vier Jahre nach seiner Wiedereinsetzung, als Bundesgenosse Karl's des Kühnen nach Frankreich zog, diese Unternehmung aber bald durch den Frieden von Pecquigny wieder beendete (oben S. 213.). In jenem Vertrage wurde nämlich außer den früher bereits erwähnten Bedingungen festgesetzt, daß die Wittwe Heinrich's VI. für funfzigtausend Kronen, die Ludwig XI. zu zahlen übernahm, freigelassen werden solle. So brachte Margarete, die nach Hume's Ausdruck eben so wenig mit den Tugenden ihres Geschlechts geziert, als den Schwachheiten desselben unterworfen war, die letzten Jahre ihres Lebens in stiller Zurückgezogenheit zu. Sie starb in Frankreich 1482.

Ohne Nebenbuhler behauptete nun Eduard IV. die Krone von England, die Frucht so vieler Kämpfe, so mancher Wechselfälle des Glückes, bis an sein Ende. Doch war seine Regierung auch jetzt von Unruhe und Argwohn nicht frei, denn nach dem völligen Unterliegen der Lancasterschen Partei wandte das siegende Haus die entfesselten Leidenschaften gegen seine eigenen Glieder und Genossen. Eduard konnte es seinem Bruder Clarence nicht vergessen, daß er ihm längere Zeit feindlich gegenübergestanden, eine Erinnerung, welche durch des Herzogs unfügsames und eigenwilliges Wesen erhalten werden mochte. Auch mit dem Herzoge von Gloceſter, seinem jüngeren Bruder, verfeindete sich Clarence bald nach der Schlacht bei Barnet, weil jeder von ihnen die ganze Erbschaft des Grafen Warwic in Anspruch nahm *). Ein neuer Grund zum Mißvergnügen wurde es für Clarence, als er sich nach Karl's des Kühnen Tode um dessen Erbtochter Maria bewer-

*) Um ein Anrecht auf diese Erbschaft zu gewinnen, hatte Richard von Gloceſter kurz vorher die Wittwe des ermordeten Prinzen Eduard, Anna von Warwic, geheirathet.

ben wollte, und Eduard, der solche Macht in der Hand seines Bruders fürchtete, ihn die dazu erforderlichen Schritte zu thun verhinderte. Diese Stimmung benutzten die Feinde des Herzogs am Hofe, um denselben durch fernere Kränkungen weiter fort zu reißen und wo möglich öffentlich bloß zu stellen. John Stacey, einer von den Dienern des Herzogs, wurde der Zauberei angeklagt und gab auf der Folter den Lord Burdet, einen Freund seines Herrn, als Mitschuldigen an; beide wurden vor Gericht gestellt und nach kurzem Verfahren enthauptet. Wie sich erwarten ließ, sprach Clarence laut für die Unschuld seines Freundes und gegen die Ungerechtigkeit der Verfolgung. Als Eduard hievon benachrichtigt wurde, warf er seinem Bruder vor, die Gerechtigkeitspflege geschmäht zu haben und ließ ihn in den Tower bringen. Aus sorgsam aufgefangenen, entstellten oder erdichteten Reden des Herzogs gegen den König wurden mühselig mehrere Gründe zusammengebracht, um von den Lords ein Todesurtheil zu verlangen, und diese, sclavisch oder feige gesinnt, gaben ohne Widerspruch ihre Zustimmung. Die einzige Gnade, deren sich der Herzog als Bruder des Königs zu erfreuen hatte, war die, daß ihm die Wahl der Todesart selbst überlassen ward. Er hatte Mannestrotz genug, auch dieser furchtbarsten aller Nothwendigkeiten mit seiner gewöhnlichen Laune ins Gesicht zu sehen, und wünschte, in einem Fasse Malvasier ersäuft zu werden, welchen Wein er immer vorzüglich gern getrunken hatte (18. Febr. 1478).

---

54. Eduard V.

(1483.)

Als König Eduard IV. am 9. April 1483 starb, zählte sein ältester Sohn, der denselben Namen trug, erst dreizehn, der jüngere, Richard, erst sieben Jahre. Ihre Mutter Elisabeth, deren älterer Bruder, welcher zum Grafen von Rivers erhoben worden war, und deren Söhne erster Ehe, der Marquis von Dorset und der Lord Gray, hofften für den Unmündigen zu regieren. Aber durch die Begünstigung der Wydevilleschen Familie, welche Eduard IV. früherhin um Thron und Reich gebracht, die er trotz dem nach seiner Wiederherstellung, wenn auch nicht in dem Maße als zuvor, fortgesetzt hatte, war schon in den letzten Jahren seiner Herrschaft die Eifersucht des alten Adels, an dessen Spitze die Lords Stanley und Hastings standen, von Neuem erweckt worden. Ver-

gebens hatte Eduard auf dem Sterbebette die beiden Parteien zu versöhnen gesucht. Die Gegner der Wydevilles strebten diesen die erwartete Herrschaft zu entreißen, und bemühten sich deshalb, den Herzog von Gloceſter auf ihre Seite zu ziehen. Sie stellten ihm vor, daß er als väterlicher Oheim die Regentschaft führen müſſe, und ihre Anträge wurden nicht zurückgewiesen.

Richard von Gloceſter, berüchtigt durch die tiefe Entartung der menschlichen Natur in ihm, und allbekannt durch das Bild, welches eine hohe poetische Meisterhand von ihm entworfen, war von kleinem Körper und zurückschreckender Häßlichkeit. Bei der finstern Verschlossenheit seines Gemüths hatten sich, so lange sein Bruder lebte, von der ungemeſſenen Herrschsucht, die ihn beseelte, nur wenige Spuren gezeigt. Jetzt hegte er keinen geringern Plan, als den, selbst die Krone an sich zu reißen. List und Verstellung öffneten ihm die Bahn, Gewalt und Mord führten weiter. Beim Tode seines Vaters befand sich der junge König zu Ludlow, an der Grenze von Wales, bei dem Grafen Rivers und seinem Stiefbruder, dem Lord Gray. Die verwittwete Königin wollte, daß diese beiden ihren Souverain unter dem Schutze eines Heeres nach London führten, aber die Gegenpartei, welche sich durch diese Maßregel gefährlich bedroht sah, erhob in den Berathungen so heftigen Widerspruch, daß Elisabeth nachgab, und Rivers nur mit geringer Begleitung aufbrach. Zu Northampton traf er den Herzog von Gloceſter, der ihn und Gray mit Auszeichnung empfing und auf das freundlichste bewillkommte. Am folgenden Morgen beschuldigte Richard sie jedoch plötzlich, ihm die Zuneigung seines Neffen entzogen zu haben, und ließ sie greifen. Darauf begab er sich zum Könige, beugte das Knie und versicherte ihn seiner treusten Ergebenheit; zugleich befahl er aber deſſen Gefolge und Dienern bei Todesstrafe auseinander zu gehen und sich nie wieder blicken zu lassen. Erschreckt, und von Allen, die sein Vertrauen gehabt, verlassen, weinte der Knabe, doch Gloceſter beschwor ihn, sich zu beruhigen, da nur die Treulosigkeit der Wydevilles solche Vorsicht nöthig mache. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen flüchtete Elisabeth mit ihrem zweiten Sohn Richard, ihren Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Westminsterabtey, indeß der Herzog, als er mit seinem gefangenen Neffen in London ankam, von den anwesenden Lords und Prälaten zum Protector des Reiches während der Minderjährigkeit Eduard's V. ernannt wurde. So schienen die Barone obgesiegt zu haben, und die Wydevilles vom Throne verdrängt zu seyn;

aber bald mußten die Ersteren zu ihrem Schrecken erfahren, daß sie einem Dritten in die Hände gearbeitet hatten. Richard wußte wohl, daß Stanley's und Hastings' Anhänglichkeit an die Söhne Eduard's IV. nicht zu erschüttern seyn würde, und eilte daher, ehe sie seine tiefer liegenden Pläne errathen und dieselben durchkreuzen könnten, sie zu stürzen und durch ihren Fall die übrigen Mitglieder ihrer Partei einzuschüchtern. Während alle Anstalten zu der bevorstehenden Krönung getroffen wurden, versammelte Glocester am 13. Juni einen Rath im Tower, in welchem der junge König seinen Wohnsitz hatte nehmen müssen. Der Herzog schien heiter und zutraulich. Nach einer Weile entfernt er sich, kehrt dann mit wilder Miene und hastigem Schritte in das Zimmer zurück, und fragt die Versammlung, welche Strafe Diejenigen verdienen, die sich an ihm, dem Verweser des Reichs und dem Oheim des Königs, vergriffen. Lord Hastings nahm das Wort und sagte: „Die Strafe der Verräther." — „Nun wohl, rief der Protector, diese Verräther sind meines verstorbenen Bruders Weib und seine Buhlerin, Johanna Shore *), sammt allen ihren Gehülfen und Mitverschwornen! Seht her, wie sie mich behext haben." Dabei entblößte er seinen linken Arm, der ganz dürr und verschrumpft erschien. Die erschrockenen Räthe, die recht gut wußten, daß dies ein altes Uebel bei ihm war, sahen sich angstvoll und schweigend an, bis Richard zu Hastings gewendet fortfuhr: „Ihr selbst seyd der Vertraute dieser nichtswürdigen Shore; aber bei Sanct Paul, ich will mich nicht eher zu Tische setzen, als bis mir euer Kopf gebracht ist." Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und auf dies Zeichen stürzte ein Haufe Bewaffneter herein, von denen einer, wie durch Zufall, mit seiner Streitaxt auf den Lord Stanley losschlug, ihn aber nicht tödtlich verwundete. Die übrigen schleppten den unglücklichen Hastings gewaltsam in den Hof des Tower, zogen ihn bei den Haaren auf einen Balken, und hieben ihm den Kopf herunter. Nachmittags erschien eine Bekanntmachung an das Volk, worin diese schnelle Hinrichtung durch die Beschuldigung gerechtfertigt werden sollte, daß Hastings sich gegen den Herzog von Glocester verschworen habe. Stanley blieb mit dem Erzbischof von York und dem Bischof von Ely, zwei einflußreichen Mitgliedern seiner Partei, in Richard's Gewahrsam. Zu derselben Zeit, als Hastings ermordet wurde, erschien Ratcliffe, einer

*) Johanna Shore war die Gattin eines Bürgers zu London, und hatte, trotz der Unbeständigkeit Eduard's IV. in seinen Leidenschaften, dessen Neigung bis an seinen Tod gefesselt. Jetzt sollte Hastings einen näheren Umgang mit ihr unterhalten.

der verwegensten Anhänger des Protectors, zu Pontefract, wo Rivers und Gray mit einigen anderen ihres Anhangs bewacht wurden, und ließ sie enthaupten. So waren beide Parteien durch den Sturz ihrer Führer vernichtet, und Niemand schien übrig, von dem der Protector kräftigen Widerstand hätte befürchten müssen. Eduard V. war im Tower in Gewahrsam, zur Sicherheit beschloß Richard, auch seinen Bruder, der sich noch unter Elisabeth's Augen in Westminster befand, in seine Gewalt zu bringen. Von zahlreichen Bewaffneten begleitet, begab er sich dorthin, entschlossen, nöthigen Falls Gewalt anzuwenden; aber Elisabeth, von der Unmöglichkeit sich zu widersetzen überzeugt, gehorchte seiner Aufforderung, nachdem sie den Knaben unter strömenden Thränen noch einmal umarmt hatte, denn sie fühlte, daß sie ihn nicht wiedersehen werde. In den Tower gebracht, freuten sich die Knaben ihres Wiedersehens, und ihren kindlichen Sinn trübte keine Ahnung von der grausamen Tücke des Oheims.

So eilte Richard unter Blut und Freveln seinem Ziele zu. Der folgende Schritt war eine schamlose Frechheit. Er beschuldigte seine Mutter des Ehebruchs, und erklärte, seine beiden älteren Brüder, König Eduard und der Herzog von Clarence, seyen unechte Kinder, er dagegen sey allein der rechtmäßige Sohn und Erbe des Herzogs Richard von York. Diese schändliche Behauptung streute er nicht nur selbst in Gesprächen aus, sondern befahl auch dem Doctor Shaw, einem Geistlichen, sie von der Kanzel herab zu verkündigen, da er nunmehr entschlossen war, mit seinen Absichten öffentlich hervorzutreten. Am 22. Juni predigte Shaw in der Paulskirche. Er begann die große Sittenlosigkeit König Eduard's IV. zu schildern, griff die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Elisabeth Gray an, da er schon heimlich einer andern Frau verbunden gewesen, und folgerte daraus die Illegitimität seines Sohnes, Eduard's V. Dann ging er auf den andern Punkt über, daß der verstorbene König gar nicht der Sohn Richard's von York gewesen sey. „Aber, rief er aus, und bei diesen Worten erschien, wie es verabredet war, der Protector in der Kirche, hier haben wir das wahre Ebenbild jenes Helden, hier gleicht jeder Zug dem des Vaters." Diese jämmerliche List war darauf berechnet, daß die Zuhörer, getroffen durch die Worte des Redners, den Herzog sogleich zum König ausrufen sollten. Aber Alles blieb still, denn die Bürger waren empört über den Tyrannen sowohl, als über dessen unwürdiges Werkzeug. Da Richard indessen diesen Versuch nicht aufgeben wollte und konnte, so ließ er durch

den Lord Mayor von London die Bürgerschaft auf das Stadthaus berufen und vertraute die Führung seiner Sache dem Herzog von Buckingham, seinem Vetter und treuen Genossen alles bisher vollbrachten Frevels. Dieser hielt dann eine Rede ähnlichen Inhalts wie Shaw, und fragte am Schlusse die Versammelten, ob sie den Herzog von Gloceſter zum Könige haben wollten. Aber obgleich er seine Frage noch einmal wiederholte, blieb Alles ruhig, worauf dann der Lord Mayor die Sache durch einen seiner Beamten zum dritten Mal vortragen ließ, damit es die Bürger besser verständen. Dennoch regte sich keine Zunge. „Hm! rief Buckingham, das ist eine seltsame Hartnäckigkeit! Sagt doch nur auf irgend eine Art eure Meinung, Freunde. Es geschieht ja ohnehin nur aus einer besondern Gefälligkeit gegen euch, daß wir euch fragen, denn die Lords und Gemeinen haben hinlängliche Gewalt, einen König zu bestimmen. Aber ich wünschte doch auch von euch ausdrücklich zu hören, ob ihr den Herzog von Gloceſter zu eurem Herrn haben wollt oder nicht.“ Nach allen diesen Bemühungen warfen dann endlich einige, zu diesem Ende gemiethete Leute im Hintergrunde des Saales die Mützen in die Höhe und riefen: „Gott erhalte den König Richard!“ Danach begab sich am folgenden Tage (26. Juni) der Herzog von Buckingham, von mehreren Baronen und Herren und einigen angesehenen Bürgern begleitet, zum Herzoge, und überreichte eine Adresse, worin er ersucht wurde, die Krone von England, die ihm durch Erbrecht sowohl als durch die Wahl des Volkes gebühre, nicht auszuschlagen. Richard heuchelte Ueberraschung, zeigte Unruhe und Verlegenheit, und erklärte endlich, daß er keinen Ehrgeiz besitze, mithin habe die angetragene Würde keinen Reiz für ihn, er liebe seinen Neffen und werde ihm den Thron aufbewahren. Aber als Buckingham das heuchlerische Possenspiel noch weiter trieb und schamlos erklärte, daß das freie Englische Volk sich nie einem Bastard unterwerfen werde, that Richard, als ob er sich in die Nothwendigkeit und in den gemeinschaftlichen Willen des Volks ergebe. Bald nach seiner Krönung erhielt der Befehlshaber des Towers, Sir Robert Brakenbury, den Auftrag, die beiden Söhne Eduard's IV. heimlich erwürgen zu lassen, aber dieser erklärte fest, daß eine Handlung der Art weder mit seiner Ehre noch mit seinem Gewissen bestehen könne. Als der neue Herrscher darauf das Land durchreiste, um die Huldigung der Barone und Städte zu empfangen, sandte Richard seinen Stallmeister, Sir Jacob Tyrrel, von Warwic aus mit dem schriftlichen Befehl an Brakenbury, Jenem auf

vier und zwanzig Stunden die Schlüssel des Tower zu übergeben. In der Nacht stieg Tyrrel mit Forest, einem versuchten Mordgesellen, und Dighton, seinem Reitknecht, zum Schlafgemach der Prinzen hinauf, und blieb an der Thüre stehen, während die arglos Schlummernden von seinen beiden Gehülfen mit Betten und Kissen erstickt wurden. Die nackten Leichname begruben die Mörder am Fuß der Stiege und warfen einen Haufen Steine auf die Stätte des Frevels *).

55. Richard III.

(1483—1485.)

Um sich in dem Besitze des Thrones zu befestigen, sparte Richard keine Art von Belohnung und Erhöhung für schon geleistete oder erst zu erkaufende Dienste, und verschenkte die Schätze, welche Eduard IV. aufgehäuft hatte, mit verschwenderischer Hand. Aber bald brachen Spaltungen zwischen ihm und dem Einflußreichsten seiner Verbündeten, dem Herzog von Buckingham, aus, den Richard, wie es scheint, nur darum verderben wollte, weil er das vorzüglichste Werkzeug seiner Erhebung gewesen war, und seine Schlauheit wie seine Macht jeden Falls Besorgnisse erweckte. Von Stund an wurde Buckingham aus einem warmen Freunde ein heftiger Feind des Anmaßers. Die Anhänger des Hauses Lancaster richteten damals ihre Augen auf den Grafen Heinrich von Richmond, der mütterlicher Seits aus diesem Geschlechte stammte, und am Hofe des Herzogs Franz von Bretagne lebte, wohin er nach der Schlacht bei Tewkesbury geflüchtet war, um Eduard's IV. Verfolgungen zu entgehen. Buckingham hatte den Gedanken, diesen Prinzen auch der Yorkschen Partei dadurch annehmlich zu machen, daß er insgeheim eine Vermählung desselben mit Eduard's IV. ältester Tochter, Elisabeth, in Vorschlag brachte. So hoffte er nicht bloß, dem neuen Bewerber alle Stimmen zu verschaffen, sondern auch den langen Streit zwischen der rothen und weißen Rose durch die Vereinigung beider auf immer beizulegen. Die geheimen Unterhandlungen begannen hierauf mit dem Grafen und mit der verwittweten Königin; beide willigten mit Freuden ein; und danach wurde der achtzehnte October 1483 zu

*) Einige Schriftsteller haben diesen Frevel geläugnet, und Richard's Andenken davon reinigen wollen. Ihre Gründe sind geprüft und widerlegt von Lingard, Vol. III. p. 674. Ed. in 4.

einem allgemeinen Aufstand gegen den König bestimmt. Aber noch begünstigte diesen das Glück. Der Graf von Richmond wurde durch stürmisches Wetter verhindert, mit den Truppen, die er in Frankreich geworben, zu landen, und ebenso machten heftige Regengüsse, ungangbare Wege und hochgeschwollene Ströme Buckingham's Vereinigung mit den übrigen Häuptern der Lancastrier, die in den entfernten Provinzen Kriegsvolk zusammengebracht hatten, unmöglich. Der Herzog mußte die Flucht ergreifen, ward aber verrathen und enthauptet. Ein gleiches Schicksal traf die übrigen Empörer. Richard wollte indeß alle Pläne dieser Art auch für die Zukunft vereiteln, und suchte deshalb Eduard's IV. älteste Tochter, welche seine Widersacher gegen ihn hatten erheben wollen, mit großer Schlauheit seinem Hause zu verbinden. Durch Verheißungen und Drohungen gelang es ihm endlich, die verwittwete Königin aus ihrer Freistätte zu locken, wo sie sich noch immer befand, nachdem er einen feierlichen Sicherheitseid für sie und ihre Tochter beschworen hatte. Dann zog er die junge Elisabeth an den Hof, überhäufte sie mit Auszeichnungen, und hatte sie schon zur Gemahlin seines Sohnes bestimmt, als dieser plötzlich starb. Dennoch behielt die Prinzessin die Gunst des Königs, und man bemerkte mit Verwunderung, daß sie stets in derselben Kleidung erschien, wie Richard's Gemahlin Anna, und als die Letztere im Februar 1485 erkrankte, bot Richard selbst, noch vier Wochen vor deren Ende, der Elisabeth seine Hand. Dieser Entwurf, zu dem die Fürstin, vom Glanz der Krone geblendet, freudevoll ihre Zustimmung gab, scheiterte aber an dem Widerspruch der treusten und wichtigsten Anhänger Richard's, welche befürchten mußten, daß Elisabeth, auf den Thron gelangt, ihnen den Mord ihrer Brüder, so wie die Hinrichtung der Wydevilles vergelten würde.

Inzwischen hatten die Widersacher Richard's nicht aufgehört, an seinem Sturze zu arbeiten, und der Abscheu vor dem Tyrannen verschaffte ihnen täglich mehr Genossen und Freunde. Von dem Könige von Frankreich, Karl VIII., unterstützt, landete Graf Heinrich von Richmond endlich mit dreitausend Mann in Milford-Haven, an der Küste von Wales (7. Aug. 1485), und sah in Kurzem alle Anführer der Lancasterschen Partei in seinem Lager versammelt. Richard, der Zeit gehabt hatte, sich auf diesen Fall vorzubereiten, ging ihm mit einem weit zahlreichern Heere entgegen, und traf ihn in der Ebene von Bosworth, unweit der Stadt Leicester. Am 21. August kam es zur

Schlacht. Was Richard befürchtet hatte, geschah; seine eigenen Leute liefen schaarenweise zu dem Feinde über, schon am Abend vorher hatte ihn Lord Stanley mit siebentausend Mann verlassen. Als die noch treuen Schaaren übermannt wurden, sprengte Richard vor, und suchte seinen Gegner im Getümmel. Der feindliche Bannerträger sank unter seinen Streichen, doch eben, als er den Grafen Richmond erreichte, ward er vom Pferde gerissen und getödtet. Nach seinem Falle ward die Flucht allgemein, und der Sieg war für den Grafen entschieden. Noch auf dem Schlachtfelde riefen Freunde und Feinde ihn unter dem Namen Heinrich VII. zum Könige aus, und schmückten ihn mit der Krone, die Richard während des Treffens auf dem Helm getragen hatte. Den Leichnam des Letztern zog man unter einem Haufen von Erschlagenen, ganz unkenntlich und mit Blut besudelt, hervor, und brachte ihn nach Leicester, wo er ohne Feierlichkeit begraben ward.

So endete die mit König Heinrich II. begonnene Dynastie der Plantagenet auf dem Englischen Thron, und mit ihr der dreißigjährige Bürgerkrieg zwischen den Parteien der rothen und weißen Rose, in welchem das edelste Blut in Strömen geflossen war. Was in Frankreich nach dem Tode Philipp's des Schönen durch die langen auswärtigen Kriege, durch die blutigen Unruhen im Innern, die Kämpfe der Burgunder und Armagnacs und die schlaue Staatskunst Karl's VII. und Ludwig's XI. bewirkt worden war, die Schwächung und Unterdrückung der Vasallen und des Bürgerstandes, dasselbe war jetzt zum Theil aus denselben Ursachen in England eingetreten. Der Krieg mit dem Nachbarreiche hatte auch den Englischen Adel, wenn auch nicht in dem Maße, wie den Französischen, geschwächt. Den Ruin desselben vollendete der Bürgerkrieg, wo jedem Siege der einen oder der andern Partei die blutigsten Hinrichtungen folgten. Die dem Schlachtschwert und dem Henkerbeil entgangen waren, verloren mindestens ihre Güter. Eben so wenig hatte das Haus der Gemeinen das hohe Ansehen, welches es einst unter dem dritten Eduard durch die Vereinigung der Städte mit der Ritterschaft erworben, behaupten können. Nach dem Ausbruche des Kampfes der beiden Rosen, bis zu welcher Zeit es ihnen großen Theils gelungen war, die alte Stellung beizubehalten, brachte sie das barbarische Durchgreifen der Machthaber um alle Gewalt, und setzte sie dermaßen in Schrecken, daß schon unter Eduard IV. von keinen Petitionen um Bewilligung von Gerechtsamen und Abstellung von Beschwerden, wie sie ehedem so häufig vorkamen,

mehr die Rede ist, und das Parlament von nun an nur gebraucht wird, die willkürlichen Maßregeln der Herrscher zu sanctioniren. Die Geistlichkeit hatte sich keines größeren Einflusses zu erfreuen, und auf ihre Rechte konnte eben so wenig als auf die der Französischen Prälaten eine haltbare Schranke gegen die künftigen Könige begründet werden. So waren die ehemals kräftigsten und wirkungsreichsten Gestaltungen des Mittelalters in beiden Reichen untergraben und herabgekommen.

---

56. Italien seit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts.

Wie nach dem Tode des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti, der Staat desselben dem Untergange nahe war, ist oben dargestellt worden (Abschn. 21.). Zehn Jahre nachher wurde sein ältester Sohn, Johann Maria, ein Ungeheuer von Grausamkeit und wildem Blutdurst, der sich die Verbrecher überliefern ließ, um sie von seinen Hunden hetzen und zerreißen zu lassen, ermordet (1412); jetzt aber erhob sich dessen jüngerer Bruder, Philipp Maria, mit unerwarteter Thätigkeit, rächte den Tod Johann Maria's an den Mördern, und strebte nach der Wiederherstellung der Macht seines Vaters. Diesem war er in manchem Betracht an Gemüths- und Denkungsart ähnlich. Wie Johann Galeazzo glühte er von Ehrgeiz, ohne den Muth zu haben, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, übte er eine treulose Staatskunst, die Feinde und Freunde betrog, suchte er auf versteckten und krummen Wegen zu seinem Ziele zu gelangen, aber an Geistesgaben und Willensstärke kam er ihm nicht gleich. Indeß gewann er durch verrätherische List und durch die kriegerische Tüchtigkeit seines Feldherrn Francesco da Carmagnola viele Städte wieder, die unter seines Vaters Botmäßigkeit gestanden hatten, aber während seiner Minderjährigkeit verloren gegangen waren, und trachtete nach neuen Erwerbungen. Genua, der größten innern Zerrissenheit Preis gegeben, und von Carmagnola bedrängt, begab sich unter seine Oberhoheit (1421); als er aber anfing, seines Vaters Absichten auf Toscana zu erneuern, und Forli besetzte (1422), erwachten die Florentiner aus ihrer Ruhe. Sie ergriffen die Waffen, erlitten jedoch bei Zagonara eine Niederlage (1424), und ein Versuch, den sie machten, mit Hülfe der Ausgewanderten Genua zum Aufruhr und zur Empörung zu bringen, mißglückte gleichfalls. Doch bald gab ein großer

von Philipp Maria selbst begangener Fehlgriff seinen Feinden eine mächtige Waffe in die Hände. Mit dem gewöhnlichen Mißtrauen der Tyrannen fing er an, den Geist, den Reichthum und das Ansehn seines Feldherrn Carmagnola zu fürchten, und gedachte ihn zu verderben. Carmagnola floh nach Venedig, schreckte die Republik durch Enthüllung der ihm wohl bekannten ehrgeizigen Absichten des Herzogs, und unterstützte dadurch die Florentiner, welche Venedig zur Theilnahme an ihrem Kriege zu bewegen suchten *). Das Bündniß kam zu Stande und Carmagnola erhielt die Leitung des Krieges (1426). Gleich zu Anfang des Feldzuges fiel Brescia in seine Hände; auch Savoyen trat der Verbindung gegen den Herzog bei, und so sah sich dieser genöthigt, obgleich er Forli bereits aufgegeben, noch in demselben Jahre einen Frieden abzuschließen, in welchem auch Brescia den Venetianern blieb. Aber bald bereute Philipp Maria diese, von seinen eignen Unterthanen gemißbilligte Nachgiebigkeit, und ergriff im Vertrauen auf die Kriegskunde und das Glück der beiden berühmtesten Condottieri seiner Zeit, des Francesco Sforza und des Niccolo Piccinino, die Waffen von Neuem; allein seine Heere erlitten bei Maccalo durch Carmagnola eine große Niederlage (1427), und er mußte sich durch Abtretung von Bergamo und einem Theil des Gebiets von Cremona einen neuen Frieden erkaufen. Wenige Jahre darauf gab die Unterstützung Lucca's gegen die Florentiner und geheime Verbindungen, welche der Herzog in Brescia angeknüpft hatte, seinen Widersachern Veranlassung, den Krieg gegen ihn zum dritten Male zu beginnen. Jetzt wurde Carmagnola indeß bei Soncino geschlagen (1431) und eine ansehnliche, mit großen Kosten ausgerüstete Venetianische Flotte auf dem Po völlig vernichtet. Diese Unfälle schrieb man in Venedig der Verrätherei des Feldherrn zu und das Collegium der Zehn (vgl. Abschn. 58.) beschloß ihn gefangen zu nehmen. Da aber die damaligen Heere in Italien aus Soldtruppen bestanden, die nur dem Feldherrn verpflichtet und von diesem allein abhängig waren, schien es gefährlich, offen gegen ihn zu verfahren. Carmagnola wurde demnach unter dem Vorwande einer Berathung nach Venedig eingeladen, überall ehrenvoll empfangen und mit besonderen Feierlichkeiten in den Palast geführt. Mit Gesprächen hielt man ihn bis zur Nacht fest,

*) „Genua, sagt der Florentinische Gesandte bei Simonetta, weil ihr ihm Hülfe versagtet, machte Philipp Maria zum Herrn, wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müssen, ihr dann zuletzt zum Kaiser."

dann wurde er, angeblich durch einen nähern Ausgang, ins Gefängniß geführt. Die Folter erpreßte das Geständniß seiner Schuld, welches man haben wollte, und mit einem Knebel im Munde ward er auf dem Marcusplatze enthauptet (1432). Indeß ging der folgende Feldzug unter anderen Hauptleuten für die Republik nicht glücklicher, welche sich deswegen gegen Herausgabe aller Eroberungen von Seiten Philipp Maria's leicht zum Frieden entschloß.

Aber der rege Ehrgeiz des Herzogs ruhete nicht, die Schranken zu durchbrechen, welche ihm die beiden Republiken setzten. Er begann den Krieg von Neuem; Brescia sollte wiedergewonnen werden, der tapfere und kriegskundige Piccinino erhielt den Auftrag dazu. Dieser fand jedoch einen tüchtigen Gegner an dem Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Kunst, dem Francesco Sforza, der in diesem Kriege den Verbündeten seinen Geist und seine Schaaren lieh. Beide Republiken, besonders Venedig, strengten alle ihre reichen Kräfte an. Das Kriegsglück wechselte; plötzlich aber bot der Herzog, beleidigt von seinen Condottieri, die, weil er kinderlos war, ihn noch bei seinem Leben beerben wollten, und für ihre Dienste Städte und Länder forderten, selbst den Frieden an. Er wandte sich an Sforza, dem er seine uneheliche Tochter zur Ehe versprach, und unter dessen Vermittelung kam ein Vertrag zu Stande, zum größten Schmerz des überraschten Piccinino. Venedig behielt alle seine Eroberungen, und gewann noch Peschiera und einige andere Oerter, auf Kosten des Herzogs von Mantua, der mit Mailand verbunden gewesen war (1441). Ravenna mit seinem Gebiet ergab sich freiwillig an Venedig, welches auf diese Weise langsam aber sicher seine Macht auf dem festen Lande ausbreitete, worauf jetzt sein Ehrgeiz gerichtet war. Florenz dagegen ging ohne Erweiterung seiner Herrschaft aus allen diesen Kriegen hervor, denn selbst der Versuch, Lucca zu erlangen, wollte nicht gelingen, und es hatte seine Kräfte nur angestrengt, um sich, nach dem Ausdrucke Macchiavel's, in Armuth und Uneinigkeit zu stürzen, den Venetianern aber Herrschaft und Macht zu verschaffen. Statt Mailand's mußte daher jetzt Venedig den Florentinern Besorgniß erregen, und eine solche zeigte sich schon in der Art, wie sie bei dem Tode des unruhigen Philipp Maria (1447) an dem Kampfe über dessen Besitzungen Theil nahmen.

Ehe wir aber zur Darstellung dieser Spaltungen übergehen, müssen die früheren Begebenheiten in Neapel nachgeholt werden. Dem

Könige Ladislaus (oben Abschn. 21.) war in der Regierung dieses Reiches seine Schwester Johanna II. gefolgt, eine wegen ihres Leichtsinns und unsittlichen Wandels nicht minder als ihre Vorgängerin gleiches Namens berüchtigte Fürstin. Ihr Hof war der Schauplatz großer Ränke und Unruhen, zu welchen ihr Verhältniß mit einem gewissen Pandolf Alopo, dem sie sich und ihr ganzes Reich überließ, den Grund legte. Da dieser Günstling von niederm Stande war, so erbitterte seine unbeschränkte Gewalt die Barone um so mehr, und diese verlangten von der Königin, daß sie, da ihre erste Ehe mit dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich ohne Kinder geblieben sey, zur Wahl eines zweiten Gemahls schreite. Endlich willigte sie ein, dem Grafen de la Marche, Jacob von Bourbon, aus dem königlichen Hause von Frankreich, ihre Hand zu geben (1415), dem aber die Bedingung gemacht ward, sich des königlichen Titels und aller hieraus entspringenden Rechte zu enthalten. So hoffte sich Pandolf neben oder über ihm behaupten zu können, zumal da er auch den ältern Sforza, der ein berühmter Condottiere und von Ladislaus mit großen Besitzungen im Königreiche beschenkt war, auf seine Seite gezogen hatte. Als aber der Graf de la Marche in Neapel erschien, fand er sogleich an dem unzufriedenen Adel eine bedeutende Stütze. Sie bewogen ihn, dem Namen und der That nach als König aufzutreten, worauf er den Günstling Johanna's hinrichten, Sforza ins Gefängniß werfen, und die Königin unter strenger Aufsicht halten ließ. Bald beleidigte indeß der neue Herrscher seiner Seits durch Bevorzugung seiner Landsleute den einheimischen Adel und es entstanden Bewegungen zu Gunsten der Königin, die zuletzt ihre Freiheit und die Wiederherstellung ihrer Gewalt zur Folge hatten. Der König verließ bald nachher, als er sah, daß keine bessere Stellung für ihn zu erreichen sey, seine Gemahlin und das Land (1419), und ging in ein Kloster, wo er noch zwanzig stille Jahre verlebte. Ihres Gatten entledigt, überließ sich Johanna um so ungescheuter einem neuen Lieblinge, dem Caracciolo, der an ihrer Statt die ganze Regierung nicht ohne Verstand und Einsicht leitete. Es konnte indeß nicht ausbleiben, daß seine hohe Stellung Andere mit Eifersucht und Neid erfüllte, besonders fand sich Sforza durch seine Zurücksetzung verletzt und gekränkt. Um sich an dem Günstlinge und der Königin zu rächen, beschloß er, ermuntert von Papst Martin V., der nach seiner Ankunft vom Costnitzer Concilium in Italien dem von Ladislaus begründeten Einfluß Neapel's

auf den Kirchenstaat ein Ende machen wollte, die Ansprüche des Hauses Anjou zu befördern, und rief Ludwig III., den Sohn Ludwig's II., der Ladislaus bekämpft hatte, herbei. Die Königin nahm dagegen einen anderen sehr angesehenen Condottiere, den Braccio di Montone, welcher im Kirchenstaat Besitzungen hatte, in Dienst, und forderte, um einen noch stärkern Rückhalt zu gewinnen, durch das Versprechen der Nachfolge in Neapel auch den König Alfons V. von Aragonien, der eben mit der Eroberung von Corsica beschäftigt war, zur Hülfe auf. Dieser Unterstützung hatte sie denn auch die Zurückdrängung Ludwig's und Sforza's, die schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten, zu danken, aber der Retter selbst brachte sie in neue Gefahren. Alfons traf nämlich Anstalten, sich des Reichs so zu versichern, daß er den schon sichtbar gewordenen Wankelmuth der Königin und die Eifersucht ihres Lieblings nicht mehr zu fürchten habe; er bemächtigte sich der Person des Caracciolo und schien der Johanna ein gleiches Schicksal bereiten zu wollen, als diese sich in das Kastell von Capua rettete, den König von Aragonien aller seiner Ansprüche auf Neapel beraubte und nunmehr selbst Ludwig III. adoptirte (1423). Sforza trat in ihren Dienst zurück und zwang Alfons, die Belagerung von Capua aufzuheben, wogegen Braccio zu jenem überging. Aber Ludwig von Anjou drang jetzt tief in Neapel vor, und eroberte die Hauptstadt, so daß nur einige Punkte in den Händen der Aragonier blieben. Nach Alfons' Entfernung zeigte Caracciolo gleich Eifersucht gegen Ludwig wie früher gegen jenen, und vermochte sich jetzt um so leichter in seiner hohen Stellung zu behaupten, da es in seiner Macht stand, die Aragonier wieder herbeizurufen, falls Ludwig ihn selber bedrohe oder einschränke. Aber im Vertrauen auf seine gesicherte Stellung mißbrauchte der übermüthige Günstling seine Gewalt in jeder Weise. Sogar die Königin mißhandelte er körperlich, so daß diese endlich, Caracciolo's überhaupt überdrüssig, seinen Feinden freie Hand ließ, welche ihn nach einem Festmahl auf seinem Schlafzimmer ermordeten (1432). Bald darauf starb Ludwig ohne Erben (1434), und da auch die Königin keine Nachkommen hinterließ, setzte sie bei ihrem Tode (1435) Ludwig's Bruder, den Herzog Renatus I. von Lothringen, zum Erben ein.

Alfons von Aragonien beschloß indeß, sich mit den Waffen in der Hand die Nachfolge in Neapel zu erkämpfen, auch erklärte sich ein Theil des Adels für ihn, und Renatus war in Gefangenschaft Herzog Philipp's des Guten von Burgund, der seine Ansprüche auf

Lothringen nicht anerkennen wollte, sondern den Enkel des verstorbenen Herzogs Karl begünstigte (vgl. o. S. 218.). Alfons belagerte zunächst Gaeta. Die Bürger wandten sich an die Genueser, welche im Fall der Eroberung dieser Stadt bedeutende Verluste an Waaren und Geld zu befürchten hatten, um Hülfe. Auch der Herzog von Mailand, ihr Oberherr, mit welchem Renatus' Gemahlin wegen eines Bündnisses gegen Alfons unterhandelte, munterte sie zu diesem Unternehmen auf. Mit sechszehn Schiffen griffen sie die noch einmal so starke Aragonische Flotte an und eroberten alle Fahrzeuge des Königs, bis auf ein einziges. Alfons mit seinem Bruder und vielen angesehenen Herren seiner Umgebung wurden gefangen und dem Herzoge Philipp Maria überliefert (1485). Aus dieser schlimmen Lage rettete sich der König durch Klugheit und Gewandtheit. Er stellte dem Herzoge vor, welche Gefahr daraus erwachsen würde, wenn die Franzosen sich in Neapel festsetzten, weil sie zu ihrer Sicherheit auch nach Genua und Mailand streben müßten und würden *), und es gelang ihm, den Herzog in dem Grade zu überzeugen, daß er ihm nicht nur die Freiheit schenkte, sondern auch seine Unterstützung zur Eroberung Neapel's versprach. Auch Renatus wurde zwei Jahre darauf befreit; aber obgleich er die Herzen der Neapolitaner zu gewinnen wußte, fehlten ihm doch alle Mittel, da ihn die Aufbringung seines Lösegeldes ganz erschöpft hatte, um den Krieg gegen Alfons mit Nachdruck zu führen. So erhielt denn der Letztere nach fünfjährigen Kämpfen die Oberhand und bald darauf auch vom Papste die Belehnung (1442). Renatus mußte nach Frankreich zurückkehren. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte Alfons nicht sondern begnügte sich bis an seinen Tod (1458), in die Verhältnisse dieses Landes als bewaffneter Vermittler einzugreifen, und durch seine Verbindungen mit einzelnen Mächten die Störung des Gleichgewichts im Innern abzuwehren, oder durch die Vereinigung Aller dem Auslande entgegenzutreten, und es gelang ihm wie seinen Nachfolgern dann vorzüglich durch eine engere Verbindung mit dem neuen in Mailand emporgestiegenen Herrschergeschlecht, Italien eine Zeitlang von allem fremden Einfluß frei zu erhalten.

*) Wie gegründet diese Betrachtung war, wird die neuere Geschichte lehren.

57. Francesco Sforza.

(Geb. 1401, gest. 1466.)

Frühzeitig war in Italien der Gebrauch von Soldtruppen emporgekommen, weil mit dem wachsenden Reichthume der Städte die begüterten und wohlhabenden Bürger es bequemer und leichter fanden, Kriegssteuern zu zahlen, als selbst ins Feld zu ziehen. Die Bedürfnisse des Landadels, für ein pracht- und genußreiches Leben, wozu der Ertrag seiner Besitzungen nicht mehr genügte, hinreichende Summen in Händen zu haben, sich im Kriege Ehre und Ruhm zu erkämpfen, kamen den Städten dabei entgegen; mit den Gefolgen ihrer Dienstleute und angeworbener Söldner fochten die Edelleute gern die Fehden der Bürger für bestimmte Gelder aus. Die Parteikämpfe im Schooße der Gemeinden, welche oft die Vertreibung der einen oder der anderen Faction zur Folge hatten, ließen es an zahlreichen Armen, die nur im Kriege Unterhalt erwerben konnten, nicht fehlen; auch aus fremden Ländern, namentlich aus dem südlichen Deutschland, kamen kampflustige Jünglinge in großer Menge, welche durch Waffendienst Nahrung und Vermögen zu erwerben hofften. Auf diese Weise bildeten sich außer den kleineren stehenden Söldnerheeren der Städte im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts auch größere Waffengesellschaften oder Compagnien, welche im Lande herumzogen, und von den kriegführenden Republiken oder Dynasten für gewisse Zeiten oder Unternehmungen gemiethet wurden. Von den Contracten, welche die Anführer dieser Haufen mit den Dienstherren schlossen, erhielten sie den Namen Condottieri. Aber auch die Kriegsleute selbst machten Verträge mit ihren Führern über die Aufrechterhaltung der Ordnung und Disciplin, über die Vertheilung der Beute, über den Sold und die Ausübung der Gerechtigkeitspflege, welche diese nicht überschreiten durften. Einem Condottiere, der sich durch Tapferkeit und Kriegskunde auszeichnete, schlossen sich dann die Führer kleinerer Schaaren ebenfalls contractmäßig an. Der erste, welcher statt der gemischten und der Mehrzahl nach aus Fremden bestehenden Söldnerhaufen wieder ganz Italienische Heere bildete, war Alberico da Barbiano, und es ist schon oben erwähnt worden, mit welchem Erfolge er an der Spitze dieser Truppen den Kaiser Ruprecht nach Deutschland zurückwarf. Da die Söldnerschaaren den Krieg zur Beschäftigung ihres Lebens machten, so konnten die Feldherren an eine fortschreitende Uebung derselben, und an die

Ausbildung einer größeren Fertigkeit ihrer Streitmassen zum Kampfe denken, ein Bestreben, was bei Aufgeboten der Bürger niemals Statt gehabt hatte, und nur in gewisser Weise, nämlich für den Zweikampf, von den Rittern betrieben worden war. Auch für die Anführer selbst wurde der Krieg erst jetzt ein Gegenstand der Kunst. Die Leidenschaften und Absichten der kriegführenden Parteien waren ihnen ganz fremd, die Condottieri interessirten sich einzig und allein für den Kampf selbst, für dessen geschicktere oder ungeschicktere Art und Führung, und auf diese Weise wurden die Anfänge der Taktik und Strategie neuerer Zeiten durch die Kriegsunternehmungen der Italienischen Heerführer des funfzehnten Jahrhunderts begründet. Alberich's Schule galt für die beste, fast Alle, welche sich später auszeichneten, sind aus derselben hervorgegangen. Indeß erwachten bei den Condottieren im Laufe der Zeit auch andere Zwecke, als bloße Kriegführung. Im Gefühl ihrer Macht, strebten sie sehr begreiflich auch bald nach Herrschaft und Landbesitz. Es bedurfte daher einer großen Kunst, welche die Herzoge von Mailand, und Philipp Maria besonders, wohl verstanden, die Spannung und Feindschaft, welche zwischen den Condottieri selbst herrschte, zu benutzen, um einen durch den andern in Schranken zu halten. Leichter konnte dies geschehen, seit sich unter Alberich's Schülern zwei rivalisirende Parteien gebildet hatten, die eine von Braccio di Montone, die andere von dem ältern Sforza geleitet. Bei diesen Beiden sprach sich auch jenes Bestreben nach Land und Herrschaft am bestimmtesten aus, und der Erstere schien nicht fern von diesem Ziele zu seyn. Er hatte den kraftlosen Zustand des Kirchenstaats während des Costnitzer Conciliums benutzt, das ganze Gebiet zwischen Perugia und Rom in seine Gewalt gebracht, auch auf die letztere Stadt schon seinen Blick gerichtet, ja von einem Italienischen Königthume geträumt. Denn auch die eben erzählten Neapolitanischen Händel, in welche er nach dem Abfall Sforza's durch die Königin Johanna hineingezogen wurde, wollte er zur Erweiterung seiner Herrschaft und zur Vernichtung seines Nebenbuhlers, der in Unteritalien große Besitzungen hatte, benutzen. Allein beide Kriegsfürsten endeten hier ihre Laufbahn. Auf dem Wege gegen Braccio ertrank Sforza in den Wellen des Pescara, und Braccio verlor gegen Sforza's Heer Sieg und Leben (1424), welchen Vorfällen dann die schon erwähnte Eroberung Neapel's durch Ludwig von Anjou folgte.

Braccio vererbte seine Bestrebungen auf Piccinino, Sforza auf

seinen Sohn Francesco. Die oben erzählten Kriege des Herzogs von Mailand Philipp Maria gegen Florenz und Venedig haben schon gezeigt, wie Beide ihre Eifersucht und ihren Ruhm bewährten. Wenn aber das Glück den Sforza mehr begünstigte, und ihn zuletzt auf den herzoglichen Thron von Mailand hob, so schien es auch das größere Verdienst anzuerkennen. Sforza war der Abgott aller Krieger. Die Würde seiner Gestalt unterstützte seine Beredsamkeit, wenn er seine Schaaren zum Kampfe ermunterte; und wenn er mit blitzendem Schwert den Flüchtigen sich entgegenwarf, tönte seine gewaltige Stimme wie der Donner durch die Schlacht *). Indem er mit derselben Strenge, mit welcher er sich beherrschte, auch von seinen Soldaten Gehorsam forderte und erzwang, gewann er auch ihre Liebe durch Großmuth und Freigebigkeit und durch die Lust, die er bezeigte, sie geschmückt in Gold, Silber und Seide zu sehen. Im offnen Kampfe der Waffen entwickelte er eine große kriegskünstlerische Einsicht, und in Verlegenheiten einen Reichthum von Hülfsmitteln; in der Behandlung und Leitung der verwickelten Verhältnisse der Italienischen Staaten bewies er sich durch Besonnenheit und Schlauheit als Meister in jener arglistigen Staatskunst, welche der Geist und der Zustand dieses Landes erzeugt hatten. Alle diese Eigenschaften halfen ihm das große und glänzende Ziel erringen, welches der Tod des kinderlosen Herzogs Philipp Maria ihm öffnete. Er hatte, wie wir wissen, die uneheliche Tochter desselben geheirathet, aber mehr als von diesem Anspruche mußte er von der Schärfe seines Schwerts und seines Verstandes die Vernichtung der Schwierigkeiten erwarten, welche sich ihm entgegenstellten. Mailand selbst, von dem schrecklichen Joche der Visconti endlich befreit, wollte, um einem neuen zu entgehen, eine freie Verfassung begründen: andere Staaten, wie Florenz, schienen dies begünstigen zu müssen, oder sie suchten, wie Savoyen, Ferrara, Venedig, und sogar Frankreich **), das Mailändische ganz oder theilweise für sich zu gewinnen. Florenz wurde zwar endlich durch die persönliche Freundschaft Sforza's mit dem dort

*) Als die Venetianer einmal während der Nacht sein Lager überfielen, weil sie ihn abwesend glaubten, eilte Sforza den Soldaten voran, und rief mit seiner furchtbaren Stimme: ich bin hier! um Jene dadurch aus ihrem Irrthum zu reißen und zurückzuscheuchen.

**) Der Herzog Ludwig von Orleans war, wie schon oben (Abschn. 36.) erwähnt ist, mit Valentina, der Schwester Philipp Maria's, vermählt gewesen, und Karl VII. wollte die daher rührenden Ansprüche dieses Hauses unterstützen.

Alles geltenden Cosmus von Medici zur Begünstigung seiner Zwecke bewogen, das Uebrige hing indeß von seiner Klugheit und von seinem Glück ab. Er trat zuerst mit scheinbarer Verzichtleistung in die Dienste des neuen Mailändischen Freistaates, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, und wußte die gerechten Besorgnisse der Mailänder über diesen Schritt zu beschwichtigen. Um sie ganz sicher zu machen, wandte er sich mit desto größerer Thätigkeit gegen die Venetianer. Es gelang ihm, sie aus Piacenza zu vertreiben; darauf erfocht er einen glänzenden Sieg über ihre Flotte, die der Stadt hatte zu Hülfe kommen sollen, bei Casalmaggiore, und brachte ihnen noch einen dritten Schlag bei Caravaggio bei (1448). In beiden Treffen erlangte er durch seine Geistesgegenwart und kluge Besonnenheit den Sieg *).

Die aus allen Eroberungen verdrängten Venetianer mußten für ihr altes Besitzthum fürchten, denn Sforza rüstete sich, Brescia zu belagern, das ihm die Mailänder im Dienstvertrage zugesagt hatten. Zu ihrem Glück vermehrten Sforza's Erfolge den Argwohn der Mailänder gegen ihren Feldherrn in dem Grade, daß dieser am Ende befürchten mußte, sie würden die Venetianer selbst gegen ihn zu Hülfe rufen. Er beschloß also, einem solchen Schritt zuvorzukommen, und machte selbst mit den Venetianern einen Bund, kraft dessen er Alles, was er im Gebiete von Brescia und Bergamo erobert hatte, räumte, und ihnen Crema und die Ghiara d'Adda überließ; Venedig versprach dagegen, ihm mit Truppen und Geld zur Eroberung Mailand's zu helfen. Vom Pferde herab machte er den versammelten Soldaten diesen Entschluß bekannt, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward. Die Mailänder, von ihrem Condottiere und ihren alten Feinden zugleich bedroht, rüsteten sich gegen beide mit höchster Erbitterung, konnten aber dennoch die reißenden Fortschritte Sforza's nicht aufhalten, der sein Lager endlich vor den Mauern ihrer Stadt aufschlug. Inzwischen wandten sich die Venetianer wieder von ihm ab. Bei jenem Bündnisse war es ihre Absicht gewesen, sich von einem gefährlichen Gegner zu befreien

*) Blutig waren diese Schlachten nicht; die Condottieri begnügten sich, ihre Feinde zu fangen und zu entwaffnen. Bei Caravaggio soll Venetianischer Seits nur ein Mann geblieben seyn. Wenn dies auch nicht buchstäblich zu nehmen ist, so richtete man allerdings den Krieg zu jenen Zeiten nicht auf die Vernichtung von Heeresmassen, denn diese waren überall leicht zu haben, sondern hauptsächlich auf die Verheerung der Landschaften, um dem Gegner die Bezahlung seiner Miethstruppen unmöglich zu machen.

und Mailand durch diesen so bedrängen zu lassen, daß es sich ihnen in die Arme werfen sollte. Zum Herrn der Mailänder wollten sie Sforza keineswegs erheben. Sie machten ihm daher jetzt einen andern Vorschlag, vermöge dessen Mailand, mit dem sie sofort Friede schlossen, mit dem ganzen Gebiet zwischen der Adda, dem Ticino und Po, mit Ausschluß von Pavia, einen Freistaat bilden, er aber als Herr von Alessandria, Tortona, Parma, Pavia, Cremona u. a. m. erkannt werden sollte.

Sforza verhehlte seinen Unwillen hierüber besser als seine Soldaten, welche die abziehenden Venetianischen Schaaren beinahe gemißhandelt hätten, und suchte durch List zu seinem Ziele zu gelangen. Scheinbar bereit, diesem Frieden beizutreten, schickte er Abgeordnete nach Venedig, in der Absicht, Zeit zu gewinnen und die Venetianer hinzuhalten, um indeß die Mailänder, welche den Abschluß des Vertrages für gewiß ansahen und sich durch einen Waffenstillstand, den Sforza eingegangen war, ganz sicher wähnten, rasch zu bezwingen. Die Bürger hatten den Krieg fast ganz vergessen, ihren Getreidevorrath zur Aussaat verwendet, und an neue Zufuhr nicht gedacht, als der Stillstand zu Ende lief, Sforza die Unterhandlungen in Venedig abbrach, und die Einschließung Mailand's von Neuem begann, welche bald die Hungersnoth in der Stadt auf den höchsten Gipfel brachte. Die Schaaren der Venetianer, die der Stadt zu Hülfe kommen sollten, wurden um so leichter abgewehrt, weil weder der Feldherr noch die Regierung von Venedig Alles thaten, was sie hätten thun können, der Erstere aus persönlichen Rücksichten, die Zweite, weil sie hoffte, Mailand, auf's äußerste gebracht, werde sich dennoch zuletzt lieber ihr als dem Sforza überliefern. Allein das geringere Volk in Mailand war voll Haß gegen die Venetianer, erkämpfte durch einen Aufstand die Oberhand, und berieth in einer allgemeinen Versammlung über die in dieser Bedrängniß zu ergreifenden Maßregeln. Man war einig, daß wieder ein Fürst zum Oberhaupte gewählt werden müsse, nur von einem solchen sey Rettung zu erwarten. Einige schlugen den König von Neapel, Andere den König von Frankreich, noch Andere den Papst dazu vor, allein diese Helfer waren, andere Bedenklichkeiten nicht gerechnet, allzufern; endlich wagte Einer, Sforza zu nennen. Der Gedanke, daß dieser sofort die ungeheure Noth, unter der Alle litten, enden könne, durchfuhr die Gemüther; der Haß schwieg, das Verlangen nach ihm sprach sich laut aus, und die Thore wurden geöffnet, um ihn zu empfangen. An der Spitze seiner Schaaren, umrauscht von dem Jubel

des Volks, ritt er in die Stadt (26. März 1450). Sein erster Weg ging in die Kirche der Jungfrau Maria, der Beschützerin des Viscontischen Hauses, der er vom Pferde herab, weil die um ihn wogende Menge ihm nicht abzusteigen erlaubte, dankte, während er selbst, so über Alle hervorragend, der Schutzgott schien, dem das frohlockende Volk seine Blicke und seinen Dank zuwendete. Die Venetianer sandten zwar den Jacob Piccinino, Niccolo's Sohn, den sie in Sold nahmen, wider den neuen Herzog von Mailand, und König Alfons von Neapel, mit ihnen verbündet, griff die Florentiner an, aber Beides blieb ohne Erfolg, und der Krieg endete mit einer Vereinigung der vier Mächte, Florenz, Neapel, Mailand und Venedig, um die Ruhe im Innern und Sicherheit gegen Außen zu behaupten.

Diesem Systeme blieb Sforza bis an seinen Tod treu. Mit Cosmus von Medici in Florenz vereinigt, wirkte er fortdauernd zur Erhaltung des Gleichgewichts, welches sich zwischen seinem Staate und Venedig, zwischen dem Kirchenstaat und Neapel, endlich zwischen Nord- und Süditalien gebildet hatte. In der Mitte stand Florenz, stets dem Schwächern zur Hülfe bereit. Als nach Alfons' Ableben dessen unehelicher Sohn und Nachfolger in Neapel, Ferdinand I., von dem Papste und den unruhigen Baronen bedrängt ward, und die Letzteren Johann von Anjou, einen Sohn des Prätendenten Renatus, herbeiriefen, hielt Sforza die Florentiner, welche diesen Prinzen unterstützen wollten, davon ab, vermochte sie und die Venetianer zur Neutralität, und vermählte seine Tochter, die geistreiche und gelehrte Hippolyta, mit Ferdinand's ältestem Sohne Alfons. Eine andere uneheliche Tochter hatte er mit Piccinino vermählt, wodurch die alte Feindschaft zwischen der Sforzaischen und Braccianischen Partei beigelegt schien. Piccinino aber ward gleich nach seiner Heirath das Opfer einer schändlichen Treulosigkeit des Königs Ferdinand von Neapel, der ihn zu sich lockte und umbringen ließ. Sforza ward von Vielen beschuldigt, um diese Verrätherei gewußt und sie befördert zu haben, doch wahrscheinlich ohne Grund. Im Innern herrschte er mit Milde, und gewann und bewahrte sich die Liebe seiner Unterthanen, sonst stellte er die Art und Weise der Administration einer militärisch organisirten Monarchie, wie sie unter der Viscontischen Herrschaft bestanden hatte, wieder her.

Galeazzo Sforza, seines Vaters Nachfolger im Herzogthum Mailand (1466), war von den Eigenschaften desselben nicht entblößt, besaß aber dabei eine solche Bösartigkeit des Gemüths, daß man ihm

die Vergiftung seiner Mutter Schuld gab. Es wird eine Reihe von Grausamkeiten von ihm überliefert, vor denen die menschliche Natur schaudert. Einige ließ er lebendig begraben, Andere zwang er ihren eigenen Koth zu essen und ließ sie bei dieser Nahrung verschmachten. Die Gemarterten verhöhnte er, und seine freche Lüsternheit brachte in die edelsten Häuser Mailand's Schande und Trauer. Seine Verschwendung forderte die ungeheuersten Summen, welche das Volk durch drückende Auflagen zusammenbringen mußte. Endlich reizten seine Unthaten drei Jünglinge aus vornehmen Geschlechtern, ihn in der Stephanskirche niederzustoßen (1476). Sein Sohn Johann Galeazzo, erst acht Jahre alt, wurde als sein rechtmäßiger Nachfolger anerkannt.

58. Venedig.

Dieser Staat zeichnete sich unter den übrigen Republiken Italien's nicht nur durch großen Reichthum und daher rührende Macht, sondern auch durch eine seltene Klugheit, Ordnung und Festigkeit seiner Staatseinrichtungen aus, welche allmählig zum strengsten Aristokratismus erwachsen, mit der größten Feinheit und Umsicht in einander geschlungen und ausgebildet, mit der ängstlichsten Sorgfalt beschützt und bewacht wurden. Venedig entging dadurch den inneren Stürmen, welche andere Italienische Staaten zerrütteten, schwächten und Tyrannen oder Fremden in die Hände lieferten, aber der Charakter der Regierung gedieh auch zu starrer, unmenschlicher Härte, zur Unterdrückung aller gemüthlichen Beziehungen des Lebens, und zu argwöhnischer Niederhaltung jedes selbständigen Strebens, die nur so lange, als den herrschenden Geschlechtern noch Venedig's Größe über Alles ging, keine schädlichen Folgen erzeugten.

Die Dogenwahlen, an denen lange Zeit das Gesammtvolk Antheil gehabt (vgl. Th. IV. S. 251.), waren häufig mit tumultuarischen Auftritten begleitet gewesen, und hatten den Parteiumtrieben ein weites Feld eröffnet. Als nun im Jahre 1172 der Doge Vital Michieli, weil er in einem Kriege, den die Republik mit dem Griechischen Kaiser Manuel (Th. V. S. 101.) über den Besitz der Dalmatischen Küste führte, unglücklich gewesen und eine Vermögenssteuer ausgeschrieben hatte, in einem Volksaufstande ermordet wurde, gab dies, um ähnlichen Freveln für die Folge vorzubeugen, Veranlassung zu einer großen

Staatsveränderung. Es ward verordnet, daß aus den angesehensten Männern jedesmal elf gewählt werden sollten, um den neuen Dogen zu ernennen, und zugleich ein großer Rath von 450 bis 480 Gliedern eingesetzt, der anfangs als ein von den Abgeordneten des Volks gewählter, dasselbe zu vertreten schien, aber doch schon den durch Geburt und Reichthum Ausgezeichneten, die vorzugsweise hinein kamen, als Grundlage überwiegender Macht diente. Die Wahlart des Dogen blieb zwar noch schwankend, indeß konnte das Volk den frühern Einfluß darauf nicht wiedergewinnen, und wurde nach geschehener Ernennung gewöhnlich durch Geldspenden abgefunden. Indem auf diese Weise die Aristokratie sich auszubilden begann, richtete sich die Eifersucht des Adels auch nach oben, auf die Verminderung der Gewalt des Dogen. Denn in dieselbe Zeit fällt die Bestimmung, welche demselben sechs Räthe nach der Wahl des großen Raths an die Seite setzt, ohne deren Zuziehung er in keiner Staatsangelegenheit entscheiden durfte. Dieser kleine Rath mit dem vorsitzenden Dogen hieß die Signoria; im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts wurden auch die drei Häupter des Rathes der Vierzig, der Quarantie, darein aufgenommen. Dieses Collegium war ursprünglich das höchste Criminalgericht, hatte die alleinige Entscheidung über bedeutende Verbrechen, und sprach in den übrigen, so wie in Civilsachen, in zweiter Instanz. Da sich aber weil insbesondere Staatsverbrechen zur Competenz der Quarantie gehörten, gerichtliche und politische Thätigkeit in derselben vereinigten, so wurde sie im Laufe der Zeit zu einer zwischen der Signoria und dem großen Rath stehenden Behörde. Alle Vorschläge zu Beschlüssen und Gesetzen, welche die Signoria an den großen Rath bringen wollte, werden zuvor von den Vierzig berathschlagt. Noch konnte indeß der Doge den Beschränkungen von Seiten des kleinen Raths dadurch entgegen wirken, daß er verfassungsmäßig in wichtigen Fällen angesehene Bürger (die Pregadi) zur Berathung zusammenrief; noch war auch der Eintritt in den großen Rath jedem Venetianischen Bürger eröffnet: denn diese Versammlung wurde alljährlich durch zwölf Wähler, zu denen jedes der sechs Stadtviertel zwei ernannte, erneuert; und in so fern blieb noch immer ein demokratisches Element in der Verfassung. Aber allmählig wurde es mehr und mehr zurückgedrängt. Der große Rath, fast nur aus den Familien genommen, die sich durch Abstammung von den alten Römischen Geschlechtern oder durch großes Vermögen auszeichneten, riß nach und nach die Ernennung aller Magistrate an sich, auch der

Pregadi, wozu jährlich sechszig bestimmt wurden, deren Auswahl folglich dem Dogen genommen ward; endlich ernannte er auch seine eignen Wähler. Auf diese Weise war nun eine Geschlechterherrschaft, gleich der der Nobiles im alten Rom, vorbereitet, doch eine in so fern schon weit mächtigere, als die Volksversammlungen bereits ganz unbedeutend geworden waren, und endlich ganz aufhörten. Aber die Venetianische Aristokratie ging noch weiter. Nachdem die Republik des heiligen Marcus durch die Eroberung Constantinopel's (1203) eine stärkere Richtung auf auswärtige Erwerbungen erhalten, und in Besitz sehr bedeutender Landschaften gekommen war, gelang es den meisten adligen Familien, sich durch die Anführung im Kriege, oder durch die Verwaltung der neuen Provinzen immer höher über das Volk zu erheben. Hierauf fußend, glaubten sie sich endlich stark genug, diese Vorherrschaft durch eine förmliche Ausschließung aller Neulinge zu einer bleibenden Staatsinstitution machen zu können. Dies geschah am Ende des dreizehnten Jahrhunderts, als nach dem Tode des Dogen Johann Dandolo (1289) das Volk ein Oberhaupt nach seiner Wahl tumultuarisch begehrte. Da beschloß der von dem Adel erhobene Doge Gradenigo, über den Vortheil seines Standes den seiner Würde verkennend oder vergessend, durch Befestigung der Herrschaft des Ersteren allein, das Staatsschiff vor künftigen Stürmen dieser Art sicher zu stellen. In Verbindung mit den damals vorzüglich einflußreichen Vierzig setzte er es im Jahre 1296 durch, daß das Recht im großen Rathe zu sitzen auf die damaligen Mitglieder desselben und Diejenigen, die es in den vier vorhergehenden Jahren gewesen, beschränkt wurde. Aus diesen sollten die Vierzig alljährlich durch Wahl den großen Rath besetzen, und zwar so, daß alle die hineinkämen, welche in der Kugelung von den vierzig Stimmen zwölf davongetragen. Um die Unzufriedenheit, die eine solche Maßregel nothwendig erregen mußte, zu mindern, und zugleich zu bestimmen, wer nach dem Erlöschen jener Auserlesenen an ihre Stelle treten sollte, wurden Listen von anderen Wählbaren angefertigt, aber bald auf Diejenigen beschränkt, die entweder selbst oder deren Vorfahren einmal Mitglieder des großen Raths gewesen wären. Endlich im Jahre 1319 wurde die neue Gestaltung der Dinge durch den Beschluß vollendet, daß es künftig gar keine Wahl und keine Erneuerung der Versammlung mehr geben solle. Die Glieder derselben, so wie sie damals bestand, in ein besonderes Register, das goldene Buch genannt, eingetragen, behielten allein das Recht, für immer darin zu

sitzen, und übertrugen es ihren Nachkommen; auch sollten, was den Charakter der Erbaristokratie vollkommen bezeichnet, die Söhne, die das fünf und zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, schon beim Leben der Väter an den Sitzungen Theil nehmen dürfen. Diese große Staatsveränderung, in der Venetianischen Geschichte das Schließen des Raths (il serrar del consiglio) genannt, war in so fern ein Werk der Willkür und Anmaßung, als sich dadurch plötzlich viele angesehene Bürger Venedig's, deren Vorfahren nur seit 1172 nie in den großen Rath gewählt waren, von allem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen sahen. Um diese von gewaltsamen Widerstreben abzuhalten und ihnen zu zeigen, daß ein geduldiges Erwarten wol noch am sichersten zum Ziele führe, wurden einige neue Adlige, wie sie genannt wurden, gemacht, diese Gunst aber immer seltener ertheilt. Das Murren des Volkes achtete man nicht, und eine Verschwörung, die Marino Bocconio, ein Mann aus dessen Mitte, um eine Gegenumwälzung zu bewirken, anzettelte, wurde entdeckt und durch die Bestrafung der Urheber sogleich erstickt (1304).

Gefährlicher schien ein anderes Unternehmen dieser Art zu werden, das aber nicht vom Volke, sondern von einigen edlen Geschlechtern, besonders den Querini und Tiepolo ausging, die selbst zum Theil noch im Rathe saßen, aber ihren den Bürgern günstigeren Einfluß in demselben ganz vernichtet sahen, und voll Haß auf den Führer der Aristokratie, den Dogen Gradenigo, blickten. Ein Krieg wegen Ferrara, dessen sich die Venetianer bemächtigt hatten, dafür aber von dem Bannstrahle Clemens' V. getroffen und wieder daraus vertrieben wurden, gab der Unzufriedenheit neue Nahrung und größere Stärke. Es kam zu einem verzweifelten Gefechte auf dem Marcusplatz (1310), in welchem jedoch Gradenigo den Sieg davon trug, so daß der versuchte Umsturz der neuen Ordnung der Dinge nur eine sichere Begründung derselben herbeiführte.

Im Schrecken über die mit Mühe bestandene große Gefahr wurde eine Commission von zehn Männern niedergesetzt, um zu erforschen, wer sich Alles in die Verschwörung eingelassen, und diesen zu ihren Geschäften eine dictatorische Vollmacht auf zwei Monate ertheilt. Als diese Frist abgelaufen war, wurde sie verlängert, und dann immer wieder von Neuem, bis dieser furchtbare Rath der Zehn 1335 für eine bleibende Staatsbehörde erklärt wurde, die für die Sicherheit der Republik wachen und allen Befürchtungen wegen neuer Unruhen für

immer ein Ende machen sollte. Unter dem Vorwande, für die Ruhe des Staates zu sorgen, mischten sich die Zehn in alle Angelegenheiten, in die Verwaltung, Krieg und Frieden u. s. w. Sie gingen endlich so weit, Beschlüsse des großen Rathes zu vernichten, Mitglieder aus demselben zu verbannen, ja über den Dogen zu richten. Jährlich wurde diese Behörde erneuert, und erst nach zwei Jahren waren die Glieder wieder erwählbar. Die Signoria hatte Theil an ihren Sitzungen. Durch sie war der alte Rath der Vierzig nicht nur von der Untersuchung der Anklagen wegen Hochverraths, sondern auch wegen aller anderen erheblichen Verbrechen ausgeschlossen. Wenn den Zehn eine Anzeige gemacht war, so untersuchten die drei Vorsitzer, ob die Sache vor das Gericht gehöre, und traten im Bejahungsfalle selbst als Kläger auf. Der Angeschuldigte erhielt keinen Vertheidiger, durfte weder Verwandte noch Freunde sehen und wurde nie mit den gegen ihn auftretenden Zeugen zusammengestellt. Wurde er verurtheilt, so konnte der Rath nach Gutdünken die Hinrichtung öffentlich oder heimlich veranstalten. Dieses Schicksal traf auch den sechs und siebzig jährigen Dogen Marino Falieri, der, in seinen persönlichen Interessen durch die Aristokratie verletzt, einen Versuch zu ihrem Sturze wagte. Zunächst veranlaßt, wie erzählt wird, durch Michael Steno's, eines der drei Häupter der Vierzig, Frechheit gegen sein junges und schönes Weib, verschwor er sich mit einigen Leuten aus den niedrigsten Volksklassen, welche, durch einen eben beendeten Krieg gegen Genua (unten S. 270.) zum Bewußtseyn ihrer Kraft gekommen, den Uebermuth des nun längst sicher gewordenen Adels mit neuem Unwillen trugen. Die Nacht des funfzehnten April 1355 war zur Niedermetzelung der Aristokraten und zur völligen Umwandelung der Verfassung bestimmt. Erst am Tage vorher erhielten die Zehn Kenntniß von diesem Complott. Die Theilnehmer aus dem Volke wurden sofort gehängt; um über den Dogen zu richten, gesellten sich die Zehn noch zwanzig der angesehensten Adligen zu. Am 17. April wurde er im Hofe seines Palastes enthauptet.

Der Schrecken, welchen ein solches Gericht verbreiten mußte, wurde in der Folge noch durch den von den Staatsinquisitoren ausgehenden übertroffen. Der Rath der Zehn kam oft in den Fall, für Untersuchungen eigene Commissarien zu ernennen, und daraus erwuchs im Jahre 1454 die Einsetzung einer besondern Behörde von drei Rich-

tern, unter dem Namen der Staatsinquisitoren *). Sie wurden aus den Zehn erwählt, und behielten ihre Würde, so lange sie unter diesen saßen. Die Gewalt, die ihnen zugetheilt ward, war unumschränkt, ja sie hatten die Befugniß, sich ihre Geschäftsordnung selbst zu entwerfen, und nach Beschaffenheit der Umstände daran zu ändern. Man kannte das Daseyn dieses schrecklichen Gerichts, aber nicht die Glieder desselben; der Rath der Zehn traf die Wahl, aber wen sie getroffen, blieb ein Geheimniß. Eine unsichtbare Macht breitete ihren furchtbaren, stets zum Treffen bereiten, nie fehlenden Arm über Alle aus, durchdrang alle Verhältnisse der Gesellschaft, der Freundschaft, des Lebens in seinen mannichfaltigsten Beziehungen. Vom Letzten im Staate bis zum Dogen hinauf war Jedermann der steten Beobachtung und Aufsicht dieses Gerichts und seinen strengen Rügen unterworfen. Ja damit auch die drei Glieder desselben selbst immer die Empfindungen des über dem Haupte schwebenden Schwertes hätten, war ein Stellvertreter unter den Zehn ernannt, den zwei Inquisitoren sich zugesellen konnten, um, wenn es ihnen nöthig schien, über den dritten zu richten. Wer verdächtig geworden war, verschwand auf geheimnißvolle Weise, nur ahnen konnte man, daß er in dem Dunkel der furchtbaren Inquisitionskerker begraben war. Keine Regel band die Inquisitoren bei ihrem Verfahren, als die Uebereinstimmung ihres Urtheils; die Mittel der Erforschung, die Geltung der Zeugnisse, die Anwendung der Folter, um Geständnisse zu erpressen, die Wahl der Strafen, alles dies war ihnen überlassen. Eherne Rachen, in den Straßen vertheilt, waren stets geöffnet, namenlose Angaben aufzunehmen, heimliche Lauscher schlichen sich in alle Gesellschaften, alle Paläste. Alle Staatsbeamten ohne Ausnahme waren dem fürchterlichen Tribunale Gehorsam schuldig; es schrieb seine Befehle meist mit wenigen Zeilen auf Zettel, von keinem Gliede des Gerichts unterzeichnet; dennoch wurden sie mehr geachtet, als alle Anordnungen der unmittelbaren Behörden, Niemand wagte Widersetzlichkeit.

Durch solche Mittel erkaufte Venedig den festen Bestand seiner Institutionen. Nicht gegen das Volk war die Inquisition hauptsächlich gerichtet; dieses ließ man gewähren, wenn es sich nur jeder Einmischung in die Staatsangelegenheiten begab, und um Regierung und Verwaltung völlig unbekümmert lebte; zumeist aber gegen die Adligen,

*) Daru Histoire de Venise, T. II. p. 424.

die ehrgeizige Absichten blicken oder nur leise vermuthen ließen, um alle auf Umwälzung gerichteten Pläne schon in den ersten Keimen ersticken zu können. Und so sehr überwog der Standesgeist den Anspruch auf die unverletzliche Sicherheit der Personen bei den Einzelnen, daß sie sich das Walten der Inquisition in aller ihrer Machtfülle und Strenge gefallen ließen, weil sie keine geringere Gewalt als eine solche für hinreichend hielten, um jenen Zweck zu erreichen*), und somit der Aristokratie eine unsterbliche Dauer zu sichern.

Nach der Befestigung der Adelsherrschaft durch die Einsetzung des Gerichts der Zehn sank die Macht des Dogen, die schon vorher durch den großen und kleinen Rath manche Verringerung erfahren hatte, immer tiefer herab. Die Furcht, daß der mit dem Namen des Fürsten Begrüßte, dem in so vielen anderen Italienischen Staaten gegebenen Beispiele folgend, nach unumschränkter Gewalt streben werde, fügte stets neue Beschränkungen hinzu. Der Doge mußte schwören, daß er durch keinerlei Mittel nach Erweiterung seiner Macht trachten, und Andere, die mit solchen Plänen umgingen, wenn er es in Erfahrung gebracht, selbst anzeigen, daß er das Geheimniß der im Rathe verhandelten Dinge bewahren, keinen Brief einer fremden Regierung anders als in Gegenwart seiner Räthe öffnen und lesen, keine Geschenke annehmen, Venedig ohne Erlaubniß nicht verlassen, weder selbst noch durch seine Verwandten und Diener Handel treiben, keine liegenden Gründe außerhalb des Venetianischen Gebiets erwerben wolle, u. s. w. Seine Söhne und Enkel durften bei seinen Lebzeiten in keiner Behörde der Republik Gesetzvorschläge machen und keine Staatsämter bekleiden. Um die Mitwirkung jeder Gunst oder Parteilichkeit bei der Ernennung eines neuen Dogen auf das strengste auszuschließen, war schon im dreizehnten Jahrhundert eine Wahlart ersonnen worden, die Zufall und Ueberlegung auf das mannichfaltigste mit einander verschlingen sollte**).

---

*) On a besoin d'une magistrature cachée, parce que les crimes qu'elle punit, toujours profonds, se forment dans le secret et dans le silence. Cette magistrature doit avoir une inquisition générale, parce qu'elle n'a pas à arrêter les maux que l'on connoit, mais à prevenir même ceux qu'on ne connoit pas. Montesquieu, de l'Espr. d. lois. L. II. ch. 3.

**) Dreißig Glieder des großen Raths, durch das Loos bestimmt, verminderten sich durch abermaliges Loosen bis auf neun. Von diesen neun erwählten vier jeder fünf, und fünf jeder vier. Ueber diese vierzig wurde dann ballotirt, und wenn jeder sieben Stimmen der neun erhalten hatte, verminderten sie sich durch das Loos bis auf zwölf. Von den

In den äußeren Verhältnissen Venedig's treten während des vierzehnten Jahrhunderts vorzüglich die Kämpfe mit Genua hervor. Als die Begeisterung für die Befreiung des heiligen Grabes Europa durchdrang, war der Antheil dieser Städte an den großen und schweren Kämpfen von den glänzenden Aussichten auf den irdischen Vortheil neuer einträglicher Handelsverbindungen geweckt und genährt worden, und aus der Durchkreuzung dieser Vortheile ging dann nach einiger Zeit gegenseitige Eifersucht und heftiger Streit hervor. Die Verdrängung der Genueser aus ihren Handelsprivilegien im Byzantinischen Reiche (vgl. Th. V. S. 106.), nach der Eroberung Constantinopel's durch die Lateiner, gab Veranlassung zum Ausbruch des ersten Kampfes, und als den Genuesern dann wieder nach dem Untergange des Lateinischen Kaiserthumes ihrer Seits durch die dem Griechischen Kaiser Michael Palälogus gewährte Unterstützung gelungen war, Meister des Handels von Constantinopel und im Schwarzen Meere zu werden, folgten neue Kriege. An der nördlichen Küste des Pontus besaßen die Genueser Kaffa, eine Stadt, wohin der blühende Handel eine solche Bevölkerung gelockt hatte, daß man sie Klein-Constantinopel nannte *). Der unermeßliche Verkehr dieser Punkte setzte eine kleine, an einer felsigen Küste des Mittelmeeres gelegene Republik in Stand, das Meer mit ihren Schiffen zu bedecken und Seeausrüstungen zu machen, denen unter allen damaligen Staaten allein das im Besitz ähnlicher Vortheile befindliche Venedig gleich zu kommen vermochte. So große Hülfsmittel von beiden Seiten gaben den Kämpfen eine aussichtslose, nur wenn augenblickliche Erschöpfung eingetreten war, durch Waffenstillstände unterbrochene Dauer. So war 1349, als die Genueser die Venetianischen Schiffe, die nach dem Schwarzen Meere handeln wollten, weg-

zwölf ernannte der erste drei, jeder der folgenden zwei Personen. Eine neue Kugelung über diese fünf und zwanzig, in der man neun Stimmen haben mußte, folgte, und Verminderung der fünf und zwanzig auf neun. Diese neun ernannten fünf und vierzig, die sich in der Kugelung mit sieben Stimmen behaupten mußten. Wiederum verminderten sich die fünf und vierzig bis auf elf, von denen acht jeder vier und drei jeder drei ernannten, und erst diese ein und vierzig, wenn sie neun Stimmen unter den elf davon getragen hatten, und im großen Rath von einer absoluten Mehrheit bestätigt waren, waren die eigentlichen Wähler. Sie wurden in einen Saal geführt und hier so lange eingeschlossen, bis sie einen Dogen ernannt hatten. Sobald einer der von ihnen aufgeschriebenen Namen eine Mehrheit von fünf und zwanzig Stimmen erhielt, war es geschehen. Der erste Doge, der auf diese Weise erhoben ward, war Lorenzo Tiepolo im Jahre 1268.

*) Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Th. IV. S. 304.

nahmen, wieder ein Krieg ausgebrochen, in welchem der von den Genuesern beleidigte Johann Kantakuzenus (o. S. 145.) und der mit ihnen wegen des Besitzes von Sardinien und Corsica verfeindete König Peter IV. von Aragonien auf die Seite Venedig's traten. Die verbündete Flotte ging durch die Dardanellen und lieferte den Genuesern im Angesicht von Constantinopel eine Schlacht, in welcher diese den errungenen Sieg durch Ströme ihres edelsten Blutes erkaufen mußten (1351). Weit entscheidender aber war die Schlacht bei Algeri an der Sardinischen Küste im folgenden Jahre, wo ein und dreißig Genuesische Galeeren und viertausend fünfhundert Gefangene in die Hände der siegenden Venetianer und Aragonier fielen. Dieser Schlag versetzte ganz Genua in Schmerz und Betrübniß, alle Staatskräfte waren erschöpft, die Factionen schoben einander gegenseitig die Schuld des Unglücks zu, und damals war es, wo die Republik in ihrer Verzweiflung den Entschluß faßte, sich dem mächtigen Johann Visconti von Mailand zu ergeben (Th. V. S. 387.). Visconti ließ den Venetianern durch den berühmten Petrarca Friedensanträge machen, aber in ihrem stolzen Siegesgefühl wiesen sie sie von sich. So wurde der Krieg auch auf das feste Land versetzt. Genua, welches unter dem kräftigen und dadurch wohlthätigen Einfluß seines neuen Schutzherrn zur Ruhe und Einheit zurückgekehrt war, entwickelte sogleich wieder eine große Macht. Sein Flottenführer Paganini Doria erschien im Adriatischen Meere, und schreckte Venedig durch seine Nähe, so daß die ganze Bevölkerung die Waffen ergriff. Unterdeß kreuzte die Venetianische Flotte unter Niccolo Pisani im Genuesischen Meere, und Doria verließ den Adriatischen Busen wieder. Beide Gegner trafen sich endlich an der Küste von Morea. Hier lag die Venetianische Flotte in der Bai von Sapienza, die Genuesische griff sie an und trug einen glänzenden Sieg davon. Unter den fünf bis sechstausend Mann, welche Doria gefangen nach Genua führte, war auch Pisani. Dieses Unglück machte die Venetianer zum Frieden geneigt. Sie schlossen ihn 1355, und entsagten darin dem Handel nach dem Schwarzen Meere, mit Ausnahme von Kaffa, während das neue Bewußtseyn von Kraft, welches die Genueser durchdrang, sie zur Abschüttelung des Mailändischen Joches ermuthigte.

Nach einigen Jahrzehnden faßte die immer glimmende Eifersucht zwischen den beiden Staaten wieder neues Feuer. Die Venetianer, stets darauf bedacht, ihren Nebenbuhlern das Uebergewicht im Oriente

ſtreitig zu machen, fanden Mittel, ſich der wichtigen Inſel Tenedos zu bemächtigen, und die von den Genueſern aufgeregten Griechen ſuchten ſie dem tapfern Befehlshaber Karl Zeno vergebens wieder zu entreißen (1377). Gleich darauf kam der Griechiſche Kaiſer Johann V. wieder auf den Thron, den ihm ſein Sohn Andronikus geraubt hatte. Er haßte die Genueſer als Freunde ſeines aufrühreriſchen Sohnes und begünſtigte ihre Gegner. Dazu kam eine andere Reibung auf der Inſel Cypern. Dieſes Reich war in zwei Parteien getheilt, von denen die eine es mit den Venetianern, die andere mit den Genueſern hielt. Jede der beiden Republiken hatte dort einen Bailo (Handelsconſul). Bei der Krönung des jungen Königs Peter II. entſtand zwiſchen dieſen ein Rangſtreit, den der Hof zu Gunſten des Venetianers entſchied. Die rachſüchtigen Genueſer wagten es, das Feſt zu ſtören, man griff einander an, es floß Blut, und das erbitterte Volk ſtach mehrere Genueſer nieder. In kurzer Zeit erſchien eine Genueſiſche Flotte, Famaguſta wurde geplündert, die dortigen Venetianer gefangen genommen, der König ſelbſt rettete ſich nur durch die Flucht. Dieſe Feindſeligkeiten gaben die Veranlaſſung zu einem neuen Kriege, der von Chioggia genannt (1378—1381), dem heftigſten aller bisher geführten. Es war eine große Verbindung wider Venedig, deſſen wachſende Macht und ſtolze Haltung ihm viele Feinde erregt hatte. Der König Ludwig der Große von Ungern, der ſich den Beſitz des eroberten Dalmatien verſichern wollte (o. S. 172.), Franz Carrara von Padua, voll Zorn und Aerger über einen ſehr harten und demüthigenden Frieden, den ihm die Republik nur eben erſt abgerungen hatte, der Patriarch von Aquileja, der älteſte Feind Venedig's, traten auf Genua's Seite. Nur Bernabo Visconti verband ſich mit Venedig, machte ſich aber nur zur Stellung einiger Hülfstruppen anheiſchig.

Der Krieg eröffnete ſich mit Glück für die Angegriffenen. Der große Venetianiſche Seeheld, Victor Piſani, griff mitten im Sturme bei Capo d'Anzio die Genueſiſche Flotte an, und erfocht einen Sieg (1378), der noch erfolgreicher und entſcheidender geweſen ſeyn würde, wenn die Signoria ſeine Kühnheit getheilt und ihm erlaubt hätte, Genua ſelbſt anzugreifen, wo auf die Nachricht von dieſer Niederlage ein heftiger Zwiſt zwiſchen Adel und Volk ausgebrochen war. Die Republik wollte aber lieber die Gelegenheit benutzen, Dalmatien wiederzuerobern, und Piſani mußte auf die wichtigſten Städte dieſes Lan-

des Angriffe machen, die aber nur bei Cattaro und Sebenigo glückten, bei Zara, Trau u. a. dagegen scheiterten, und zugleich die Venetianische Flotte in einen sehr üblen Zustand versetzten. Pisani war endlich gezwungen, sich in den Hafen von Pola in Istrien zurückzuziehen, um von hier aus Venedig gegen etwanige Angriffe der Genuesischen Flotte zu decken. Denn diese, die unter Lucian Doria's Anführung im Adriatischen Meere erschienen war und in den Dalmatischen Häfen Trau und Zara eine sichere Zuflucht und neue bequeme Angriffspunkte gefunden hatte, drohete, den Venetianern die Zufuhr, die ihnen vom Lande her schon fast ganz abgeschnitten war, auch vom Adriatischen Meere her zu stören. Pisani fühlte das Mißliche seiner Lage, und trug darauf an, mit seiner Flotte in Venedig einlaufen zu dürfen, um seine beschädigten Schiffe auszubessern und seine durch Krankheit und Mangel geschwächte Mannschaft wieder zu stärken. Allein die Signoria befahl ihm zu bleiben, und überlieferte dadurch ihn und sich dem unglücklichen Schicksale, welches er geahnet hatte. Die Genueser überfielen ihn (Januar 1379) in dem Hafen von Pola, und obschon ihr Führer Doria selbst umkam, zerstörten sie doch die Venetianische Flotte. Nur mit vier Galeeren entkam der heldenmüthige Pisani, aber um den großen Vortheil, den ihnen dies hätte gewähren können, brachten sich die Venetianer selbst. Der Feldherr, dessen Rathschläge, wenn sie befolgt worden wären, Flotte und Heer gerettet haben würden, ward der Unvorsichtigkeit und der Nachlässigkeit angeklagt, von seinen leidenschaftlichen Richtern verurtheilt, und seine hülfreiche Kraft durch schimpfliche Ketten in dem Augenblick gefesselt, wo die siegesstolze Seemacht Genua's und ihr Bundesgenosse, Franz von Carrara, von der Landseite vor Venedig's Lagunen erschienen. Nach sechstägiger Belagerung und den heftigsten Stürmen war das wichtige Chioggia in den Händen der Genueser, und der unmittelbare Angriff auf die Stadt dadurch um ein Großes erleichtert.

Das Venetianische Volk, von Schrecken und Besorgniß erfüllt, drang in die Signoria, deren Schatz leer war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber Peter Doria's stolze Antwort: „er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier metallenen Pferden auf dem Marcusplatze den Zaum angelegt," vernichtete die hierauf gerichtete Hoffnung. In dieser Noth denkt das Volk des Einzigen, der es retten kann; Alles ruft nach Pisani; um sein Gefängniß wogt stürmischer Aufruhr. Der Senat muß ihn endlich den engen Mauern

seiner Haft entreißen, und ihm das weite Meer wieder zum Spielraum geben. Ein neuer Geist durchdringt schnell Alles. Die Muthigen weihen ihre Kräfte dem Feldherrn, die Reichen ihre Schätze der Regierung, und das Glück wendet sich von Neuem zu Denen, die es mit Vertrauen erhoffen. Aus Malamocco, wohin die Genueser bereits vorgedrungen waren, mußten diese wieder weichen, und Pisani beschloß nun, die Stadt durch eine kühne Unternehmung zu befreien. In der Nacht des drei und zwanzigsten Decembers 1379 lichtete die Venetianische Flotte, welche der Doge, Andrea Contarini, selbst bestiegen hatte, die Anker, und mit dem Anbruch der Tageshellung griffen sechzehn leichte Galeeren, welche das erste Treffen bildeten, die Genueser in Chioggia unvermuthet an. Diese waren in der größten Sorglosigkeit, weil sie die Venetianer für angstvoll und entmuthigt hielten, und hatten nicht einmal Wachtschiffe ausgestellt, so daß es den geschickten Anordnungen Pisani's gelang, an diesem und dem folgenden Tage unter hitzigen Gefechten die Ausgänge des Hafens von Chioggia durch Versenkungen zu sperren. Bald erschien, den Muth und die Kraft der Venetianer, welche sich durch diese glücklichen Vorfälle schon wieder gehoben hatten, noch zu stärken und zu erhöhen, der wackere Karl Zeno (1. Januar 1380), der bisher mit einer andern Abtheilung der Venetianischen Flotte an den Küsten von Genua und Sicilien, in Constantinopel und an anderen Stellen des Mittelländischen Meeres der Welt noch die Lebenskraft Venedig's gezeigt hatte, während die Stadt selbst schon unter den Todesstreichen ihrer Feinde zu erliegen schien. Von beiden Seiten ward nun mit Anstrengung aller Kräfte gefochten, an Chioggia schien die Entscheidung des ganzen Krieges zu hangen. Nachdem Peter Doria, der kühne und geschickte Führer der Genueser, geblieben war, gelang es Zeno's Einsicht und Tapferkeit, dieselben aus dem Besitz der Insel Brandolo zu treiben, die vor Chioggia lag, und sie auf diese Weise ganz einzuschließen. Doch waren sie zum hartnäckigsten Widerstand entschlossen und verjagten, um mit den Lebensmitteln so lange als möglich zu reichen, alle Einwohner aus jenem Platz. Eine Genuesische Flotte eilte zu ihrer Rettung herbei, und besiegte eine Abtheilung der Venetianischen Galeeren, konnte aber dennoch nicht zu den Belagerten durchdringen, so daß diese sich nach der heldenmüthigsten Vertheidigung am 21. Juni 1380, noch 5000 Mann stark, ergeben mußten. Venedig war gerettet; das abziehende Kriegswetter entlud sich nur noch in der Ferne durch gefahrlosere

Schläge auf das Meer. Den Landkrieg hatten die Venetianer dadurch von sich abgeleitet, daß sie Treviso, welches Carrara und die Ungern belagert hatten, und das seinem Falle nahe war, an den Herzog Leopold von Oesterreich abtraten. Dies und die Erschöpfung der beiden kriegführenden Hauptmächte unterstützten die Bemühungen des Grafen von Savoyen um Vermittelung eines Friedens, der auch 1381 zu Turin zu Stande kam. Franz Carrara gewann einige Vortheile, Ungern behielt ganz Dalmatien, Genua aber erlangte, daß die Venetianer Tenedos räumten und sich des Handels nach Tana (vgl. Th. V. S. 106.) enthielten, woraus der Genuesische Handelsplatz Kaffa großen Vortheil zog. Um sich den Bürgern, die in der Zeit der Gefahr die größte Anhänglichkeit an das Vaterland bewiesen und den Staat mit Gelde unterstützt hatten, dankbar zu zeigen, nahm die Venetianische Regierung dreißig Familienhäupter in den großen Rath auf.

Keine der beiden großen Handelsrepubliken war in dem denkwürdigen Kampfe besiegt worden, aber ihr Schicksal gestaltete sich fortan völlig verschieden. Genua, welches Vortheile erlangt hatte, wurde durch die Wuth der Factionen dahin gebracht, sich bald nachher (1396) an Frankreich, und späterhin, nachdem die Franzosen verjagt waren, ein zweites Mal an Mailand zu ergeben. Venedig dagegen, welches im Innern keinen Feind zu fürchten hatte, konnte seine ganze, neu erprobte und gestärkte Kraft nach außen richten und die Gelegenheiten, auf dem festen Lande Italien's Erwerbungen zu machen, in der Weise benutzen, wie dieses schon in früheren Abschnitten (21, 56 und 57) erzählt worden ist.

---

59. Florenz.

Unter den republicanisch regierten Staaten Italien's war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert neben Venedig keiner von so dauernder Wichtigkeit und Bedeutung, als Florenz, welches in seiner Verfassungsform mit jenem Staate einen scharfen Gegensatz bildet. Wie dort aristokratische, so herrschten hier demokratische Formen, wie dort, nachdem jenes Streben ein Mal obgesiegt hatte, Beharrlichkeit in den Regierungsgrundsätzen vorwaltete, so war hier dagegen eine stete Beweglichkeit und ein unaufhörlicher Wechsel der Einrichtungen, wie sie außer Florenz in keiner andern Stadt, mit Ausnahme von

Genua erscheinen*). Aber trotz der steten inneren Entzweiungen, aus welchen diese Wandelbarkeit hervorging, stand die Republik in bewundernswürdiger Blüthe da, und in vielen großen und schönen Dingen strebte Florenz dem ganzen übrigen Italien als Muster voran.

Nach dem unglücklichen Ausgange Kaiser Friedrich's II. und seines Geschlechts behielten die Guelfen in Florenz über ihre Gibellinischen Gegner die Oberhand, und damit entwickelte sich auch die demokratische Richtung in der Verfassung immer mehr. Jene Erhebung des Gewerbstandes und der Zünfte, die wir in Flandern und in Deutschland ebenso wie in Frankreich und Italien bereits angetroffen haben, erfolgte auch hier, bis die adligen Geschlechter zurückgedrängt und erniedrigt waren; doch blieb das Regiment meist in den Händen des höheren Bürgerstandes, ohne an die eigentlichen Handwerker zu kommen. Zunächst erleichterten die Adligen dem Gewerbstande diesen Sieg über sie durch ihre eignen Zwistigkeiten; es gab kein adliges Haus, welches nicht mit einem andern in Streit gewesen wäre. Die fortdauernden Kämpfe des Adels auf den Straßen, die dadurch hervorgerufene Unsicherheit der Stadt, und die Frevel, die manche Glieder dieses Standes verübten, zogen ihnen großen Haß zu. Im Jahre 1282 erhob sich plötzlich das Volk gegen das bisherige Regiment, an dessen Spitze, wenn auch schon durch Beamte und Collegien der Innungen beschränkt, der Adel gestanden hatte, und bestimmte, daß die Häupter oder Prioren der sechs oberen Zünfte (der Wechsler, der Ärzte und Specereihändler, der Kürschner, der Tuchmacher, der Tuchhändler und der Waarenhändler), die immer zwei Monate im Amte blieben, die Leitung aller Geschäfte und die obere Aufsicht der Regierung übernehmen sollten. Von dieser Zeit an kehrte Ruhe und Friede in die Mauern von Florenz ein, und mit ihnen wuchsen Wohlstand und Reichthum, bis die angesehensten und begütertsten Bürger nach dem Beispiele der Edelleute aus Uebermuth Streitigkeiten und Fehden gegen einander begannen, in die sich der

*) Daher schon Dante, nach dessen Zeiten doch noch so mannichfache Erschütterungen und Veränderungen erfolgten, seiner Vaterstadt zuruft (Purgat. VI., 145):

Quante volte del tempo, che rimembre,
Leggi, monete, offici e costume
Hai tu mutato, e rinnovato membre?
E se ben ti ricordi, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

alte Adel, der seine Verdrängung durch die Zünfte nicht verschmerzen konnte, mit Eifer und Haß einmischte. Um die Ordnung wieder herzustellen und die Macht der Demokratie zu befestigen, bewirkte dann im Jahr 1292 einer jener Prioren, Giano della Bella, die Einsetzung eines Gerichtsbannerherrn (gonfaloniere di giustizia), um den, wenn er die Blutfahne ausstteckte, sich ein Aufgebot aus den zwanzig Compagnien, in welche die Bürgerschaft zum Behuf des Kriegsdienstes vertheilt war (zuerst tausend, später viertausend Mann), sammeln sollte, um Jeden, der auf der Straße Unruhen erhob, niederzuschlagen; wobei es besonders auf den Trotz und Ungehorsam des Adels abgesehen war *). Doch mit dieser Anstalt zur Bezähmung desselben noch nicht begnügt, wurde Giano Urheber einer Gesetzgebung (der sogenannten Justizverordnungen), der an Herabwürdigung des Adels keine andere gleich kommt. Mit Ausnahme einer Anzahl von Adelsgeschlechtern wurden alle anderen von den höheren Staatsämtern ausgeschlossen. Wer in das Adelsbuch eingetragen war, mußte Sicherheit stellen, daß er gesetzlich leben wolle; für die Strafgelder eines Adligen mußten alle Blutsverwandte bis in's vierte Glied haften; gegen Bürgerliche sollte kein Adliger, ohne ausdrückliche Erlaubniß der Prioren, eines Zeugnisses fähig seyn; Adlige, die sich um den Staat verdient gemacht, sollten zur Belohnung unter die Bürgerlichen versetzt werden. Alles dieses mußte der Adel über sich ergehen lassen, weil er, unter sich selbst in vielfacher Spannung und Feindschaft lebend, ohnmächtig geworden war. Die ganze Heftigkeit seines Hasses richtete sich gegen Giano, der seinen Weg fortwandelte, während sich schon in seinem eignen Stande heimliche Feinde wider ihn erhoben. Viele aus der höhern Bürgerclasse, erfüllt von Neid und Eifersucht über seinen Ruhm und sein Ansehn, beförderten die Anschläge des Adels zum Sturze des Verhaßten. Ein Edelmann aus dem angesehenen Hause der Donati, der einen Bürger in einer Fehde erschlagen haben sollte, wurde freigesprochen. Das aufgeregte Volk sammelte sich vor seines Führers und Vertreters Giano Haus und forderte unter Schreien und Toben Gerechtigkeit, aber dieser verwies sie an den Gonfaloniere und an die Prioren. Diesen Vorfall benutzten Giano's Gegner, wenn sie denselben nicht angestiftet hatten, und verklagten ihn fälschlicher Weise, er

*) Macchiavelli, Istor. Fior. L. II. Op. T. I. p. 81.

habe den Aufruhr verschuldet. Ehe sein Urtheil gefällt war, ging Giano freiwillig in die Verbannung (1294), in der er auch starb.

Indeß erntete der Adel von dem Verderben dieses Mannes keineswegs die Früchte, die er davon erwartet hatte, und sein Haß gegen alle reichen Bürger entbrannte nun mit desto größerer Heftigkeit. Unter diesen zog damals Niemand in einem solchen Grade die Aufmerksamkeit auf sich, als Vieri, das Haupt des Hauses Cerchi, durch seine großen im Handel erworbenen Glücksgüter und den geräuschvollen Gebrauch, den er in Prunk und Aufwand, wie Emporkömmlinge pflegen, davon machte. Es konnte nicht fehlen, daß in einer Stadt wie Florenz ein solches Haus bald an die Spitze einer politischen Partei kam. Den Cerchi, als noch nicht lange aus der Dunkelheit Emporgekommenen, war der alte Haß zwischen Gibellinen und Guelfen fremd, daher Viele, die noch heimlich zu der erstern Partei gehörten, sich ihnen anschlossen. Der Adel aber faßte einen besondern Ingrimm gegen sie, und besonders trat das Adelsgeschlecht der Donati, welches vorzüglich zur Vertreibung des Giano della Bella beigetragen hatte, mit Neid und Spott über die emporgekommenen Bürger hervor. Allerlei Reibungen steigerten die gegenseitige Erbitterung, bis ein von außen hinzukommender Zündstoff die Feindschaft in lichte Flammen emporschlagen ließ.

In Pistoja, von dessen Bewohnern ein Geschichtschreiber unserer Tage *) sagt, sie seyen vielleicht das heftigste, gewaltthätigste, aufrührerischeste Volk, dessen die Geschichte gedenkt, war lange Kampf gewesen zwischen dem Gibellinischen Geschlechte der Panciatichi und dem Guelfischen der Cancellieri, bis die Ersteren bei der allgemeinen Unterdrükkung ihrer Partei in Toscana vertrieben wurden. Da geschah, daß zwei junge Männer aus verschiedenen Zweigen der Cancellieri in einem Gasthause beim Wein in Streit geriethen, und von beiden Seiten die Rache mit so vieler Heftigkeit und Grausamkeit betrieben ward, daß jene beiden Zweige dieses Geschlechts, mit dem Namen der Weißen und Schwarzen bezeichnet, einander bald als die erbittertesten Todfeinde verfolgten und ganz Pistoja in den Strudel ihres mit der vollen Gluth Italienischer Sinnesart geführten Kampfes hineinzogen. Die Florentiner, als Vertreter der ganzen Guelfischen Partei in Toscana, fürchteten, daß die Gibellinen die blutige Verwirrung

*) Sismondi Histoire des républiques Italiennes du moyen âge, T. IV. p. 95.

benutzen möchten, um nach Pistoja zurückzukehren, und schlugen sich daher ins Mittel. Ihr Erbieten, den Streit zu schlichten, ward angenommen, und ihnen auf drei Jahre eine außerordentliche Gewalt in der Stadt eingeräumt. Sie zwangen nun die Häupter beider Parteien, Pistoja zu verlassen, und wiesen sie nach Florenz, warfen aber dadurch die Brandfackel in die eigene Stadt. Die Weißen wurden von den Cerchi aufgenommen, und gewannen dadurch unvermerkt eine Gibellinische Farbe; die Cerchi aber, klug genug, einen beim Volke verhaßten Namen zu meiden, nahmen die Parteibenennung ihrer Schützlinge an. Natürlich schlossen sich nun die Schwarzen den Donati an, und diese hießen fortan Schwarze. Bei dem ersten Anlaß brach offener Streit und mit großer Heftigkeit aus, so daß die Prioren die Führer beider Factionen aus der Stadt verwiesen. Da aber der herrschende Gewerbstand den Cerchi geneigt war, so war es nur mit der Verbannung der Schwarzen Ernst und die Weißen erhielten bald die Erlaubniß zurückzukehren. Ihr Triumph schien entschieden, alle Aemter wurden durch sie besetzt, die Anhänger der Gegenpartei überall verdrängt. Aber wie eine vom Standesgeist erhitzte und verblendete Faction es selten verschmäht hat, Fremde gegen die eigne Vaterstadt aufzurufen, vermochten auch die verbannten Schwarzen den Papst Bonifacius VIII., ihnen auswärtige Hülfe zu verschaffen. Karl von Valois, der Bruder König Philipp's des Schönen von Frankreich (vgl. Th. V. S. 319.), ward dazu erkoren, und froh der dargebotenen Gelegenheit, sich mit den Schätzen der Toscanischen Städte zu bereichern, auch wol Größeres zu erringen, kam er nach Italien, wie ein Menschenalter früher sein Großoheim Karl von Anjou. Indeß hätte Florenz seine geringe Kriegsmacht, da er nur fünfhundert Reiter herbeiführte, verlachen können, wenn die Weißen sich selbst mehr vertraut hätten, und nicht in einem unseligen Schwanken zwischen Gibellinischen und Guelfischen Gesinnungen halbe Maßregeln ergriffen hätten. Endlich ließen sie den Französischen Fürsten ein (4. Nov. 1301), nachdem er vorher Brief und Siegel gegeben, sich keine Anmaßung, keine Eingriffe in die Verfassung, kein Verfahren gegen bestehende Verfügungen erlauben zu wollen, aber bald mußten sie seine Treulosigkeit erfahren. Obschon Karl an Eides Statt versichert hatte, daß seine Franzosen keinen Verbannten noch Verdächtigen in die Stadt lassen würden, wurden doch den Schwarzen schon in der nächsten Nacht die Thore geöffnet. Voll von Rachedurst und Uebermuth erbrachen, plün-

derten, verbrannten sie viele Häuser der Weißen, und wilder Mord erfüllte die Straßen der Stadt. Nachdem der erste Sturm vorüber war, begann eine geordnete Verfolgung; alle bedeutenden Familien der unterliegenden Partei, voran das ganze zahlreiche Geschlecht der Cerchi, wurden, nachdem sie große Geldstrafen hatten erlegen müssen, aus der Stadt vertrieben. Nachdem Karl seinen Golddurst gesättigt, zog er ab, und überließ Florenz der siegreichen Partei der Schwarzen. Dem Adelstande erwuchs aus diesem Siege der Donati wiederum kein Vortheil, wol aber wurde und blieb er ein großer und vollständiger Triumph der Guelfen, und Florenz erhob sich immer mehr zum Haupte dieser Partei in Toscana, ja in ganz Italien, wie es denn kurze Zeit nach diesen Ereignissen dem Kaiser Heinrich VII. mit großer Kühnheit entgegentrat (Th. V. S. 350). Im Inneren bildete sich aus den reicheren Mitgliedern der sieben oberen Zünfte (zu den früher schon genannten sechs war noch als siebente die der Richter und Notaren gekommen) mit den Familien, die sich zu ihnen hielten, ein höherer Bürgerstand, Popolo grasso genannt, der an Zahl der Glieder, an Reichthum und politischer Bedeutung immer mehr zunahm und die alten Geschlechter immer mehr in Schatten stellte. Seit der Einsezzung der Prioren als obersten Stadtrath hatten diese Geschlechter eigentlich das Regiment in Händen, auch nach der Vertreibung der Weißen behaupteten sie sich, und die Edelleute blieben ebenso wohl als die niederen Zünfte und das gemeine Stadtvolk, der Popolo minuto, von ihnen abhängig. Das Collegium der Prioren, vereinigt mit dem Gerichtsbannerherrn, dem Volkshauptmann und zwölf sogenannten guten Leuten, hieß die Signorie der Stadt. Nach einem mißlungenen Versuch der Verbannten, mit Hülfe einiger unzufriedenen Adeligen in der Stadt ihre Rückkehr zu erzwingen, wurde die Herrschaft des Popolo grasso durch neue Einrichtungen befestigt, aber zugleich die Bildung einer festen Aristokratie aus dem Schooße desselben durch die Einführung eines Ostracismus verhindert, um Alle, deren Einfluß Besorgnisse gegen die bestehende Ordnung der Dinge einflößen könnte, durch Stimmenmehrheit der Bürger zu Geldbußen oder zur Verbannung auf bestimmte Zeit verurtheilen zu können (1323). Auch die Wahl der Signorie wurde verändert, um den Unruhen vorzubeugen, welche durch das Bestreben der verschiedenen Parteiungen unter den Bürgern, Männer ihrer Farbe hineinzubringen, veranlaßt worden waren. Bisher hatten sich die alten Prioren mit Hinzuziehung einiger angese-

henen Bürger und der Beamten der oberen Zünfte ergänzt, und so war es bereits mehreren Familien aus dem Popolo grasso gelungen, sich fast ausschließlich im Besitz der Stellen der Signorie zu erhalten. Diesem Uebelstande, so wie allen tumultuarischen Bewegungen vorzubeugen, bestimmte man, daß die Namen der zu ernennenden Prioren auf zwei und vierzig bis zwei und funfzig Monate im Voraus in verschlossene Beutel geworfen, und bei jedem Wechsel der Signorie nur so viel Zettel herausgelost werden sollten, als neue Prioren ins Amt traten.

Die Unbeständigkeit und das plötzliche Verzagen im Unglück, welche in Demokratien gewöhnlich sind, bewirkten indeß, daß die Florentiner ein selbst gewähltes Uebel auf sich luden, wodurch der Wohlstand und die Macht der Republik für einige Zeit zerrüttet wurden. Nachdem sie schon im Jahre 1313, um dem Joche Kaiser Heinrich's VII. zu entgehen, den König Karl Robert von Neapel zum Signore ihrer Stadt ernannt hatten (Th. V. S. 351.), welches Amt dieser durch halbjährlich wechselnde Vicarien zu ihrer Zufriedenheit bis 1321 verwaltet hatte, übergaben sie im Jahre 1325, als Castruccio Castracani ihren Truppen bei Altoposcio eine große Niederlage beigebracht, alle ihre Schlösser erobert, die Umgegend ihrer Stadt in eine Einöde verwandelt hatte, Karl Robert's Sohn, dem Herzog Karl von Calabrien, die Herrschaft auf zehn Jahre. So wenig Hülfe ihnen dieser indeß gegen Castruccio leistete, so drückend wurde sein Aufenthalt in der Stadt. Der Adel hoffte durch ihn sich wieder aus seiner untergeordneten Stellung erheben zu können, und trachtete deshalb, ihm eine monarchische Gewalt zu verschaffen, durch die er dann die Volksverfassung stürzen sollte. Wirklich erlangte Karl Rechte, die bisher die Signoren niemals ausgeübt hatten, da deren Auftrag früher immer nur auf die obere politische Leitung in einer bestimmten Periode, unter Mitwirkung des Raths und der republicanischen Behörden, gerichtet gewesen war. Er konnte nach Gutdünken Krieg und Frieden schließen, und ernannte nicht bloß die Prioren, sondern sämmtliche Beamte innerhalb und außerhalb der Stadt, und trieb so viel Geld auf, daß die Bürger die Steuern kaum noch zahlen konnten. Dennoch geschah nichts zu Gunsten des Adels; aber Karl's Regierung wurde, nachdem die Florentiner durch Castruccio's Tod von ihrer Furcht befreit worden waren, diesen immer verhaßter, bis endlich ihr Bedrücker im Jahre 1328 zu ihrer größten Freude starb. Sie gedachten nie wieder einen Herrn aufzunehmen

und suchten alle innere Parteiung durch noch complicirtere Wahlbestimmungen als die vom Jahre 1323 und durch die Einrichtung eines Volksrathes von dreihundert Mitgliedern, und eines Rathes der Commune, der aus zweihundert funfzig Adligen und eben so viel popularen Beisitzern zusammengesetzt wurde, für die Zukunft abzuschneiden. Alle Behörden, mit Ausnahme der nur zwei Monate fungirenden Prioren, sollten vier Monate im Amte seyn. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit des demokratischen Staatslebens, und gehört wesentlich zu dessen Erhaltung, daß die Beamten schnell wechseln, damit Niemand sich der Gewalt seiner Stellung zu seiner eigenen Erhöhung bemächtige, und möglichst Viele an der Ausübung der Staatsthätigkeit Theil nehmen können. Durch die neue Verfassung wurden Ruhe und Ordnung auf längere Zeit in der Stadt gesichert, als aber die Heere der Republik in dem Kriege, welcher mit Pisa um den Besitz von Lucca geführt wurde (Th. V. S. 385.), einen Verlust nach dem anderen erlitten, vergaß das Volk seiner ehemaligen Bedrängniß durch Karl von Calabrien, und verlangte, in Bestürzung und voll Zorn gegen die Signoria, wieder einen Herrn. Gerade damals kam Walther von Brienne, Herzog von Athen dem Titel nach, denn das Land selbst hatten die Catalonischen Banden seinem Vater entrissen (o. S. 144.), nach Florenz. Diesem, einem Manne von anerkannter Tapferkeit, übergaben die Prioren die Führung der Truppen, um das Murren des Volkes zu stillen. Walther aber trachtete nach Größerm, und die Eifersucht des Adels sowol als des großen Haufens gegen den begüterten und mächtigen Mittelstand arbeitete seinen Plänen in die Hände. Beide hofften durch den Fremdling die verhaßten Bürgerfamilien, die alle Macht an sich gerissen hatten, zu demüthigen, der Adel, an ihre Stelle zu kommen. Walther verstand es auch, sich einige einflußreiche Bürgerhäuser geneigt zu machen, andere schreckte er durch willkürliche Strafen; und die Signoria, von allen Seiten bedrängt, sogar von einem Volksaufstande bedroht und geängstigt, mußte endlich nachgeben und ihn zum Oberherrn von Florenz auf Lebenszeit ernennen (1342). Die Edelleute erhoben den Herzog und trugen ihn in den Palast der Prioren, die Justizverordnungen wurden zerrissen, die Fahne des Gerichtsbannerherrn in's Feuer geworfen und das Panier des Herzogs aufgepflanzt. Adel und Volk frohlockten, aber bald wurden sie aus ihrem Traume gerissen. Im Besitze der Gewalt enthüllte Walther sein ganzes treu- und gewissenloses Gemüth, und die Frevel arger

Tyrannei traten ungescheut hervor. Er hielt Keinem, dem er Vortheile versprochen, das gegebene Wort, verletzte auf empörende Weise das Recht, erhöhte und vermehrte die Steuern, verwandelte den Palast der Prioren, den er bewohnte, in eine Festung, und stellte mit seinem wüsten Französischen Gefolge der Tugend und Ehre der Florentinischen Frauen mit frecher und schamloser Lüsternheit nach. Alle Stände waren beleidigt, verletzt und gedrückt, und der bitterste Haß gegen den Tyrannen faßte in allen Gemüthern Wurzel. Als der Herzog diese Stimmung gewahrte, ging er mit andern Italienischen Gebietern Verbindungen ein, und glaubte sich nun seiner Willkür um so ungescheuter überlassen zu können. Aber die Freiheitsliebe der Florentiner war zu lebendig, und gewann unter dem Drucke nur größere Kraft. Drei von einander unabhängige Verschwörungen gegen die Herrschaft und das Leben Walther's bildeten sich, zwei vom Adel, zu deren einer auch der Bischof von Florenz gehörte, eine dritte vom Mittelstande. Der Herzog, gewarnt, ließ einige der Verschworenen einziehen, um sich aber aller Gefahr durch Einen Schlag zu entledigen nahm er zur List seine Zuflucht. Er ließ auf den folgenden Tag, den 26. Julius 1343, dreihundert der angesehensten Florentiner, die ihm die Gefährlichsten schienen, zu sich in den Palast entbieten, als wolle er Staatsangelegenheiten mit ihnen berathen, und zweifelte nicht, daß er sie in diesem Netze fangen werde. Er hatte beschlossen, alle niederstoßen zu lassen. Aber die Eingeladenen schöpften ihrerseits Verdacht, ein Gerücht von bedenklichen Anstalten verbreitete sich, die allgemeine Gefahr eröffnete die Herzen, man theilte einander mit, was man bisher sorgfältig geheim gehalten, erstaunte über die unbewußte Uebereinstimmung, über die von einander unabhängig entstandenen Verschwörungen, und die sonst feindlichen Parteien, die entschiedensten Gegner fanden sich plötzlich zu Einem großen Zwecke verbunden. Allgemein wurde der Beschluß gefaßt, nicht in den Palast zu gehen, vielmehr versammelte Jeder in der Stille seine Freunde und Clienten, und bewaffnete sie. Als der Morgen anbrach, ließ sich das Geschrei „zu den Waffen" hören. Da öffneten sich die Häuser, die Bewaffneten stürzten heraus, und füllten die Straßen. Die in der Stadt vertheilten geharnischten Reiter Walther's wurden mit dem Rufe „es sterbe der Herzog, es lebe die Gemeine und die Freiheit" angegriffen, und mußten den Rückweg nach dem Palaste suchen, aber von sechshundert erreichte ihn nur die Hälfte. Walther hielt in dem Schlosse eine

achttägige Belagerung aus, bis ihn der Hunger zwang, eine vom Bischofe eingeleitete Vermittelung anzunehmen. Er entsagte allen Ansprüchen auf die Regierung von Florenz, und ward in der Stille und mit einer Bedeckung, um ihn gegen die empörte Menge zu schützen, aus der Stadt und über die Grenzen ihres Gebiets geschafft.

Während aller dieser Unruhen im Innern der Stadt behauptete Florenz, trotz mancher Verluste und Unglücksfälle, nicht nur die bedeutende politische Stellung nach außen hin, welche es vornehmlich durch seinen glücklichen Widerstand gegen Kaiser Heinrich VII. errungen hatte, sondern entwickelte insbesondere nach dem Tod des gefürchteten Castruccio Castracani immer kühnere und umfassendere Pläne. Im Laufe der Zeit unterwarfen sich die Florentiner durch vielfache Kämpfe die ganze umliegende Landschaft von der See bis zu den Apenninen, mit Ausnahme Lucca's und Siena's, und hielten sich allmählig für berufen, das politische Gleichgewicht in Italien aufrecht zu erhalten, und die Schwachen wider starke Bedränger in Schutz zu nehmen. Die Kraft der kleinen Republik beruhte auf dem rastlosen Streben und der Wohlhabenheit der einzelnen Bürger, und auf der großen politischen Regsamkeit, die über alle Stände verbreitet war und durch die Spannung des Adels und des Popolo grasso stets lebendig erhalten wurde. Dabei mehrten sich Handel und Gewerbe von Tage zu Tage. Die Tuchmanufacturen waren im blühendsten Zustande, es gab zweihundert Wollwebereien und dreißigtausend Menschen lebten von dieser Arbeit. Die Einkünfte der Republik betrugen um diese Zeit gegen dreimal hunderttausend Goldgulden *), eine Summe, die nur sehr wenige der damaligen christlichen Staaten aufbrachten; die Ausgaben beliefen sich in friedlichen Zeiten, wo keine große Söldnerschaaren zu bezahlen waren, nur auf den siebenten Theil der Einnahmen. Einwohner zählte die Stadt etwa neunzigtausend, unter diesen waren fünf und zwanzigtausend waffenfähige Leute. Lesen lernten acht bis zehntausend Kinder, in höheren Schulen wurden beinahe sechshundert in der Grammatik und Logik unterrichtet. Außerhalb der Stadt besaßen die Florentiner noch fünf und funfzig Burgfesten. Im Frieden führten die Bürger ein lustiges, genußreiches Leben, hielten mannichfache Schmausereien und Feste und von Florenz aus verbreitete sich Freude und Geschmack an solchen Dingen über ganz Italien.

*) Fast eine Million Thaler unserer Währung, den in jeder Rücksicht vielfach höhern Geldwerth jener Zeiten nicht gerechnet.

Sogleich nach dem Sturze Walther's wurde die Verfassung neu geordnet und erhielt eine noch demokratischere Form als bisher, indem man den vierzehn niederen Zünften, dem Popolo minuto, welches allmählig die Gewalt fühlen lernte, die in seiner Anzahl lag, Zugang zu den geringeren Ämtern gestatten mußte, und wenn aus dem bisherigen Kampfe des Adels und des Popolo grasso die Herrschaft des Letzteren hervorging und der Geldadel an die Stelle des Geburtsadels trat, so werden wir nun im Fortgange der Entwickelung auch das Uebergewicht des Reichthums von unten her angefochten sehen. Der Antheil, welchen der Adel an der Vertreibung Walther's genommen hatte, verschaffte diesem zunächst wieder einigen Einfluß auf die Regierung, welcher indeß bald durch den erwachten Uebermuth desselben und den Haß des Volkes von Neuem vernichtet wurde. Bei dieser Gelegenheit erhielten aber die harten Justizverordnungen einige Milderung, und, mit seltsamer Umkehrung der sonst geltenden Verhältnisse, wurden fünfhundert und dreißig Adlige, die in einem guten Rufe standen, zur Belohnung, aus der Adelsrolle gelöscht und in das Bürgerverzeichniß übergetragen*). Dadurch wurde, was auch wol die Absicht war, der Adelsstand so geschwächt, daß er nie wieder gegen die Bürger mit offener Gewalt etwas versuchte.

Doch behielt er dadurch noch eine Stellung im Staate, daß kein Gesetz ihn von der alten in Florenz bestehenden Guelfenverbindung ausschloß, welche sich jetzt auf das engste mit dem Popolo grasso verband, um wenigstens, da es nicht möglich war, die Herrschaft zu behaupten, mit den begüterten Bürgern gemeinsam die Plebejer niederzuhalten. Der Ursprung jener Verbindung fällt in die Zeit des Untergangs der Hohenstaufen, wo die Guelfische Gesinnung in Florenz so mächtig zu werden begann; ihr Zweck war, eine engere Verbindung der bedeutenderen Guelfischen Familien zu erhalten, und einen Theil der, den Gibellinen bei ihrer Vertreibung im Jahr 1267 entrissenen Güter zum Besten der Ersteren zu verwalten. Es war eine förmlich geschlossene Corporation unter Hauptleuten und diesen zur Seite stehenden

*) In demselben Sinne wurden auch Bürgerliche unter den Adel versetzt, um sie ihrer Vorrechte zu berauben. Und dies war nicht in Florenz allein der Fall. In Pistoja verfügten 1285 die obsiegenden Zünfte, wer aus dem Gewerbstande die öffentliche Ruhe stören würde, sollte zur Strafe in das Adelsverzeichniß eingetragen werden, d. h. von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein, und zu den bloßen Beisassen gehören. Hüllmann Städtewesen Th. III. S. 150.

Räthen. Wenn nun auch der Sinn, der jene Parteien hervorgerufen hatte, erloschen war, so waren doch die Benennungen geblieben und konnten anderen Bestrebungen und Spaltungen und der persönlichen Feindschaft zum Deckmantel dienen. Jetzt wurden jene Erinnerungen von der Guelfenverbindung und dem Popolo grasso hervorgesucht, um den niederen Zünften, denen man eben das Recht der Theilnahme an städtischen Aemtern zugestanden hatte, doch den wirklichen Eintritt in jedem einzelnen Falle zu verschließen. Jene wußten es im Jahre 1347 durchzusetzen, daß ein Beschluß gefaßt ward, kein Gibelline könne ein städtisches Amt erhalten. Doch erreichten die Zünfte dagegen, daß die Beurtheilung der Gesinnung von sechs angesehenen Männern als Zeugen abhängen solle, über deren Zulässigkeit bei den niedren Innungen die Beamten des Gewerkes, bei den höheren die Prioren entscheiden sollten. Zehn Jahre darauf erhoben aber alle diejenigen, welche die Besetzung der öffentlichen Aemter auf einen kleineren Kreis beschränkt sehen wollten, laute Klagen, es seyen dennoch Gibellinen in die Regierung gekommen, und verlangten eine Schärfung des bestehenden Gesetzes (1357). Jeder, der ein Amt habe oder noch erhalte, sollte auf das Zeugniß von sechs Männern, deren Prüfung den Hauptleuten der Guelfenverbindung zustände, als Gibelline von demselben entfernt, und wenigstens mit fünfhundert Silbergulden bestraft werden. Den Bemühungen der reichen Bürger gelang es endlich, diese Bestimmungen bei den Prioren durchzusetzen, und dadurch die Besetzung aller Stellen in ihre Gewalt zu bringen. Gegen wen nun die Hauptleute der Guelfenverbindung Zeugen anzunehmen entschlossen waren, dem thaten sie es vorher kund, und dieser durfte es dann nicht wagen, sich um ein Amt zu bewerben; Neid, Eifersucht und Haß fanden hiebei freien Spielraum. Auch angesehene und ehrenwerthe Männer erhielten häufig solche Warnungen, wenn sie nur unter der Guelfenfaction, als deren Häupter die Albizzi galten, Feinde hatten, und die „Gewarnten" (Ammoniti) bildeten bald eine große Zahl von Mißvergnügten. Der Verfolgungssucht und dem Despotismus dieser Partei entgegen zu wirken, verbanden sich mehrere bedeutende Männer. Einer unter ihnen, Salvestro von Medici, trug, als er 1378 Gerichtsbannerträger war, darauf an, die Mißbräuche der Guelfenverbindung abzustellen und die harten Verfügungen gegen die Gewarnten zurückzunehmen. Da er aber schon im Voraus überzeugt war, daß diese Vorschläge bei der herrschenden Partei in der Signoria den stärksten Widerspruch finden

würden, hatte er sich des Volkes zu versichern gesucht, das mit dem bestehenden Zustand und mit seiner Zurückdrängung nicht minder unzufrieden war, nicht bedenkend, daß es zwar leicht sey, den Haufen zu einer Bewegung anzuregen, der einmal entstandenen aber Niemand Ziel und Maß anzuweisen vermöge*). Tumultuarisch forderten die vierzehn unteren Zünfte (22. Juni 1378) eine Aenderung in der Verfassung, aber noch während die zu diesem Endzweck niedergesetzte Commission ihre Berathungen hielt, dehnte sich die Revolution auch über die große Zahl des gemeinen Volkes, über die Tagelöhner und über alle die Handwerker aus, die keiner Zunft, d. h. keinem jener zu politischer Bedeutung gelangten Gewerbevereine angehörten, diese Ausschließung aber nicht länger ertragen wollten und längst schon Klagen über Druck und verweigerte Gerechtigkeit erhoben hatten. Am 19. Julius erhielt die Signoria die Anzeige, das gemeine Volk gehe mit einem Aufstande um, und schon der folgende Tag sey zum Ausbruch desselben bestimmt. Sogleich wurden alle Räthe nebst den Hauptleuten der Compagnien der Bürgerschaft berufen, und ein, als Theilnehmer bezeichneter Handwerker verhaftet und torquirt, um das Nähere zu erfahren. Während dies geschah, kam Abends wie gewöhnlich der Stadtuhrmacher in den Palast der Prioren, um die Thurmuhr zu stellen. Im Vorübergehen erfuhr er den Vorfall, und da er selbst zu den Verschworenen gehörte, eilte er angstvoll nach Haus und rief das Volk zu den Waffen. Vor dem Palast sammelten sich die Reiter der Stadt, um die Prioren zu schützen, aber die Compagnien der Bürger erschienen nicht, und so wagten auch die Söldner keinen Widerstand, während der Pöbel das Gildehaus der Tuchmacher und die Wohnungen mehrerer reichen Tuchfabrikanten stürmte und plünderte, und die Blutfahne des Gerichtsbannerherrn eroberte, die aufgesteckt worden war, um die Bürger unter die Waffen zu rufen. Das Volk blieb zusammen, belagerte die Prioren und Räthe die Nacht hindurch im Palaste, und sandte am folgenden Tage zu den Zunftvorstehern, ihre Banner zu senden und zu schwören, es mit den Empörern halten zu wollen. Diese wagten keine Weigerung, die Signoria war, von allen verlassen, in der höchsten Noth, selbst der in dichten Strömen herabfallende Regen brachte den Pöbel nicht auseinander. Er begehrte, daß fortan alle Hülfsarbeiter besondere Zünfte bilden sollten, und beide

*) Non sia alcuno che muova un' alterazione in una città per credere poi o fermarla a sua posta, o regolarla a suo modo. Macchiavelli, T. I. p. 160.

Räthe (S. 281.) sahen sich genöthigt, in diese Forderung zu willigen. Dennoch wurden die Unruhen hiedurch nicht beigelegt, am dritten Tage stürmte das Volk, durch die Verzögerung der Antwort und durch die Nachricht von heranziehenden Kriegshaufen beunruhigt, den Palast unter dem Rufe: wir wollen keine Signoria mehr! Die Räthe entkamen; ein Wollkämmer Michael Lando, der den Meuterern die Gerichtsfahne vorgetragen hatte, wurde durch lauten Zuruf zum Gonfaloniere ernannt, drei andere aus der Mitte des gemeinen Volks, drei von den niederen und drei von den höheren Zünften sollten die neue Regierung der Stadt bilden. Lando war ein Mann voll Muth, Mäßigung und Rechtschaffenheit. Er traf die kräftigsten Anstalten zur Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ruhe, und wußte das niedrige Gesindel, welches, in seinen Erwartungen getäuscht, seine frechen Gewaltthaten fortsetzen wollte, in Zaum zu halten. So stellte er sich an die Spitze einer Zahl angesehener Bürger und sprengte die Anführer auseinander, worauf die neu errichteten Zünfte der Tagelöhner und Fabrikarbeiter, der sogenannten Ciompi, wieder aufgehoben, alle zu denselben Gehörigen für unfähig zu Staatsämtern erklärt, und das alte Regiment wieder hergestellt wurde. Lando legte nach Ablauf der zwei Amtsmonate seine Würde freiwillig nieder. Die Ruhe war indeß keinesweges auf lange Zeit befestigt. Neue Parteiungen, Aufwiegelungen, Zusammenrottungen folgten, bis nach einigen Jahren der höhere Bürgerstand wieder entschieden die Uebermacht erlangte (1382). Lando mußte seine großen Verdienste um die Vaterstadt durch Verbannung büßen.

---

60. Die Mediceer.

Von dieser Zeit an behauptete die Guelfen-Aristokratie lange das Uebergewicht, beschränkte fortdauernd den Zugang zu den städtischen Aemtern, und brachte deren Besetzung immer mehr in ihre Gewalt. Eine so starre Aristokratie als die Venetianische konnte sich aber dennoch in Florenz nicht entwickeln, weil hier Geburts- und Geldadel getrennt waren, während sich in Venedig, das niemals auf Grundeigenthum basirte Vorzüge gekannt hatte, beide Vortheile in denselben Familien vereinigten, denn die alten angesehenen Geschlechter jener Stadt hatten sich von vorn herein mit Betrieb und Handel zu ihrer Erhaltung be-

schäftigen müssen. Diejenigen Häuser des Adels aber, welche dort auf diese Weise nicht zu Reichthum und Einfluß gekommen waren, wurden meistentheils durch die Schließung des Rathes ganz aus der Aristokratie gestoßen. Außerdem hatte Florenz keine überseeischen Besitzungen, deren Eroberung oder Verwaltung den Familien der Mutterstadt Geld, Ehre, Ansehen und die Gewohnheit des Herrschens gab, und stand überhaupt nicht so vereinzelt als Venedig. Bedeutende Erfolge nach außen hin verliehen der aristokratischen Verwaltung in Florenz zunächst Glanz und Festigkeit. Pisa, Arezzo und Cortona wurden unterworfen, die Hälfte von ganz Toscana gehorchte der Florentinischen Signoria, Ackerbau und Gewerbe blühten, aber alles dies konnte die Aristokratie doch nicht vor dem Sturze sichern, der von einem durch das Volk erhobenen Geschlechte ausgehen sollte. Die Albizzi übten überwiegenden Einfluß, sie wußten stets ihre Freunde in die Signoria zu bringen, und ihre Feinde davon entfernt zu halten. Doch Eine Familie unter der Gegenpartei nahm ihnen durch kluges Benehmen jeden scheinbaren Vorwand zur Verfolgung. Es war die der Medici, welche das Volk als seinen Trost und seine Hoffnung betrachtete. Ihr damaliges Haupt, Johann von Medici, zeichnete sich durch Milde, Mäßigung, Freigebigkeit und Klugheit aus, und gewann selbst der herrschenden Faction so viele Achtung ab, daß sie ihn zu bedeutenden Staatsämtern gelangen ließ. Andrer Seits beruhte sein Einfluß auf einem großen Vermögen. Der Hauptzweig des Florentinischen Handels waren Geldgeschäfte, welche sich im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert durch Anleihen, die von Seiten der Fürsten hier gemacht wurden, immer mehr hoben. Durch die großen Einkünfte der Päpste war schon in früheren Zeiten des Mittelalters das baare Geld in großer Menge in Italien zusammengeströmt, und gewöhnlich hatten die Herrscher der Kirche, auch nach der Verlegung ihrer Residenz nach Avignon, ihre Geldgeschäfte Florentinischen Handlungshäusern überlassen, die dadurch zu großem Wohlstande gelangten und in Stand gesetzt wurden, gegen hohe Verzinsung den Königen die bedeutendsten Vorschüsse zu machen. Auch Johann von Medici war durch solche Handelsverbindungen zu unermeßlichen Reichthümern gelangt, und legte dann auch hiedurch den Grund zu dem großen Einflusse seines Geschlechts, durch welchen seine Nachkommen aus Kaufherren zu Fürsten wurden. Mit umfassenderen Absichten und Vorsätzen trat nach seinem Tode (1428) sein Sohn Cosmus an die Spitze der Volkspartei, doch mit nicht weniger Milde

und Menschenfreundlichkeit als der Vater. Die große Zahl von Freunden und Clienten, die seine Großmuth um ihn versammelte, die Tausende von Handwerkern und Lohnarbeitern, welche durch ihn beschäftigt und unterstützt wurden, gaben ihm eine nicht geringe Bedeutung. Dies erregte den Haß der Gegenpartei, an deren Spitze jetzt der heftige und leidenschaftliche Rainald von Albizzi stand. Auf Befehl eines diesem Hause ergebenen Gonfaloniere ward Cosmus verhaftet, verrätherischer Verbindungen mit Francesco Sforza beschuldigt, und auf zehn Jahre aus der Republik verbannt (1433). Aber es diente dies nur zu seiner Verherrlichung und zeigte, wie fest seine Macht schon gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehrenbezeigungen überhäuft, und in der Heimath setzten seine Freunde schon im folgenden Jahre seine Zurückberufung durch. Vergebens wollte Rainald von Albizzi sich widersetzen, er mußte seinerseits in die Verbannung gehen, Cosmus aber ward bei seiner Rückkehr mit großem Jubel empfangen. Nunmehr behauptete er sich bis an seinen Tod (1464), dreißig Jahre lang, zwar ohne allen äußern Glanz, aber als das in der That Alles leitende und lenkende Haupt der Republik, mit einem Ansehn, wie nicht leicht Jemand ohne Waffengewalt behauptet hat, allein gestützt auf seine großen Reichthümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit zum Besten der Einzelnen und des Vaterlandes verwandte, und auf seine Einsicht und Durchschauung der Verhältnisse. Seine Staatsverwaltung war eben so glücklich als glänzend, und das dankbare Florenz erkannte ihm nach seinem Tode den Beinamen „Vater des Vaterlandes" zu. Dieser staatskluge und mächtige Banquier war zugleich ein Mann von großem Geschmack und vieler Gelehrsamkeit und der thätigste Beförderer der Wissenschaften. Die Richtung auf das Fürstliche und Einherrische, die bei aller republicanischen Einfachheit in seiner Sinnesart lag, zeigt sich in seiner Lenkung der Florentinischen äußern Politik, die unter der Guelfenaristokratie schwerlich einen Francesco Sforza unterstützt und das Aufkommen einer neuen Fürstengewalt in Mailand begünstigt hätte. Auch im Innern kann er von Härte und Willkür in der Behandlung der Gegenpartei nach seiner Rückkehr aus der Verbannung nicht freigesprochen werden. Um seinen und seiner Freunde Einfluß sicher zu stellen, bewirkte er meistens, daß, statt der bisher beobachteten Wahlart der Staatsbeamten durch das Loos, ein außerordentlicher Ausschuß, Balia genannt, zum Behufe dieser Wahlen mit dictatorischer Gewalt bekleidet wurde. Eine Maßregel, welche den Demokratismus freilich

auf das empfindlichste verletzte, aber um in das stets wankende Regierungssystem endlich einige Beharrlichkeit zu bringen, fast unumgänglich nothwendig schien.

Cosmus' Sohn Peter schien nun schon durch eine Art von Erbrecht zur Verwaltung der Republik berufen, da er aber des Vaters Großartigkeit und sein Achtung gebietendes Wesen nicht hatte, und dazu die Unvorsichtigkeit beging, viele von Jenem an Hülfsbedürftige ausgeliehene Gelder plötzlich aufzukündigen, verlor er einen großen Theil seiner Anhänger, und die Feinde seines Hauses erhoben sich mit neuer Stärke. An ihre Spitze trat Lucas Pitti, der schon zu Cosmus' Zeiten eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Es bildete sich eine Verschwörung, Peter zu stürzen, vielleicht zu ermorden, sie ward aber vereitelt, und nachdem es dem Bedrohten gelungen war, Pitti, den wichtigsten Gegner, zu gewinnen, und von seinen Verbündeten zu trennen, endete der ganze Versuch nur mit festerer Begründung des Einflusses und Uebergewichts der Medici. Eine abermalige Balia ordnete Alles zu ihren Gunsten, ihre angesehensten Feinde wurden verwiesen (1466). Vergebens wiegelten diese die Venetianer auf, vergebens nahmen auch andere Italienische Staaten an dem Bündnisse Theil, Florenz und die Mediceische Partei, von Mailand und Neapel unterstützt, trotzten dem Sturme.

Einige Jahre nachher (1469) starb Peter, und an seine Stelle traten seine beiden noch sehr jungen Söhne Lorenzo und Julian. Der Erstere, der den Beinamen des Prächtigen (il Magnifico) führt, hat unter allen Gliedern seines gepriesenen Geschlechts den meisten und höchsten Ruhm bei der Nachwelt davon getragen. Er verdankt ihn seiner großen Klugheit und Gewandtheit, der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Vielseitigkeit seines Geistes und seiner Bildung, seinem feinen Sinn für Kunst und Wissenschaft, deren wirksamster Gönner und Beschützer er war, und dem hohen Ansehn, dessen er seiner Eigenschaften und seines Einflusses wegen weit über die Grenzen Italien's hinaus genoß. Obgleich er nicht schön war, gaben doch ein großer, starker Körper, ein offener und ernster, durch Freundlichkeit gemilderter Blick, seiner Erscheinung etwas Achtung Gebietendes, seine Anmuth fesselte, sein feiner Witz, seine leicht hinfließende Rede zogen alle Hörer an. Er machte Florenz immer mehr zum Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern aller Art, verschönerte es durch öffent-

liche Gebäude und andere Anlagen, und bereicherte es mit Kunst- und litterarischen Schätzen.

Indeß bildete sich ohne den Namen des Herrn der That nach die Alleinherrschaft, die jedoch den Wünschen des Volkes, welches den Lorenzo anbetete, nicht entgegen zu seyn schien, desto mehr aber den angesehenen Bürgern, die nicht zu den Anhängern der Medici gehörten. Zorn und Groll erfüllten besonders das Gemüth der Pazzi, deren Geschlecht eines der vorzüglichsten in Florenz war, und ein von Lorenzo gegen sie persönlich verübtes Unrecht steigerte ihren Haß zur größten Heftigkeit. Die Pläne zum Sturze der Medici, die sie faßten, wurden heimlich vom Papste Sixtus IV., dem Nachfolger Paul's II. (o. S. 187.), befördert, weil Lorenzo diesem vor einigen Jahren bei seinen Bestrebungen, die geistliche Herrschaft im Kirchenstaat wieder fester zu begründen, hemmend in den Weg getreten war. So kam eine Verschwörung zu Stande, die von den Pazzi den Namen führt. Franz Pazzi, der sich einige Jahre in Rom aufgehalten hatte, sein Oheim Jacob, Franz Salviati, Erzbischof von Pisa, Jacob Salviati, dessen Bruder, Jacob Poggio, der Sohn eines berühmten Gelehrten und selbst Schriftsteller, und mehrere Andere, verabredeten, daß Lorenzo und Julian von Medici den 26. April 1478, an einem Sonntage, in der Kirche der Reparata, die sie zu besuchen pflegten, in dem Augenblick, da der Priester die Hostie dem Volke zeigen würde, ermordet werden sollten. Den Mord des Lorenzo sollte der Condottiere Montesecco vollbringen, den des Julian nahmen Franz Pazzi und Bernhard Baroncelli auf sich. Als aber Montesecco erfuhr, daß die That in einer Kirche geschehen sollte, schlug ihm das Gewissen, und er trat sie zweien Priestern ab.

Damit Lorenzo auch gewiß erscheinen möchte, äußerte des Papstes Verwandter, der Cardinal Riario, der sich damals in Pisa aufhielt, auf die Veranstaltung des Erzbischofs das Verlangen, an dem bestimmten Sonntage dem Gottesdienste in jener Kirche beizuwohnen. Lorenzo lud ihn daher nach Florenz ein, nahm ihn mit gewöhnlicher Pracht und Gastfreiheit auf, und begleitete ihn in die Kirche. Kaum hatte er seinen Sitz eingenommen, so stellten sich die beiden Mörder hinter ihn. Aber die anderen beiden geriethen in desto größere Verlegenheit, da sie sahen, daß Julian nicht mitgekommen war. Als gute Bekannte eilten sie nach seiner Wohnung zurück, um ihn abzuholen; sie umarmten ihn, um zu fühlen, ob er etwa unter der Klei-

dung einen Panzer trage (denn sein Ausbleiben hatte sie mißtrauisch gemacht), und beredeten ihn dann, mit ihnen die Kirche zu besuchen. Endlich erfolgte das gewählte Zeichen: die Meßglocke ertönte, der Priester hob die geweihte Hostie empor, alles Volk fiel nieder; Julian mit ihm, aber um nie wieder aufzustehen. Pazzi's Wuth war so blind, daß er sich selbst dabei einen tiefen Stich in die Hüfte gab. Nicht so glücklich waren die Priester, die Lorenzo's Erdolchung auf sich genommen hatten. Der Stoß, der die Kehle zerschneiden sollte, glitt am Nacken hinunter, und in dem Augenblicke kehrte der Verwundete sich um, riß mit der Linken seinen Mantel ab, hielt ihn statt eines Schildes vor, und hieb mit dem rasch gezogenen Schwerte so kräftig um sich, daß die Mörder die Flucht ergriffen. Die ganze Kirche brauste von dem Lärm des Aufruhrs. Viele glaubten, das Gebäude sey eingestürzt; als man aber hörte, das Leben der Medici sey in Gefahr, stürzten Viele auf die Sacristei zu, in welche Lorenzo's Freunde ihn in der ersten Bestürzung sogleich gerettet hatten. Hier fand sich auch ein junger Mensch, Anton Ridolfo, der in der Ungewißheit, ob nicht der Stahl vielleicht vergiftet gewesen seyn möchte, sich aus Liebe zu ihm erbot, die Wunde auszusaugen. Glücklicherweise war die Besorgniß ohne Grund. Beim Ausgang aus der Kirche nahmen die Begleiter schonend einen Umweg, um nicht dem Leichnam seines Bruders zu begegnen. Während dieses Vorganges hatte der Erzbischof von Pisa mit dreißig Mann sich der Mitglieder der Signoria im Palast der Prioren versichern wollen. Er tritt in den Versammlungssaal, geräth aber, als der Gonfaloniere Cäsar Petrucci ihm mit Würde entgegen geht, gleich völlig außer Fassung. In der höchsten Verwirrung stammelt er etwas von einem päpstlichen Auftrage, wechselt jeden Augenblick die Farbe, sieht sich erwartend um, und erregt durch dies seltsame Betragen auf der Stelle gerechten Verdacht. Petrucci eilt nach der Thür, vor welcher er Jacob Poggio findet, der ihm den Weg vertreten will. Stark, wie er war, reißt er ihn bei den Haaren nieder, und läßt ihn fortschleppen. Die Prioren und Räthe nebst ihren Dienern ergriffen statt der Waffen Alles, was ihnen nahe lag, und vertheidigten sich glücklich gegen die Verschwörer, bis diese durch die zahlreich herbeieilenden Anhänger der Medici gänzlich überwältigt wurden. Indeß hatte Petrucci erst erfahren, was geschehen war, und voll Zorn ließ er, mit Beistimmung der Signoria, den Erzbischof, dessen Bruder und Jacob Poggio vor den Augen des gan-

zen Volks zum Fenster hinaus aufhängen, und die übrigen, welche im Palast gefangen worden waren, von oben herab auf die Straße stürzen. Franz Pazzi ward im Hause seines Oheims gefunden und neben dem Erzbischof aufgehängt. Das erbitterte Volk wüthete gegen alle Verschworne und entschiedene Feinde der Medici, deren es habhaft werden konnte, mehrere Tage hindurch, so daß die Straßen mit Leichnamen und zerstückten Gliedern der Erschlagenen besäet waren. Unter der Zahl der auf diese Weise Ermordeten befanden sich auch die beiden Priester, die Lorenzo hatten tödten wollen. Mehrere, welche die Flucht ergriffen hatten, wurden aufgefangen, zurückgebracht und hingerichtet. Dahin gehörten der alte Pazzi und Montesecco. Der Leichnam des Erstern, eines Mannes, der die höchsten Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte, wurde vom Pöbel auf alle erdenkliche Weise gemißhandelt und dann in den Arno geworfen. Den Cardinal Riario, der wirklich keine Kenntniß von der Verschwörung gehabt hatte, schützten die Priester mit vieler Mühe am Altare; seine Leute wurden von dem wüthenden Haufen in Stücke zerhauen. Baroncelli, der den ersten Streich auf Julian geführt hatte, entrann glücklich und kam bis nach Constantinopel; aber so viel galten die Florentinischen Kaufherren auch am Hofe Mohammed's II., daß er ausgeliefert und beinahe zwei Jahre hernach zu Florenz hingerichtet ward.

Sixtus IV. gab indeß seine Absichten und seinen Haß wider die Medici nicht auf. Er that die Florentiner in den Bann, weil sie sich an den Gesalbten Gottes vergriffen, einen Cardinal gefangen und einen Erzbischof aufgehängt hätten. In Gemeinschaft mit Ferdinand I. von Neapel wollte er sie auch mit weltlichen Waffen dafür züchtigen. Vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten berief Lorenzo eine Versammlung von dreihundert der angesehensten Bürger, und stellte ihnen vor, da der Krieg gegen ihn allein gerichtet sey, so sey er bereit, sich aus der Stadt zu entfernen, wenn sie der Meinung seyn sollten, daß die Republik dem Kampfe nicht gewachsen wäre; um eines Einzelnen willen dürfe Florenz nicht zu Grunde gehen. Die Versammelten aber, von tiefer Rührung zu Thränen bewegt, erwiederten, daß die Stadt seine Verdienste für so groß achte, daß sie mit ihm stehen und fallen wolle, und nur mit dem Untergange des Staates selbst solle sein Ansehn sinken. Als nun aber der Krieg ausbrach und für Florenz unglücklich lief, als ein Neapolitanisches Heer die Truppen der Republik schlug und sich der Stadt näherte, erkaltete diese Stimmung. Man sprach

laut davon, daß man diese Drangsale doch eigentlich nur dem persönlichen Hasse des Papstes gegen die Mediceer verdankte, und Lorenzo's Lage war mißlich und beunruhigend. In dieser Noth faßte er einen eben so muthigen als klugen Entschluß. Er ging heimlich aus der Stadt, und schrieb von San Miniato aus an die Signoria einen Brief, worin er meldete, er sey auf dem Wege nach Neapel, um den König entweder zum Vortheile der Republik zu gewinnen, oder sich seiner Rache Preis zu geben. In der That war dieser Schritt nicht ohne Gefahr, doch wußte er, daß am Hofe des Königs von Neapel eine bedeutende Partei für den Frieden gestimmt war. Wirklich wurde er dort ehrenvoll empfangen und erreichte durch gewandtes Benehmen und kluge Vorstellungen nach einiger Zeit seinen Zweck. Er zeigte dem Könige, daß seinem Throne Gefahren drohten, indem die Republik in Verbindung mit Venedig die Ansprüche Renatus' II. von Lothringen, als Erben seines Großvaters, auf Neapel zu unterstützen gedächte, daß dieser Anstalten träfe, mit sechstausend Reitern nach Italien aufzubrechen, und daß die Partei des Hauses Anjou unter dem Adel seines Reiches noch nicht erloschen sey. Papst Sixtus sey überdies alt und schwach, und was sein Nachfolger für Pläne verfolgen würde, sey unbekannt. So entschloß sich Ferdinand zum Frieden, Lorenzo schiffte sich wieder nach Pisa ein, und ward mit lautem Jubel von seinen Mitbürgern empfangen. Noch beharrte der Papst bei seiner Feindschaft; als aber bald darauf, wie oben erzählt ist, die Türken Otranto nahmen, gerieth er in solches Schrecken, und die Eintracht aller Staaten Italien's schien ihm so dringend nöthig, daß auch er sich mit der Republik aussöhnte (1480).

Die Wiederherstellung des Friedens, welche Lorenzo ganz allein ohne Feldherrn und Räthe bewerkstelligt hatte, befestigte sein Ansehn ungemein, und seine Ansprüche auf fürstliche Gewalt traten jetzt offener hervor. Er wußte es durchzusetzen, daß einer permanenten Versammlung von siebzig Bürgern die Leitung bei der Besetzung der öffentlichen Aemter und die höchste Entscheidung aller Angelegenheiten übergeben ward. Der Freistaat hatte seiner wahren Bedeutung nach nur noch ein schwaches Leben, und die verfassungsmäßigen Magistrate waren zu solchen Schattenbildern herabgesunken, daß der Gonfaloniere Neri Cambi, wegen eines in Uebereinstimmung mit den Prioren einigen öffentlichen Beamten ertheilten Verweises, mit einer Geldstrafe belegt wurde, weil er es ohne Lorenzo's, des Fürsten der Regierung,

Einwilligung gethan. Auch in einer anderen Beziehung zeigte es sich, wie sehr der Freistaat mit seiner Person verschmolzen war. Hatte sein Vater das durch die Freigebigkeit seines Großvaters zerrüttete Vermögen der Familie zu ordnen und zu sammeln, die ungeheuren ausstehenden Summen einzutreiben gesucht, und dadurch große Unzufriedenheit erweckt, so fuhr Lorenzo wieder ganz in Cosmus' Weise fort, so daß durch Vorschüsse an Unbemittelte, fürstlichen Aufwand, gänzliche Vernachlässigung der Handelsgeschäfte, nicht nur aller Reichthum zerrann, sondern auch ein gänzlicher Bankerut seines Hauses nahe war. Da erklärte die Republik Lorenzo's Schulden für die ihrigen, setzte aber dabei selbst den Zinsfuß der Staatspapiere auf die Hälfte herab*).

Lorenzo starb am 8. April 1492, vier und vierzig Jahre alt. Hochgepriesen von Vielen, besonders von Denen, die es für ein Glück der Freistaaten achten, von einem klugen und milden Vorsteher gezügelt und gelenkt zu werden, ist er dagegen von republicanisch gesinnten Gemüthern angeklagt worden, die freie Verfassung seiner Vaterstadt zerstört und dadurch ihr Herabsinken von der alten Größe verschuldet zu haben.

61. Dante, Petrarca und Boccaccio.

Von allen bisher geschilderten Kämpfen und politischen Schöpfungen der Italiener ging ein weit geringerer Einfluß auf das übrige Europa und seine Entwickelung aus, als von den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen dieses Volkes. Während im nördlichen Italien beim Erwachen der Poesie im zwölften Jahrhundert in Provenzalischer Sprache gedichtet worden war, hatten die Sicilianer zuerst den nationalen Gesang in der Landessprache ausgebildet, wenn auch der Form des Verses und dem Inhalt nach sich den Troubadours anschließend.

*) Die Staatsschulden von Florenz waren in Scheine zu hundert Scudi vertheilt, die mit drei Procent verzinset wurden. Sie waren aber schon bis auf 27 Scudi gefallen, und nachdem jetzt die Rente auf anderthalb Procente reducirt wurde, kaufte man einen Schein zu elf Scudi. Doch konnte die Regierung auch durch diese Maßregel die Ausgaben noch nicht decken; die Capitale aller milden Stiftungen wurden mit Beschlag belegt, und unter dem Versprechen, sie nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren wieder zu verzinsen, und zwar zu sieben Procent, für den Staat verwendet.

Von Friedrich II. und Peter von Vineis haben sich in dieser Beziehung Nachrichten und Gedichte erhalten. Dann aber erwachte, vorzüglich im nördlichen und mittleren Italien, bereits im dreizehnten Jahrhundert eine immer lebendiger werdende Erinnerung an das alte Rom, und die Sehnsucht nach dieser vergangenen Größe, die schon auf das politische Leben nicht ohne Einfluß blieb, wirkte auf Schrift und Rede noch ungehinderter und mächtiger. Das Studium der alten Litteratur, die hieraus sich ergebenden Vorstellungen und Anschauungen durchdrangen die herrschende Gefühlsweise, gaben dem geistigen Leben einen neuen Schwung und eine neue Richtung, und bewirkten hier früher als in irgend einem andern Lande eine Vereinigung des Antiken mit dem Christlichen und Romantischen. Die Italienische Sprache, wie sie aus der Lateinischen hervorgegangen, sich im Munde des Volkes und im Umgang der gebildetsten Männer des Landes zu Florenz entwickelt hatte, wurde das Organ dieser neuen Bildungsstufe für die Poesie, wenn sich auch für die wissenschaftlichen Bemühungen der Gebrauch der Lateinischen erhielt.

Dante, oder, wie er eigentlich hieß, Durante, aus der Familie Alighieri, war geboren im Jahre 1265 zu Florenz, dieser Stadt, welche wir eben als den Schauplatz großartiger Bestrebungen und der mannichfachsten politischen Erschütterungen kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich hier auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die Beschaffenheit der Verfassung forderte mehr als irgendwo die Bildung des Einzelnen. Viele ausgezeichnete Geister jener Zeit nannten Florenz ihr Vaterland, aber Keiner erstieg die Höhe, zu der sich Dante emporschwang. Schon als Jüngling setzte er sich, unter der Anleitung seines Lehrers Brunetto Latini, welcher eine hohe Stelle im Dienste der Florentinischen Republik bekleidete, und durch eignen Fleiß, in vollkommenen Besitz der gepriesensten Kenntnisse seines Zeitalters, der Rhetorik, Astrologie und der tiefsinnigen Scholastik, und besuchte dann noch mehrere Universitäten. Aber der Ernst dieser Beschäftigungen verscheuchte aus seinem Herzen die zarteste Liebe nicht, welche Beatrice Portinari ihm schon in seinem zehnten Jahre eingeflößt. Sie war es, die, ob sie gleich früh starb (1290), doch als das Ideal schöner Weiblichkeit sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben. Seinem Vaterlande diente Dante in Kämpfen gegen Arezzo und Pisa

(1289 und 1290), und späterhin als Staatsmann. Im Jahre 1300 war er unter den Prioren. Er gehörte zu der Partei der Weißen, und auch ihn traf, als diese, wie oben erzählt ist, durch Karl von Valois ihren Gegnern unterlagen, das Loos der Verbannung. Er sah sich gezwungen, in der Fremde Zuflucht zu suchen, und mußte fühlen, „wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herab steigt." Er fand diese Zuflucht zunächst zu Verona bei den Scala, welche (besonders Can della Scala) berühmte Männer aller Art um sich sammelten, und ihnen unter fröhlichen Festen die freiste Muße für ihre Beschäftigungen gewährten. Hier lebte Dante eine Zeitlang hochgeehrt. Als Heinrich VII. zum Zuge nach Italien rüstete, erwartete er voll dichterischer Begeisterung eine Zeit neuen Glanzes für sein Vaterland, und die Zurückführung seiner Partei nach Florenz. Er schrieb deshalb, noch ehe der Kaiser erschienen war, einen Aufruf an das Italienische Volk, wodurch er jenem den Weg zu bahnen und die Herzen zu gewinnen suchte, und als Heinrich dann durch die Aufstände der Lombardischen Städte in seinen Unternehmungen aufgehalten wurde, mahnte er ihn (im April 1311), Toscana's nicht zu vergessen, den Mittelpunkt des Widerstandes, Florenz, zu bezwingen, und das Zeitalter Saturn's nach Italien zurückzuführen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, wie wir wissen. Dante erlangte die Rückkehr in seine Vaterstadt nicht, und lebte als Verbannter bald hier, bald dort. Zuletzt hielt er sich bei Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 starb. Wie dieser ihn im Leben großmüthig geehrt hatte, that er es auch im Tode. Die vornehmsten Bürger Ravenna's mußten auf ihren Schultern den Leichnam zur Grabstätte tragen, und nur das eigne Unglück, das ihn traf, verhinderte Guido an der Vollendung eines großen und kostbaren Denkmals für den Dichter.

Aber hätte es wol größer und dauernder seyn können, als das, welches sich Dante selbst in seinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Schwankend zwischen alter und neuer Zeit, wollte er es anfangs in Lateinischer Sprache schreiben, dann aber, da er die Bestimmung des Werkes ahnete, veränderte er seinen ersten Entschluß, und bediente sich der Italienischen Sprache, des zu seiner Zeit sogenannten Volgare, für welches dieses Gedicht selbst der Quell geworden ist, aus welchem der anmuthige und tiefe Strom desselben hervorbrach. Es mußte auch nothwendig durch die Sprache dem frischen Leben der Zeit angehören, der es entquollen. Denn es ist Abbild und

Spiegel des ganzen Zeitalters; die romantische Poesie und die scholastische Philosophie, die geistliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen und die herrschende katholische Religion glänzen darin in herrlicher Gemeinschaft. Alle die in den bisher entwickelten Dichtungen gegebenen Motive sind zu der größten und würdigsten Gestaltung herausgeboren. Die Einfassung ist dem Virgil entnommen, dem Minnelied die Darstellung der beseligenden Frauenliebe, dem Lateinischen Kirchenliede der religiöse Aufschwung, die Erzählungen wirklicher Vorfälle, wie sie in seiner Zeit in Italien geschrieben wurden, sind zur Vorstellung der großen Thaten der Geschichte erhoben. Alle diese der Zeit angehörenden Formen sind vereinigt gebraucht, um die ewigen und unvergänglichen Verhältnisse der Menschheit darin auszuprägen, und über dem Ganzen schwebt verklärend und erhebend die theologische Weltansicht des Dichters. Wie er durch sein Unglück und durch die Liebe gereinigt, den Drang des Irdischen von sich weggewiesen, stellte Dante zuerst in der vita nuova dar. Hier beschreibt er die Entstehung, den Fortschritt und die Veredlung seiner Liebe zu Beatrice, welche ihm dieses neue Leben geschaffen hatte, den Uebergang der sinnlichen Liebe zur himmlischen. Aus dem Irrthum der Leidenschaften losgerissen, fordert ihn Beatrice zur Wanderung durch Hölle, Fegfeuer und Himmel auf, in demselben Jahr (1300), wo Bonifacius VIII. ein allgemeines Jubiläum zur Vergebung aller Sünden ausgeschrieben hatte, damit ihm das Wesen der Welt und der Menschen, das Böse und das Gute offenbart werde, und er sich und Andere zur Buße ermuntere und zum höheren Leben weihe. Die Beschreibung dieser Wanderung ist die göttliche Komödie. Zum Führer gibt ihm Beatrice, welche zugleich in der allegorischen Weise des Dichters als Symbol der christlichen Weisheit vorgestellt wird, den Römischen Dichter Virgil, der das Symbol der menschlichen, durch die Theologie noch nicht aufgeklärten Vernunft ist, weswegen dieser auch den Dante nur bis zum Paradiese führen kann. Von da an muß Beatrice selbst ihn durch den nur den Christen offenstehenden Himmel leiten. In dieser wichtigen Rolle, die hier dem Virgil übertragen wird, dessen Gedichte der erste und schönste Wiederhall waren, der jener mit Sehnsucht in die Gräber des verschütteten Alterthums rufenden Zeit entgegentönte — zeigt sich der Einfluß, welchen die alte Welt damals übte, die Bedeutsamkeit, welche ihr zugeschrieben wurde, und die Ansicht Dante's von derselben. Dieselbe Auffassung ist es auch, welche Cato von Utica als den Heros

der Freiheit, ohne deren Bewußtseyn keiner zur Läuterung seiner selbst gelangt, an den Eingang des Fegefeuers setzt. Ja des Dichters Verehrung zeigt sich auch durch die öfter von ihm erhobenen Zweifel, warum die edlen Helden jener vergangenen Zeit niemals in's Paradies gelangen können, die ihm indeß die Philosophie nicht lösen kann.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne dieses wunderbaren Gedichtes einzugehen, und den Dichter zu begleiten, wie er in den mannichfaltigen Gestalten, die er in die Hölle, in das Fegefeuer und in den Himmel versetzt, die Menschheit darstellt, als der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit unterworfen, je nachdem sie mit Freiheit recht oder unrecht handelt; wie er die ganze Weltgeschichte in der lebendigsten Klarheit erscheinen läßt, und durch seine Theilnahme zur lyrischen Einheit zusammenfaßt, wie bei ihm, dem Geiste des Mittelalters gemäß, die tiefste Allegorie in der Anlage und im Fortgange des Ganzen, so wie in der Bedeutung des Einzelnen, eingegangen ist in die unmittelbarste und vollste Erscheinung; so daß der größeren oder geringeren Kraft der Auffassung gemäß auch die historische Bedeutung, unmittelbar genommen, den höchsten Genuß gewährt, was Boccaccio sehr schön bezeichnet, indem er sagt, die göttliche Komödie gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen könne. Nur wie die großen Kräfte der damaligen Welt, deren Kampf und Reibung wir in der Deutschen und Italienischen Geschichte dargestellt haben, sich in dem Geiste und Werke des genialen Dichters abspiegeln, mag hier im Allgemeinen erwähnt werden.

Dante, obgleich ein Gibelline, stellt sich dennoch über den Gegensatz, und schilt mit Unparteilichkeit Genossen und Gegner (Paradies I.), daß sie ihren selbstsüchtigen Zwecken das Wohl des Ganzen aufopferten. Denn ihm schien, wie die Glückseligkeit des Einzelnen durch das Gleichgewicht seiner irdischen und geistigen Natur, eben so die der Menschheit durch die Erhaltung der Gegensätze, deren Kampf die bisherige Geschichte dargelegt hat, bedingt zu seyn. Die geistliche und weltliche Macht sollten durch ihr Gleichgewicht eine friedliche Einheit bilden. Darum prangt auf der einen Seite die Hierarchie, die von dem Statthalter Christi anhebt, und durch alle Zweige der geistlichen Würde hinabsteigt, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franciscanern und Dominicanern, die gleichsam „die Räder des Wagens sind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt" (Parad. XII.), und der scholastischen Philosophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seli-

gen sind in den verschiedenen Planeten) wohnen, wodurch das Licht, welches von dieser Wissenschaft ausgeht, angedeutet wird. Hart tadelt der Dichter diejenigen Verweser der geistlichen Macht, welche von dem Geiste und der Idee, welche ihrer Stellung zu Grunde liegen, abgewichen sind, und nicht ohne Unmuth sieht er den geistlichen Bannfluch als Waffe in weltlichen Kämpfen gebraucht. Er scheuet sich nicht, den Papst Nicolaus III. in die Hölle zu setzen, weil er sich der Simonie schuldig gemacht, und so übt er noch an mehreren Anderen strenge Gerechtigkeit. Diesem geistlichen Reiche gegenüber steht das Römische Kaiserthum, welches, wie Justinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutschen gekommen ist. Unter dem Kaiser, diesem höchsten Monarchen*), sollten alle übrigen Könige und Fürsten regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit herrschen. Friedrich II. brennt daher in der Hölle (X.), weil er, nach der Ansicht des Dichters, gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht jenes Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Lässigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern; Heinrich VII. und Can della Scala werden dagegen als die möglichen Retter und Hersteller dieses Reichs gepriesen; aber die Könige von Frankreich als stete Feinde des Kaiserthums getadelt, und dieser Vorwurf trifft auch Florenz, das Vaterland des Dichters, weil es sich den gelben Lilien (der Französisch-Neapolitanischen Partei) anschließt, und dem allgemeinen Panier (dem Kaiserthum) sich entgegenstemmt.

Schon diese wenigen Andeutungen über die göttliche Komödie werden den Eindruck erklärlich machen, welchen diese Zusammenfassung aller bisherigen Richtungen und Bestrebungen und ihre plastische Wiedergeburt durch die gewaltigste Kunst auf die Zeitgenossen machen mußte, welchen unaussprechlichen Werth Dante auch für jede spätere Periode in Anspruch nimmt. Schon damals führte das Bedürfniß, sich in dieser Ideenwelt zu orientiren, nach nicht allzu langer Zeit zur Errichtung von Lehrstühlen zur Erklärung der göttlichen Komödie; in Florenz eröffnete Boccaccio, selbst einer von denen, dessen Werke diese neue Litteratur verherrlicht haben, auf Befehl des Staats im Jahre 1373 erläuternde Vorlesungen, und entwickelte die allegorischen und hi-

*) Dante hat selbst eine Abhandlung de Monarchia geschrieben, in welcher er das Daseyn dieser Universalmacht aus geschichtlichen Gründen lehrt, und ihre Nothwendigkeit aus philosophischen Ursachen mit Scharfsinn darstellt.

storischen Beziehungen dieses Gedichts mit aller der Gelehrsamkeit, die eine solche Auslegung erforderte.

Dante hatte in zu umfassender, zu großartiger Weise gedichtet, als daß auf diesem Wege hätte fortgeschritten werden können. Zwar fehlte es nicht an Nachahmern, doch brachten sie nur kalte und nüchterne Allegorien hervor. In Francesco Petrarca treten die von jenem vereinigten Richtungen schon wieder auseinander, um eine Seite derselben zu nicht gekannter Vollendung zu erheben. Petrarca wurde am 20. Julius 1304 zu Arezzo geboren. Sein Vater war, als zur Partei der Weißen gehörig, zugleich mit Dante gezwungen worden, Florenz zu verlassen, und begab sich, als Petrarca acht Jahre alt war, nach Avignon. Von hier sandte er seinen Sohn nach Carpentras auf die Schule, und dann zur Erlernung der Rechte auf die berühmten Universitäten zu Montpellier und Bologna. Aber die Verbindung seiner litterarischen und poetischen Neigungen mit dem trocknen Rechtsstudium, welches nicht historisch, sondern rein scholastisch betrieben wurde, wollte Petrarca nicht gelingen. Der Lesung der alten Schriftsteller hingegeben, vergaß er jenes Studium darüber so sehr, daß sein Vater selbst nach Bologna eilte und die Bücher, die ihn ganz in Anspruch nahmen, ins Feuer warf. Nur die heißen Thränen des Jünglings retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen. Der bald darauf erfolgte Tod seines Vaters führte Petrarca wieder dem Alterthume zu, aber die Liebe zu Laura, der Tochter des Ritters Audibert von Noves, die er zu Avignon, wohin er zurückgekehrt war, am Montag der Charwoche des Jahres 1327, in der Nonnenkirche von St. Clara erblickte, band ihn an die Gegenwart.

Obgleich die Geliebte schon seit zwei Jahren an Hugo aus dem Geschlecht der Herren von Sade vermählt war, nahte sich Petrarca ihr mit feuriger Entschlossenheit. Unerfahren und unschuldig gönnte sie ihm Zutritt, als aber glühende Blicke sein Inneres verrathen, sieht er sich streng und kalt zurückgewiesen. Statt ihn zu heilen, entzündet die Tugend Laura's seine Leidenschaft immer mehr. Seufzend und verzweifelnd durchirrt er die Länder Europa's, aber das Bild der Geliebten verfolgt ihn, und zu seinen Schmerzen gesellen sich Vorwürfe und Gewissensbisse, daß sein Herz, welches Gott für die ganze Welt erschaffen, nur von einem Geschöpfe beseelt und erfüllt sey. Endlich will er seine Liebe bekämpfen, aber alle Anstrengungen vermehren nur die Bitterkeit seiner Qualen; so sehr sein Stolz sich gegen die unwürdige Sclaverei

stemmt, so wenig kann er sein Herz doch von der Gebieterin losreißen. Er kehrte nach Avignon zurück, und Laura's Milde, Sanftmuth und Freundlichkeit, die sie ihm jetzt, da sie um manchen Sommer älter geworden war, bezeigte, hielten ihn auch noch nach ihrem Tode 1348 in Liebe und Sehnsucht gefesselt. Diese Leidenschaft hat Petrarca in süßen und schwärmerischen Tönen in seinen Canzonen und Sonetten gefeiert und den Minnegesang der Provenzalen in Italienischer Zunge zur Vollendung erhoben, indem er zur Tiefe und Schwärmerei der Empfindung die Strenge und Correctheit der Sprache und Form gesellte, zu welcher ihm das Studium der Alten verhalf. Den Inhalt des antiken Lebens selbst mit dem Romantischen und Christlichen zu verschmelzen, wie es Dante's gewaltiger Geist erreicht hatte, vermochte er nicht; vielmehr behandelte er die Classiker völlig getrennt von seinen Poesien in der Muttersprache. Er begann eine Römische Geschichte, von der wir noch einige Bruchstücke besitzen, und suchte in einem großen epischen Lehrgedicht, Africa, den Scipio zu verherrlichen. Von diesen Arbeiten hoffte er Ruhm bei der Nachwelt; seine Canzonen und Sonette hielt er für gering und unbedeutend, und so bekümmerte er sich auch, während er die Werke der alten Litteratur mit dem größten Fleiß sammelte und las, wenig um die Schriften, welche seine Zeit in ihrer Sprache hervorbrachte. Obgleich seit langer Zeit ein Freund Boccaccio's, las er doch erst in den letzten Jahren seines Lebens den Decamerone dieses Dichters, und zwar nur flüchtig. Dante's Komödie war lange von ihm ungelesen geblieben, und bei allem Lobe, das er ihr in einem Briefe gibt, erkennt man nicht undeutlich, wie wenig er auf den Ruhm hielt, den dieses Gedicht gefunden hatte. Die Nachwelt hat weder seine Ansichten noch seine Hoffnungen bestätigt. Während seine herrlichen Italienischen Lieder im Munde seines Volkes und vieler Gebildeten des Auslandes bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind, werfen nur zuweilen noch Gelehrte einen Blick auf seine Lateinischen Schriften.

Lebendiges Gefühl für Vaterland und Freiheit fehlten ihm keineswegs; es war aber nicht so tief und nicht von solcher Phantasie und solchem durchdringenden Blick begleitet, daß es wie bei Dante zur poetischen Gestaltung der nationalen oder weltgeschichtlichen Kämpfe geführt hätte. Doch war Niemand geschäftiger als Petrarca, den Schwärmer Cola di Rienzi zu preisen, der sein geliebtes Rom wieder aus dem Grabe erwecken wollte. Obgleich ein Freund der Colonna, nahm er sich desselben an, vertheidigte ihn furchtlos zu Avignon am

päpstlichen Hofe, und der schmähliche Ausgang jener Ereignisse erfüllte ihn mit Schmerz und Verdruß. Neue Hoffnung begeisterte den Dichter, als Kaiser Karl IV., der, öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das Römische Reich in Italien und Rom wiederherzustellen, endlich in Mantua angekommen war (1354), und ihn zu sich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er gegen Männer zeigte, die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich dem Kaiser, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtseyn jener Gedanken gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarca's über die berühmten Männer unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrarca ruhig: „dazu bedarfs von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend." Um den Kaiser zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrarca Münzen von Römischen Imperatoren, und erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, nicht verletzt von dieser Kühnheit, die noch höher stieg, als er, ohne Petrarca's Hoffnungen erfüllt zu haben, nach Deutschland zurückkehrte. „So gehe denn, schrieb ihm der Dichter, weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt." Mit gleicher Kühnheit und Kraft sprach er mehr als einmal zu den Päpsten, indem er sie aufforderte, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurückzukehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist," schrieb er an Urban V. (1366).

Die Zeitgenossen verkannten Petrarca's Werth und seine bedeutenden Leistungen nicht. Schon im Jahre 1340, als er von seinen Reisen nach Avignon zurückgekehrt war und seinen einsamen Wohnsitz an der Quelle Vaucluse im reizenden Thal der Sorgue aufgeschlagen hatte, erhielt er an einem Tage von Paris und Rom zugleich die Aufforderung, sich als Dichter krönen zu lassen. Ueber die Wahl des Ortes hatte er keinen Zweifel, zuvor aber wünschte er sich der Meinung der Welt würdig zu beweisen. Er reiste deshalb zum König Robert von Neapel, der nach seinem eignen Ausdruck lieber die Wissenschaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wissenschaften wollte, um sich einer Prüfung zu unterwerfen. Es geschah dies in einer öffentlichen Versammlung, vor welcher Petrarca drei Tage hinter einander in allen

Zweigen des Wissens befragt und des dichterischen Lorbeers für würdig erklärt wurde. Hätte nicht das Alter den König verhindert, so würde er selbst mit nach Rom gegangen seyn, um mit eignen Händen die Krönung vorzunehmen. Sie wurde von dem Grafen Orso von Anguillara, dem damaligen Senator von Rom, am ersten Ostertage 1341 feierlichst vollzogen. In einem Purpurkleide, das der König Robert ihm geschenkt, mit einer Begleitung, zu der sich die Jugend der vornehmsten Römischen Geschlechter gedrängt hatte, und unter dem Schall schmetternder Trompeten, stieg der entzückte Dichter die Stufen des Capitols hinauf. Oben angekommen, wandte er sich zurück nach der Menge und rief: Gott erhalte das Römische Volk, den Senat und die Freiheit! Das Volk, eben so geehrt und geschmeichelt durch diese Feierlichkeit, als der Dichter, war herbeigeströmt und jauchzte, als der Senator den vor ihm knieenden Dichter die Lorbeerkrone auf das Haupt setzte. — Hoch gefeiert und geehrt, erreichte Petrarca ein Alter von siebzig Jahren. Am 19. Julius 1374 fand man ihn des Morgens todt in seiner Bibliothek zu Arqua, einem Landsitze Franz Carrara's, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend.

Wie Petrarca den Minnegesang, so erhob Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375) ein anderes Element der früheren Dichtung zur Vollendung. Aehnlich wie die Franzosen in ihren Contes (vgl. Th. V. S. 241) stellten die Italiener in der Novelle Bilder des gewöhnlichen Lebens dar, erhoben aber diese Vorfälle durch Rundung, Abgeschlossenheit und Hervorhebung der geistigen Bestimmtheiten und Motive der Handelnden zu künstlerischen Gestaltungen. Dieser Gattung der Kunst verdankt Boccaccio seinen Ruhm, indem er dem einfachen Stil der frühern Zeit größern Reichthum und Glanz der Färbung hinzufügte, und in seinem Decameron die Italienische Prosa eben so herrlich entfaltete wie Petrarca in seinen Liedern die Poesie. Boccaccio war zu Paris geboren, und von seinem Vater dem Kaufmannsstande bestimmt, welchem er bis zum acht und zwanzigsten Jahre oblag, bis der innere Drang zur Dichtkunst und seine Liebe für die Litteratur Rom's und Griechenland's ihn bewegten, seinen bisherigen Beruf aufzugeben. Er erlernte nun mit unermüdetem Eifer die Lateinische und die damals noch wenig bekannte Griechische Sprache, und diese Begeisterung für die alte Welt ward ein inniges Bindungsmittel zwischen ihm und Petrarca*). Mit diesem so wie mit Dante und seiner gan-

*) Das Vermächtniß einer Summe Geldes, welches Petrarca in seinem Testamente

zen Zeit theilte er auch in seinen übrigen romantischen Gedichten die Neigung zum Allegorischen, die Vermischung der antiken Mythologie mit christlichen Vorstellungen und Symbolen, endlich die leidenschaftliche Liebe, welcher er in seiner Elegie, die nach dem Namen seiner Geliebten Fiametta genannt ist, ein herrliches Denkmal setzte. Fiametta, oder, wie dieselbe eigentlich hieß, Maria, war eine natürliche Tochter König Robert's von Neapel; Boccaccio lernte sie am Hofe Johanna's kennen (vgl. Th. V. S. 367.) und besang sie in der feurigsten Leidenschaft, umgeben von den üppigsten Reizen der süditalischen Natur.

62. Litteratur und Kunst.

Wie die drei großen Dichter, deren Leben und Geist wir eben in wenigen Zügen anzudeuten versucht haben, in mannichfacher Beziehung sich zu dem Alterthum zurückwandten, und ihre poetischen Werke mehr oder weniger Spuren dieser Bestrebungen an sich tragen, so bemühten sich mit ihnen andere ihrer Landsleute, die Schriftsteller Rom's oder Griechenland's in rein philologischer und wissenschaftlicher Hinsicht kennen zu lernen. Dieser Eifer gewann im funfzehnten Jahrhundert noch an Stärke und verbreitete sich von Italien auch über die andern Länder des westlichen Europa. Was von den Werken der alten Zeit noch aufzufinden war, wurde mit der größten Emsigkeit hervorgezogen, mit Begierde und Bewunderung gelesen und als höchstes Muster für die Behandlung der Wissenschaften und schönen Redekünste betrachtet. Diese Richtung der Geister war von großen und folgereichen Wirkungen, und alle Zweige des menschlichen Wissens, so wie die Erzeugnisse der Kunst sind mehr oder minder davon berührt worden. Man hat diese Epoche sogar die Wiederherstellung der Wissenschaften genannt, eine Bezeichnung, aus der man schließen müßte, daß die Wissenschaften und Künste (wie es denn in der That auch von Manchen so dargestellt worden ist) ein Jahrtausend lang im tiefsten Schlummer und mit düstrer Grabesnacht der Barbarei bedeckt gelegen haben, bis sie um diese Zeit erweckt und als etwas Neues und Unerhörtes wieder in's Leben gerufen worden seyen. Daß dies aber eine irrige Vorstellung ist, geht schon aus einigen Abschnitten in unserer bisherigen Darstellung hervor. Wissen-

für Boccaccio zu einem warmen Anzug bei seinen Nachtstudien bestimmt, und der Zusatz, daß es ihn schmerze, für einen so großen Mann so wenig zu hinterlassen, ist bezeichnend für Beide.

schaften und Künste wurden schon bedeutend früher mit großem Eifer getrieben; ja es fehlte nicht an einzelnen Männern, welche die Alten gar wohl kannten, und in deren Werken der Einfluß dieser Bekanntschaft leicht zu entdecken ist. Nichts desto weniger hat jene thätige Begeisterung für das Alterthum die umfassendsten Wirkungen für die Bildung der abendländischen Völker hervorgerufen. Zuerst wurde der Geschmack gereinigt und veredelt und die Behandlung der Wissenschaften gewann außerordentlich an Form, Ordnung und Klarheit. Doch beschränkten sich die Vortheile des allgemeiner verbreiteten und intensiver gewordenen Studiums der alten Litteratur nicht bloß auf das mehr Aeußere, der geistige Inhalt, das ganze Leben der antiken Welt trat in erneuter und überraschender Klarheit vor die Augen des erstaunten Jahrhunderts, erregte neue Gedanken, brachte neue Vorstellungen und Anschauungen, und ließ das Alterthum auch theoretisch in der Bildung der Germanischen und Romanischen Völker wieder erstehen, nachdem sie vor tausend Jahren unmittelbar auf den sichtbaren Trümmern des Römischen Reichs ihre Staaten errichtet hatten. Aus den Zellen der Klöster traten die Wissenschaften in's Leben, und wie die Zahl der ihnen sich Ergebenden wuchs, gewann auch ihr Gehalt immer mehr an Umfang und Tiefe. Mit den Kreuzzügen, welche die Saracenische Cultur dem Occident öffneten, gehört das Wiederaufleben der alten Welt in ihren Schriften und Bildwerken zu den wichtigsten Erwerbungen und Absätzen in der Cultur des Mittelalters, und die Aufnahme so wie der allgemeinere Einfluß antiker Kunst und Wissenschaft bezeichnet zugleich den Uebergang dieser Periode in die neuere Zeit.

Unter den Erweckern und Beförderern jener Bemühungen verdient Petrarca die erste Stelle. Wir haben schon gesehen, mit welcher Liebe er sich der Lesung der Alten hingab; seine Begierde, immer mehr von ihnen kennen zu lernen und Abschriften ihrer Werke aufzutreiben, war außerordentlich. Durch Italien, nach Frankreich, England und Spanien, ja nach Griechenland sandte er Briefe und Gelder zu diesem Zweck. Aus dem letztern Lande erhielt er einen Homer, den er aber, weil er kein Griechisch verstand, erst auf seine Kosten in's Lateinische übersetzen lassen mußte. Auf seinen Reisen zog er keinem Kloster vorbei, ohne nachzuforschen, ob es nicht etwas für ihn enthalte. „Als ich, schreibt er in einem seiner Briefe, in meinem fünf und zwanzigsten Jahre die Schweiz und die Niederlande durchreiste, blieb ich eine Zeitlang in Lüttich, weil ich gehört hatte, daß hier ein beträchtlicher Vor-

rath von Büchern vorhanden wäre. Ich fand wirklich zwei Reden des Cicero, die ich noch nicht kannte, und die ich nachher durch ganz Italien verbreitet habe. Die eine schrieb ich, die andere ein Freund mit eigener Hand ab. Es kostete aber in dieser barbarischen Stadt Mühe, nur ein wenig Dinte aufzutreiben, und die ich endlich erhielt, war ganz safrangelb." So wurden damals viele Trümmer des großen Schiffbruchs der alten Litteratur aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen. Wäre dieser Eifer um einige Jahrhunderte früher erwacht, so würde die Ausbeute bedeutend größer gewesen seyn. So erzählt Petrarca, daß er in seiner Jugend Schriften des Cicero und Varro gesehen, die er in reiferm Alter nirgends habe wiederfinden können.

Petrarca's Beispiel fand in ganz Italien Anklang und Nacheiferung, welche durch die Aehnlichkeit noch vergrößert wurde, die das antike Staatsleben und dessen Interessen, wie diese in den Schriftstellern niedergelegt waren, mit den damaligen Italienischen Zuständen darbot. Unter Petrarca's unmittelbaren Schülern war Johann von Ravenna der vorzüglichste. Dieser lehrte die Lateinische Grammatik und Rhetorik in Venedig, Padua und von 1397 an in Florenz, und viele ausgezeichnete Männer gingen aus seinem Unterricht hervor. Die Liebe für die Römischen Schriftsteller mußte nothwendig eine nicht geringere für die Griechische Litteratur erwecken, auf welche die Römische als auf ihre Quelle und ihr Urbild immer zurückweis't. Aber die Griechische Sprache war in Italien noch sehr wenig bekannt, und es war schwer, gründliche Anweisung darin zu erhalten. Als daher zwei gelehrte Griechen, Demetrius Cydonius und Manuel Chrysoloras, im Jahr 1393 nach Venedig kamen, um den Gefahren zu entgehen, welchen Constantinopel damals während Bajazeth's Belagerung ausgesetzt war, reisten zwei edle Florentiner, eifrige Schüler Johann's von Ravenna, nach Venedig, sie um Unterricht in der Griechischen Sprache zu ersuchen. Einer der Letzteren bewog nachher auch seine Landsleute, den Chrysoloras, der wieder nach Constantinopel zurückgekehrt war, nach Florenz zu rufen. Chrysoloras nahm den ehrenvollen Ruf an, und ward 1397, also mit Johann von Ravenna zu gleicher Zeit, als öffentlicher Lehrer der Griechischen Grammatik und Litteratur mit einer Besoldung von hundert Goldgulden angestellt. Ganz Italien beneidete Florenz um diesen Mann; man beeiferte sich, ihn an sich zu locken, und wirklich hat er späterhin in Pavia, Venedig und Rom das Griechische gelehrt und treffliche Schüler gebildet. Eine solche Bemühung um die Kenntniß

dieser herrlichen Sprache herrschte damals in Italien, aufgeregt durch die Richtung, welche die Zeit nach dem Alterthume hin genommen hatte, so daß die vor den Türken fliehenden Griechen mehr ein Mittel der Beförderung und Befriedigung als die Ursache dieser Begierde waren.

Es gab um diese Zeit in Italien wenige Fürsten und andere besonders angesehene Männer, die nicht eine Ehre darin gesucht hätten, die Kenntniß der Römischen und Griechischen Schriftsteller zu befördern, Gelehrte zu belohnen, zu ermuntern und in ihren Umgang zu ziehen. Vorzüglich zeichneten sich in diesem Bestreben, wie schon bemerkt ist, die Mediceer aus. Als Gemistus Pletho, ein gelehrter Grieche, bei Gelegenheit der Kirchenversammlung zu Florenz dort öffentliche Reden über die Philosophie des Plato, den er mit Begeisterung verehrte, hielt, wurde Cosmus davon so ergriffen, daß er eine besondere Akademie stiftete, deren Mitglieder die Verpflichtung übernahmen, die Quellen dieser erhabenen Weisheit zu studiren und zu erklären. Dem Sohne eines Florentinischen Arztes, dem Marsilius Ficinus, den Cosmus liebgewonnen hatte, ließ er eine Erziehung geben, die ihn zu einem vollkommenen Platoniker machen sollte, wie dieser sich denn in der That um das Studium und die Verbreitung der Platonischen Philosophie hohe Verdienste erwarb. Der Lieblingsneigung des Cosmus, die übrig gebliebenen Werke der Griechischen und Römischen Schriftsteller zu sammeln, kamen sein Reichthum und seine durch mehrere Länder Europa's und Asien's verbreiteten Handelsverbindungen trefflich zu Statten. Er ließ Gelehrte bloß in der Absicht reisen, durch sie diese kostbaren Ueberreste, wo sie sie fänden, aufkaufen zu lassen. Der Berühmteste derselben ist der Geschichtschreiber Poggio Bracciolini (gest. 1459), dessen Nachforschungen vom glücklichsten Erfolge begleitet waren. Auch König Alfons von Neapel war ein so großer Bewunderer der Alten, daß eine Handschrift des Livius, die Cosmus ihm sandte, zwischen Beiden Versöhnung einer langwierigen Feindschaft stiftete, und der König ließ sich selbst durch die Besorgniß seines Leibarztes, daß die Blätter vergiftet seyn könnten, nicht abhalten, sogleich in derselben zu lesen. Lorenzo von Medici erwarb als Förderer und Freund der Wissenschaften und Künste einen nicht minderen Ruhm als sein Großvater Cosmus. Unter seinen gelehrten Freunden strahlt besonders Angelus Politianus hervor, der an Ruhm alle Litteratoren seiner Zeit übertraf und als Lehrer eben so geschätzt war, wie als Schriftsteller ausgezeichnet. Florenz war damals der Mittelpunkt der Griechischen Litteratur in Ita-

lien, und der in derselben dort ertheilte Unterricht so berühmt, daß er Jünglinge aus allen Ländern anzog. Unter Lorenzo's Schutze dauerte auch die von seinem Großvater gestiftete Platonische Akademie fort, die das Andenken ihres Meisters alljährlich am siebenten November, dem angeblichen Geburts- und Sterbetage Plato's, durch ein großes Gastmahl feierte.

Der nämlichen Zeit, welche nach den litterarischen Schätzen des Alterthums so eifrig forschte, that sich auch der Sinn für die Ueberreste der bildenden Kunst desselben auf. Wie die Bibliotheken nach Handschriften, so wurden die Schutthaufen Rom's und anderer Orte nach Statuen in Marmor und Erz durchwühlt, und so nach und nach jene kostbaren Reste und Fragmente an's Licht gezogen, welche noch heute die Bewunderung und das Studium der Künstler und Kenner sind. Indeß finden sich schon früher Spuren von der Einwirkung der alten Welt auf eigenthümliche Erzeugnisse der Kunst. Denn auch in den bildenden Künsten begann sich im dreizehnten Jahrhundert ein neues Leben zu zeigen, und die Gründung des Lateinischen Reiches in Griechenland mag auf die Erweckung eines bessern Geschmacks in Italien nicht ohne Wirkung geblieben seyn, so wie die Kämpfe mit den Deutschen Kaisern in mannichfacher Weise anregend gewirkt hatten. In der Architektur, noch mehr aber in der Bildhauerkunst, geschah dies durch Nicolo Pisano (gest. 1270), von dem sich zu Pisa, Florenz, Siena, Padua, Venedig, Neapel und an andern Orten Bauwerke und Sculpturen finden. Seine Gebäude gehören großentheils der sogenannten Gothischen Baukunst an, obgleich die Einzelheiten immer an antike Muster erinnern. In der Bildhauerkunst war er entschieden derjenige, welcher aus der Beschauung der Antiken zuerst einen erheblichen Vortheil für seine eignen Werke zog. In der Malerei nimmt dieselbe Stelle Giotto zu Florenz ein, nachdem durch Duccio di Buoninsegna aus Siena und Cimabue aus Florenz die Zeichnung und die technische Fertigkeit des Colorirens, welche in der bisherigen Kunstübung Italien's so mangelhaft gewesen waren, daß deren Produkte stets hinter den gleichzeitigen Griechenland's zurückblieben, wieder so weit ausgebildet waren, daß an ein selbständiges Schaffen gedacht werden konnte. Giotto war ein Zeitgenosse und Freund Dante's. Er führte in den meisten Hauptstädten Italien's große Werke, in einer von der bisher allgemein üblichen, sogenannten Byzantinischen Weise, verschiedenen und viel freiern Art aus, wendete sich von den hergebrachten kirchlichen Formen

der Darstellung ab und nahm mehr Rücksicht auf das wirklich erscheinende Leben. Die durch diese Männer gebrochene Bahn ward jetzt vielfach betreten und weiter geführt; doch treffen wir in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erst wieder auf Genien erster Größe, welche an der Spitze einer zweiten Epoche stehen. Wir nennen hier nur für die Architektur den Filippo Brunelleschi zu Florenz, der am dasigen Dome eine Kuppel von noch nicht gekanntem Umfang und Künstlichkeit wölbte; für die Bildhauerkunst den Lorenzo Ghiberti, der die berühmten Thüren am Baptisterium in derselben Stadt, mit Reliefen in Bronze, in einem höchst edlen Stil ausführte, und die verschiedenen Theile der Kunst schon mit großer Freiheit beherrschte; für die Malerei den Masaccio, der zu Florenz und Rom Werke mit solcher Abrundung der Figuren und so gelungener Beleuchtung malte, daß sie lange Zeit Muster darin blieben, und Fra Angelico da Fiesole, der sich besonders die Bedeutung menschlicher Gesichtszüge und ihre dem innern Affekte adäquate Gestaltung zur Aufgabe machte. Nach ihnen stifteten Cosimo Roselli und Fra Filippo zwei verschiedene Schulen in Toscana, deren erstere sich die Wahrheit in der Charakteristik, die zweite die Darstellung starker Affekte zum Zweck gesetzt hat. Um dieselbe Zeit lebten in den Niederlanden die beiden berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck, welche eine neue, höchst vorzügliche Weise in Oel zu malen aufbrachten*), und in der trefflichen Ausübung derselben auch den meisten übrigen Anforderungen an die Kunst der Malerei auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Weise entsprachen, so daß sie auf fernere Entwickelung derselben in den Niederlanden, in Deutschland und Italien den größten Einfluß hatten.

Die Entwickelung der Tonkunst war weit schwieriger als die der bildenden Künste, weil sie nicht auf dem Boden des Alterthums fortbauen konnte, und eine Menge bestimmter Hindernisse jedem Fortschritte im Wege standen. So kannte man z. B. nur lange und kurze Noten, wie in der Prosodie lange und kurze Sylben; es fehlte das überall

*) Johann van Eyck ist nicht in so fern Erfinder der Oelmalerei, als er der erste war, welcher Farben zum Behufe des Malens mit Oel gemischt, sondern in dem Sinne, in welchem diese Erfindung eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte gewann, dadurch nämlich, daß er zuerst die Farben in der Oelmalerei auf eine Weise behandelte, welche ungleich vorzüglicher und vollkommener als die bisher ausschließlich geübte Art der Malerei in Tempera (d. h. mit Eigelb und Leim) war, und diese in einem Zeitraume von funfzig Jahren in ganz Europa verdrängte. S. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, S. 124.

hindurchgehende Grundmaß des Taktes, so wie richtige Einsicht in die Behandlung der Consonanzen und Dissonanzen; endlich litt die musikalische Schreibkunst an den größten Unvollkommenheiten. Der erste erhebliche Schritt zur Abstellung dieser Mängel geschah zur Zeit Kaiser Heinrich's V. durch Guido von Arezzo, indem er die musikalische Schrift verbesserte, die Schlüssel zur Anwendung brachte, die Zwischenräume zwischen den Linien benutzte u. s. w. Ohne Vergleich wichtiger für die Geschichte der Musik ist Franko aus Köln, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrich's I. Er erhöhte die Zahl der Noten auf vier von verschiedener Länge, und erweiterte gleichmäßig die Notenschrift; vor Allem aber muß er als Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes, genannt werden. Dies ist der Archimedische Punkt, von dem aus die musikalischen Kunstmittel sich buchstäblich in's Unendliche vermehren lassen. Nun erst löste sich die Musik von dem höchst beschränkenden Zwange des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Octaven. Melodie und Harmonie fanden seitdem ihre Entwickelung; Taktarten, Perioden, Nachahmungen, Fugen entspringen unaufhaltsam aus jenem Boden, so daß die Musik in Wahrheit erst seitdem eine eigene, unabhängige, allen Nachrichten zufolge von der antiken ganz verschiedene Kunst geworden ist *). Johann de Muris aus der Normandie und Franchinus Gastor (geb. 1451 in Lodi) erweiterten und vervollkommneten Franko's Lehre; und so wie sich neben der Italienischen Malerschule im funfzehnten Jahrhundert eine Niederländisch-Deutsche entwickelte, so treten Obrecht, Ockenheim und Josquin als Häupter der gleich merkwürdigen Niederländisch-Deutschen Schule der Tonkunst hervor.

---

63. Castilien bis auf den Tod Alfons XI.
(1284—1350.)

Die Reiche der Pyrenäischen Halbinsel griffen auch während dieser Periode noch wenig in die Verhältnisse des übrigen Europa ein, nicht nur wegen der Abgeschiedenheit ihrer Lage und des mannichfachen Gährungsstoffes in ihrem Innern, sondern auch wegen des im Bereiche ihrer natürlichen Grenzen zwar auf einem beschränkten Gebiete und mit

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. V. S. 522.

geringer Fruchtbarkeit, aber doch unabhängig fortbestehenden Maurischen Staates von Granada, dessen Mittel und Hülfsquellen hauptsächlich auf blühenden Handel und thätiges Gewerbe begründet waren und dessen Bewohner, ritterlich tapfer wie sie waren, sich zuweilen noch durch die Kraft ihrer Glaubensgenossen jenseits der Meerenge zu verstärken suchten. Dadurch war den Spanischen Christen die völlige Ueberwältigung dieses fremdartigen Bestandtheils noch als eine ihrem Kriegsmuthe zu lösende Aufgabe gestellt.

Als Sancho IV. von Castilien, Alfons' X. Sohn und Nachfolger (Th. V. S. 269), den Thron bestiegen hatte, erschienen Gesandte des Königs Abu Jusef von Marocco vor ihm, mit der Frage, in welchem Verhältniß er mit ihrem Herrn stehen wolle. Sancho antwortete: „In einer Hand halte ich das Brot, in der andern den Stock." Aufgebracht durch diese Erwiederung, welche er für eine Beschimpfung hielt, begann Abu Jusef Krieg, aber Sancho schlug ihn zu Lande und auf dem Meere, und gab ihm nur gegen Zahlung einer großen Geldsumme den Frieden.

Innere Unruhen führte der Parteigeist des Adels herbei. Besonders standen zwei mächtige Häuser, die Lara und die Haro, einander mit großer Eifersucht gegenüber. Sancho hatte den Grafen Lope de Haro in seinen Rath und durch Vermählung seines Bruders, des Infanten Johann, mit der Tochter desselben in seine Familie aufgenommen. Er gewann bald ein solches Ansehn, daß ihn der König selbst fürchtete und, um ihm ein Gegengewicht zu geben, den durch Reichthum und Verbindungen mächtigen Alvaro de Lara an seinen Hof zog. Darüber zürnte der Graf von Haro heftig, und in seinem Trotz ging er so weit, daß er auf einer Versammlung zu Alvaro, wo der König die Auslieferung mehrerer Schlösser von ihm verlangte, das Schwert wider denselben zog (1288). Er ward auf der Stelle von den Umstehenden niedergemacht und sein Eidam Johann, der ihn vertheidigen wollte, verwundet. Von Rachsucht erfüllt, wandten sich die Verwandten de Haro's und alle ihre Anhänger an den König von Aragonien, Alfons III., in dessen Lande sich die Infanten de la Cerda befanden, von deren Ansprüchen auf den Castilischen Thron in der Geschichte des vorigen Zeitraums die Rede gewesen ist. Sie riefen den ältesten dieser Prinzen, Alfons, zum König von Castilien aus, und der König von Aragonien rückte zur Unterstützung desselben mit einem großen Heere in Castilien ein. Zugleich drohte Frankreich, denn Blanca, des Thron-

bewerbers Mutter, war eine Vatersschwester Philipp's des Schönen, und Sancho's eigner Bruder Johann war unter den Empörern. Sancho mußte nach allen Seiten hin thätig seyn; aber seiner Beharrlichkeit gelang es, die Feinde zurückzutreiben, und seiner Klugheit, sie gänzlich zu entwaffnen. Er bewog nach dem Tode Alfons' III. von Aragonien den Bruder und Nachfolger desselben, Jacob II., zum Frieden, und Philipp den Schönen brachte er durch eine Unterredung zu Bayonne zu dem Versprechen, daß er den Infanten de la Cerda nicht ferner unterstützen wolle.

Der König von Marocco Abu Jacub, Abu Jusef's Nachfolger, hatte zwar versucht, von diesen Verwirrungen Vortheil zu ziehen, aber ohne Erfolg. Sancho schlug ihn mit Hülfe einer Genuesischen Flotte, eroberte darauf Tarifa, und seines Befehlshabers Perez de Guzman an altrömische Gesinnung erinnernde Hochherzigkeit behauptete diese Eroberung gegen den aufrührerischen Bruder des Königs, der sich zu Abu Jacub begeben hatte und ein Africanisches Heer gegen die Stadt führte *). Indem auch die Africanischen Mauren das von ihnen bisher besetzte Algeziras, die Pforte von Spanien, dem König von Granada Mohamed II., dem Nachfolger Aben Alhamar's (Th. V. S. 266), zurückgaben, schienen sie alle fernere Einmischung in die Spanischen Angelegenheiten aufzugeben. Doch der König von Granada, obgleich von dieser Hülfe verlassen, behauptete sich in der zunächst folgenden Zeit ohne Mühe, da in der Hitze und Leidenschaftlichkeit der bürgerlichen Kriege der Eifer, gegen die Feinde des Glaubens zu fechten, so sehr schwand und vergessen ward, daß in den inneren Unruhen, die nach Sancho's Tode (1295) erfolgten, dieser Mauritische König sogar als Bundesgenosse der übrigen christlichen Fürsten erscheint, welche das Castilische Reich ganz zu zerstückeln droheten.

Sancho hinterließ einen unmündigen Sohn, Ferdinand IV., unter der Vormundschaft seiner Wittwe Maria. Da die Ehe des verstorbe-

*) Durch einen unglücklichen Zufall war Guzman's Sohn in die Hände des Infanten und der Mauren gefallen. Diese drohten, denselben zu enthaupten, wenn Guzman sich nicht ergeben würde. Der Vater ließ sich dadurch nicht schrecken, ja er warf ihnen ein Schwert von der Mauer hinab, womit sie ihr schändliches Vorhaben ausführen möchten, wenn sie es nicht lassen könnten, und ging dann zurück, um sein Frühstück einzunehmen. Bald darauf hörte er die auf den Wällen befindliche Besatzung ein großes Geschrei erheben, indem vor ihren Augen das unschuldige Kind auf Befehl des Infanten Johann getödtet ward; er eilte herbei, und da er die Ursach erfahren, sagte er ruhig: „ich dachte, die Feinde wären schon in die Stadt gedrungen."

nen Königs mit dieser Gemahlin von dem Papste wegen allzunaher Verwandtschaft gemißbilligt war, so gründete der jetzt aus Africa zurückgekehrte Johann darauf die Hoffnung, seinen Neffen vom Thron zu verdrängen; weil er aber nicht hoffen konnte, das Ganze mit eignen Kräften zu gewinnen, wollte er mit fremder Hülfe wenigstens einen Theil erlangen. Indem er für sich nur Leon, Galicien und Sevilla begehrte, sollte Alfons de la Cerda Castilien haben, der König Jacob von Aragonien Murcia, Don Pedro, der Infant von Aragonien, die Gebiete von Cuenca, Alarcon und Moya; die Könige von Frankreich, Portugal und Granada versprachen, natürlich auch nicht ohne Vortheile zu erwarten, Unterstützung. Die Heere rückten ein; zuerst ward Leon genommen, und in dieser Provinz Johann zum König ausgerufen. Murcia ward von einem andern Aragonischen Heere besetzt, der König von Granada verheerte Andalusien und hoffte Tarifa wieder zu gewinnen. Die Portugiesen zogen mit einem Heere gegen Salamanca und wollten den jungen König in Valladolid belagern; endlich drang der Französische Statthalter von Navarra in Castilien ein, um Eroberungen an der Grenze zu machen.

Unter diesen Umständen, wo auch der Infant Heinrich, ein Bruder Alfons' X., als Verweser des Reichs unthätig verharrte, zeigte allein die verwittwete Königin männlichen Muth. Sie vermochte die Städte, die sie nach Valladolid zusammenberufen hatte, sie mit Gelde zu unterstützen, und aus dem treugebliebenen Adel brachte sie ein Heer von viertausend Reitern zusammen. Zugleich bot sie alle Kunst der Unterhandlung auf, die am besten wirkt, wo mannichfaltige Zwecke und Vortheile mit einander verschlungen sind. Auf diese Weise gelang es ihr, zuerst den König von Portugal durch die Heirath ihres Sohnes mit einer Portugiesischen Fürstin zu gewinnen; dann unterwarf sich Johann, der gefährlichste Gegner des königlichen Hauses, seinem Neffen (1301). Das Jahr darauf starb Mohamed II. von Granada, und es folgte ihm sein Sohn Muley Mohamed, der ihm an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich und durch eine Augenkrankheit in jeder Thätigkeit gehemmt war. Dieser bot daher selbst den Frieden an, in welchem er sich verpflichtete, den seit Alhamar gewöhnlichen Tribut (Th. V. S. 266) zu bezahlen. Endlich wurde auch der mächtigste unter Ferdinand's Feinden, Jacob von Aragonien, durch den König Dionysius von Portugal zu dem Frieden von Campillo bewogen, in welchem er, seines Beinamens des Gerechten würdig, Murcia wieder herausgab die Infanten

de la Cerda aber nöthigte, mit einigen Städten, die ein geringer Ersatz für ihre Hoffnungen und Rechte waren, zufrieden zu seyn. Auch die mächtigen Häuser Lara und Haro wurden durch Versprechungen und Geschenke beschwichtigt und dem königlichen Hause wiedergewonnen.

Diese mühsam erlangte Ruhe schien dem Reiche zur glücklichen Stunde zu werden. In Granada war gegen den König ein Aufruhr ausgebrochen, und die Parteien, welche dieses Reich theilten und schwächten, eröffneten für die Christen eine schöne Aussicht, die Mauren vielleicht ganz aus Spanien zu vertreiben. Die Könige von Aragonien und Castilien vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe von zwei verschiedenen Seiten, um des Erfolges desto sicherer zu seyn. Die Aragonier wollten Almeria, die Castilier Algeziras belagern. Allein diese Erwartungen waren glänzender als der Erfolg. Die Mauren fanden in ihrem Glaubenseifer und ihrer Verzweiflung Kraft genug zum Widerstande. Man mußte von beiden Städten unverrichteter Sache abziehen; die Castilier eroberten indeß Gibraltar, und nöthigten den König von Granada, sich wieder zur Zahlung eines jährlichen Zinses zu verstehen. Da aber über den Abschluß dieses Friedens in Granada eine mächtige Partei mißvergnügt war, sich gegen Muley Mahomed empörte und ihn vom Throne stieß, so wollten die christlichen Fürsten Spanien's den Krieg von Neuem beginnen; auch wurden alle Anstalten dazu getroffen, aber mitten unter den Zurüstungen starb Ferdinand plötzlich und unerwartet in seinem sieben und zwanzigsten Jahre (1312).

Dieser frühzeitige Tod erzeugte neue Unruhen und Gefahren. Alfons XI., Ferdinand's Sohn, war beim Tode seines Vaters kaum zwei Jahre alt, und da sich Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim, um die Vormundschaft stritten, so erhielten die Mauren anfangs wieder frischen Muth und neues Vertrauen. In einer Schlacht bei Tiscar (1319) verloren die beiden Infanten gegen sie Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte zugleich den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Castilien in die größte Gefahr hätte gerathen können, wenn das Maurische Reich nicht, wie gewöhnlich, an ähnlichen Bürgerkriegen gelitten hätte.

Endlich ergriff der kaum funfzehnjährige Alfons XI. das Heft der Regierung mit starker Hand, stellte allmählich durch blutige Strenge, durch welche er den Beinamen des Rächers erhielt, im Innern die Ruhe wieder her, und nöthigte durch Siege über die Mauren den König von Granada, Mohamed V., zu einem Waffenstillstande und

zur Tributzahlung. Aber bald suchte dieser, um sich von einer solchen Schmach zu befreien, wie viele seiner Vorgänger, in Africa Hülfe. Hier hatte der damals in Marocco herrschende Merenide Abul Hassan, zwei andere Dynastien, die Abuhaffier und die Zianiden, die sich zu Tremesen und zu Tunis nach dem Sturze der Almohaden erhoben hatten, überwältigt, und somit fast alle Länder der Araber in Nordafrica bis an die Grenze von Aegypten unter seine Herrschaft vereinigt. An diesen Fürsten, dessen Ehrgeiz noch nicht gesättigt war, wandte sich der König von Granada, und fand geneigtes Gehör. Da Abul Hassan selbst noch durch Kriege in Africa zurückgehalten wurde, schickte er seinen Sohn voraus, der durch die Wegnahme von Gibraltar, zu einer Zeit, wo Alfons noch immer gegen die Häupter der mißvergnügten Großen in Castilien, Don Juan Manuel und Nuñez de Lara, in Waffen seyn mußte, seines Vaters Furchtbarkeit und Glück ankündigte (1333). Endlich erschien dieser Fürst selbst nach außerordentlichen Zurüstungen. Der Krieg gegen Spanien war den Mauren durch die Imame in allen Moscheen als eine Pflicht für die Ehre der Religion und des Vaterlandes an das Herz gelegt worden, und zahlreiche Schaaren hatten die Waffen ergriffen. Die von Aragonien und Castilien gemeinsam ausgerüstete Flotte war nicht im Stande, die Landung der Ungläubigen zu verhindern, deren erstes Unternehmen die Eroberung von Tarifa, der Vormauer Castilien's, seyn sollte.

Die Christen, welche in dieser Gefahr ihre unaufhörlichen Zwistigkeiten auf einige Augenblicke vergaßen, beschlossen diese Stadt zu retten, und brachen mit achtzehntausend Reitern und vierzigtausend Mann Fußvolk aus Sevilla auf. Bei ihrer Annäherung hoben die Mauren die Belagerung auf und zogen ihnen zum Kampfe entgegen. Am kleinen Flusse Salado erfolgte am 30. Oct. 1340 ein Treffen, in welchem die Könige von Castilien und Portugal als die muthigen Führer eines tapfern Heeres einen glänzenden Sieg über die beiden Herrscher von Marocco und Granada erfochten, ausgezeichnet durch die Menge der gebliebenen Feinde und die unermeßliche Beute, und höchst folgenreich durch den Schrecken, den er den Besiegten einflößte. Denn es folgte nun die Eroberung vieler wichtigen Städte in Granada, zwei Siege der Castilischen Seemacht an der Africanischen Küste, und der Fall von Algeziras (1344), welches als ein Schlüssel zu Spanien von den Africanischen Mauren hartnäckig vertheidigt, als ein Stützpunkt aller Unternehmungen gegen Africa von den Christen unermüd-

lich bestürmt, und endlich als die herrlichste Frucht dieser Siege gewonnen ward. Die Hoffnung, die Mauren jetzt ganz zu vertreiben, erwachte mit neuer Stärke. Die Belagerung von Gibraltar, welche jetzt unternommen wurde, sollte den Weg dazu bahnen, als Alfons in seinem acht und dreißigsten Jahre an der Pest vor dieser Stadt sein Leben endete (1350).

Die großen Kosten dieser vielen Kriege und die daher entstehende Geldverlegenheit der Regierung führten unter Alfonsens Regierung zur ersten Einführung der Alcavala in Castilien. Es war dies eine schon früher bei den Arabern gebräuchliche Steuer, die nach einem bestimmten Satze von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, so oft es verkauft oder vertauscht ward, erhoben wurde. Seitdem hat diese Auflage in Spanien fortgedauert, wenigstens bis auf die Umwälzungen unserer Tage. Wie hemmend eine solche Steuer auf Handel und Verkehr wirken muß, ist leicht einzusehen, und mehrere Schriftsteller behaupten, daß sie an dem Verfalle Castilien's einen wesentlichen Antheil gehabt.

---

64. Peter der Grausame und Heinrich der Unechte.

(1350—1379.)

Alfonsens Tod hemmte nicht allein die Belagerung von Gibraltar, sondern auch alle ferneren Unternehmungen gegen die Ungläubigen, weil jetzt in Spanien innere Unruhen ausbrachen, in welche sich England's und Frankreich's Feindschaft mischte. Zum Glück ward nach der Niederlage am Salado die Macht Abul Hassan's und des ganzen Mereniden-Staates in Africa durch innere Empörungen zertrümmert, und auch Granada's Fürsten wurden durch vielfachen Thronwechsel verhindert, mehr als das wichtige Algeziras wiederzugewinnen (1369), trotz der langen Dauer der Spanischen Verwirrungen.

Diese begannen mit Alfonsens Tode und mit der Thronbesteigung seines kaum sechzehnjährigen Sohnes Peter, eines Fürsten, dessen gute Eigenschaften von einer rachsüchtigen, stolzen und harten Gemüthsart verdunkelt wurden, und durch das Zusammentreffen von mancherlei Umständen zu einer solchen Bösartigkeit erwuchsen, daß er mit vollem Rechte den Beinamen des Grausamen erhalten hat *). Diese Verhält-

*) Mariana macht im Eingange der Geschichte Peter's die Bemerkung: „Die Milde der Fürsten hängt nicht immer allein von ihrer persönlichen Gesinnung und Eigenthüm-

nisse waren vornehmlich darin gegründet, daß Alfons XI. seine rechtmäßige Gemahlin, die Portugiesische Prinzessin Maria, Peter's Mutter, vernachlässigt, und sich der Liebe zu der schönen und reichen Eleonore de Guzman überlassen hatte, von welcher ihm unter anderen Kindern drei Söhne geboren waren, Heinrich, Friedrich und Tello. Peter war von seiner Mutter in Haß und Mißtrauen gegen diese ihre Nebenbuhlerin und deren Geschlecht und Anhänger erzogen worden. Kaum war daher Alfons gestorben, als Sohn und Mutter die Eleonore gefangen setzen ließen, und ihre Rache durch Hinrichtung derselben sättigten. Eine Krankheit, die den jungen, damals noch kinderlosen Fürsten dem Tode nahe brachte, und Berathungen der Großen über die Nachfolge veranlaßte, wobei Mehrere, nur nicht Eleonorens Kinder, in Vorschlag kamen, gab dem wiedergenesenen Könige neuen Stoff zu argwöhnischen Befürchtungen. Als nun Peter durch Verfolgungen und Hinrichtungen dem alten und neuen Mißtrauen blutige Opfer brachte, wirkliche Feinde erzeugte, wo er nur vermuthete bestraft hatte, selbst seine eignen Anhänger von sich abwandte, indem er die Gemahlin, die er auf ihren Rath genommen, Blanca, die Tochter des Französischen Herzogs von Bourbon, einer Buhlerin, Maria de Padilla, wegen, schon drei Tage nach der Vermählung gefangen setzen, und den Großmeister des Ordens von Calatrava ermorden ließ, um den Bruder jener Geliebten an seine Stelle zu setzen, endlich als er seine eigne Mutter verfolgte; da erhob sich ein mächtiger Bund seiner natürlichen Brüder und mehrerer Großen des Reiches gegen ihn. Doch Peter überwältigte seine Feinde, und ließ alle, deren er habhaft werden konnte, hinrichten. Der gefährlichste seiner Gegner, sein Halbbruder Heinrich von Trastamare, flüchtete nach Frankreich; Peter's Mutter zog sich nach Portugal zurück.

Bürgerliche Unruhen im Innern der Spanischen Staaten führten fast immer zu Kriegen derselben unter einander, so wie die Kriege zu inneren Unruhen. So kam es auch jetzt zu einem Kampfe zwischen Aragonien und Castilien. Der König des erstern Landes Peter IV war mit seinen Stiefbrüdern in Zwist gerathen, und diese waren nach Castilien geflüchtet, so wie aus Castilien Viele aus Furcht vor ihres Königs Grausamkeit ihre Zuflucht nach Aragonien nahmen. Die daraus

---

lichkeit, sondern auch von der Beschaffenheit ihrer Untergebenen ab," und will einen Theil von Peter's Schuld auf den unruhigen und veränderlichen Geist (destemplanza) der Großen werfen.

entstandene Spannung zwischen beiden Staaten wuchs so, daß Peter der Grausame endlich Peter IV., der damals gerade mit einem Aufruhr in Sardinien beschäftigt war, den Krieg ankündigte (1356). Der Letztere rief nun Heinrich von Trastamare zu sich, schenkte ihm große Besitzungen und stellte ihn an der Spitze eines Heeres nicht sowol den Castiliern als ihrem Könige entgegen. Dennoch wurde dieser vom Glücke begünstigt, er machte mehrere Eroberungen, seine Flotte erschien vor Barcelona, ja im Jahre 1365 drang er bis nach Valencia vor und belagerte diese Stadt. Allein dieser Versuch blieb ohne Erfolg, und im Innern seines Landes hatte sich Peter während der Dauer des Krieges die Herzen seiner Unterthanen immer mehr entfremdet. Hinrichtungen folgten auf Hinrichtungen, um geargwohnten Abfällen zuvorzukommen. Seinen Halbbruder Friedrich, den Bruder des Königs von Aragonien und dessen Mutter, seines Vaters Schwester, ließ Peter ermorden, und fügte diesen Schlachtopfern auch seine Gemahlin Blanca hinzu, weil Leiden und Verdienste ihr viele Freunde erworben hatten, nachdem ihre Gefangenschaft sieben Jahre gedauert hatte. Als er endlich nach dem Tode seines natürlichen Sohnes Alfons' dessen Schwester Beatrix für die Erbin des Thrones von Castilien erklärte, kam die Unzufriedenheit seiner Unterthanen zum Ausbruch. Die Großen beschlossen, sich von ihrem Dränger mit Heinrich's Hülfe zu befreien, und diesen auf den Thron zu heben. Heinrich verband sich zur Ausführung dieses Zweckes auch mit dem Könige von Navarra, Karl dem Bösen, der, hier so zweideutig wie in Frankreich, bald dieser bald jener Partei anhing.

Diese Verbindung ward eingegangen, eben als Karl V. von Frankreich, nach geschlossenem Frieden mit allen seinen Feinden, sich nach einem Auswege umsah, die zügellosen Söldnerhaufen aus seinem Reiche zu entfernen. Da erschien Heinrich von Trastamare, der nebst dem Könige von Aragonien schon in freundschaftlicher Verbindung mit Frankreich gestanden hatte, wie England mit Castilien, und forderte diese wilden Schaaren, um sie für sich und seinen Dienst nach Spanien zu führen. Dem Namen und der Gewandtheit du Guesclin's gelang es, die herrenlosen Kriegsleute zum Zuge nach Spanien unter seiner Anführung zu bewegen (vgl. o. S. 99.). Mit diesem Heere rückte nun Heinrich in Castilien ein (1366), und fand überall so vielen Zulauf, daß der König Peter an jedem Widerstand verzweifelte, und mit seinen Schätzen und Kindern nach einem Galicischen Hafen flüchtete, von

wo er nach Aquitanien ging, um dort die Hülfe des schwarzen Prinzen gegen seinen als König von Castilien allgemein anerkannten Bruder zu erhalten.

Eduard war nicht abgeneigt, die Bitte zu erfüllen, wie wenig Peter selbst auch dessen würdig seyn mochte. Seinem ritterlichen Sinne machten die alten schon bestehenden Verhältnisse zwischen Castilien und England, so wie die Vorstellung der Schmach, daß ein Bastard einem ebenbürtigen Königssohne Krone und Reich rauben sollte, diese Hülfe zur Pflicht. Er ward von seinem Vater in diesen Gesinnungen bestärkt, und seine Barone ließen sich durch Aussicht auf reichen Ersatz für ihre Dienste willig finden, ihn zu unterstützen. So ausgerüstet rückte Eduard mit seinem Schützling an die Spanische Grenze. Der von Peter durch Geld und Aussicht auf Ländererwerb gewonnene König von Navarra öffnete ihnen die Pässe seines Landes. Heinrich, der dem Englischen Prinzen wenigstens an Muth gewachsen war, ging seinem mächtigen und kriegsgewandten Gegner keck und rasch entgegen. Aber trotz aller Tapferkeit entschied sich doch in der Schlacht bei Navarette (3. April 1367) zuletzt der Sieg für den schwarzen Prinzen, und erfüllte alle Welt mit erhöhter Bewunderung des Helden von Crecy und Poitiers, nur den König Peter, der diesem Sieg doch den Thron verdankte, nicht mit Dankbarkeit gegen seinen Retter. Denn als es nun darauf ankam, sein gegebenes Wort zu erfüllen, behauptete er, weder die schuldigen Geldsummen bezahlen, noch Biscaya abtreten zu können, und entließ Eduard mit leeren Versprechungen, obgleich seine Lage fortdauernd eines solchen Helfers wol bedurft hätte. Er hatte durch den Sieg bei Navarette die Gemüther der Spanier nicht gewonnen, und sein Gegner Heinrich seine Hoffnungen nicht aufgegeben, vielmehr war dieser erst nach Aragonien, dann nach Frankreich geflüchtet, wo er von Neuem Unterstützung fand. Bald sah sich Heinrich im Stande, an der Spitze eines Heerhaufens durch die Pässe Aragonien's nach Castilien zu eilen. Als er an die Grenze dieses Landes gekommen war, stieg er vom Pferde, machte ein Kreuz in den Sand, küßte dasselbe und schwur, Spanien nie wieder zu verlassen, sondern darin zu sterben. Und schon hatten sich überall Bewegungen zu seinem Vortheil erhoben. Die meisten Städte öffneten ihm die Thore, in anderen war wenigstens eine starke ihm günstige Partei. Heinrich rückte vor Toledo, welches zu den letzteren gehörte, um seinen Anhängern das Uebergewicht zu verschaffen, und als Peter, die Uebergabe der Stadt zu verhindern,

herbeieilte, trafen die Nebenbuhler einander auf der Ebene von Montiel, und hier geschah der letzte Entscheidungskampf am 14. März 1369. Peter's Heer war an Zahl überlegen, aber die Juden und Mauren, die sich darunter befanden, unterlagen bald dem raschen und heftigen Angriffe der Gegner, und die Schlacht ging für ihn verloren. Er flüchtete nach Montiel, welches von Heinrich sogleich eingeschlossen wurde, und da ein langer Widerstand unmöglich schien, suchte Peter in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen, ward aber erkannt, und von seinem Bruder mit eigner Hand getödtet.

Heinrich, wegen seiner Geburt der Unechte genannt, ward nun von den Meisten, die es noch mit Peter gehalten hatten, als König anerkannt. Seine ritterlichen Tugenden, seine Leutseligkeit und Freigebigkeit gewannen ihm die Herzen aller Castilier. Dadurch gelang es ihm auch, die Absichten der Könige von Portugal und Aragonien, die den Zustand von Unsicherheit und Verwirrung in Castilien zu einer Theilung dieses Reiches benutzen wollten und auch Granada in ihren Bund zogen, zu vereiteln. Heinrich behauptete seinen Thron, und, dankbarer als Peter, leistete er dem Könige Karl V. von Frankreich in dessen wiederausgebrochenem Kriege mit England die wichtigsten Dienste. Er fand noch mehr Veranlassung, sich an Frankreich anzuschließen, da die Brüder des schwarzen Prinzen, die Herzoge von Lancaster und York, sich mit zwei hinterlassenen Töchtern des ermordeten Peter vermählten, und der Erstere den Castilischen Thron in Anspruch nahm. Um ihn zu erringen, verband er sich mit Portugal und Aragonien; aber Heinrich bot allen diesen Feinden die Spitze. Er starb (1379) in der Blüthe des Mannesalters und hinterließ den Ruhm, für den seiner Geburt anhängenden Mangel durch echte Herrschertugenden den schönsten und vollsten Ersatz gegeben zu haben *).

65. Portugiesischer Erbfolgestreit.

Wir haben Portugal am Ende des vorigen Zeitraums (Th. V. S. 272.) die Besiegung der Mauren auf seinem Gebiete vollenden sehen.

*) Vir adversis aeque ac prosperis admirabilis, constans adversus fortuita, acer consilio, manu promptus, veste cultuque corporis vix a caeteris distinctus; vindicatis maternis fraternisque manibus aemuli sanguine regnoque ablato felix; clarissimum exemplum obscuritatem natalium virtuti non officere; si libidinis intemperantia abesset, antiquis regibus par. Mariana XVIII. 2.

Alfons' III. Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte (1279—1325), war ein weiser Fürst; er beförderte die Landescultur wie die Schifffahrt und den Handel, vermehrte seine Flotte, für die er Befehlshaber und Steuerleute aus Genua kommen ließ, begünstigte die Gewerbe und den Bürgerstand, und gab dem Lande eine Universität (erst in Lissabon, dann in Coimbra). Als er die ungemein großen Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit beschränken wollte, gerieth er mit diesen mächtigen Ständen in Streit, setzte aber dennoch mehrere Gesetze durch, welche die noch immer steigende Anhäufung des Landbesitzes in den Händen des Klerus verhindern sollten. Der Adel genoß für seine Güter Freiheit von allen Steuern und Abgaben. Auch Ortschaften, deren Bewohner irgend eine Leistung gegen einen Edelmann hatten, wurden von diesem auf eigenmächtige Weise den königlichen Steuereinnehmern und Richtern gänzlich entzogen. In ähnlicher Art bevorzugten die Adligen einen Ort, in welchem sie einen Sohn säugen oder erziehen ließen. Wollte ein Landbauer sein Gut frei machen, so bat er gewöhnlich den nächstwohnenden Adligen, ihm seinen selbst unehelich erzeugten Knaben zu geben und von seinem Weibe ernähren zu lassen. Sogar den unmittelbaren Gebieten des Königs (Reguengos) wurden durch dieses Verfahren große Landstrecken entfremdet. Solchen Mißbräuchen ein Ziel zu setzen, verbot der König im Jahre 1290, die Söhne von Edelleuten in den Reguengos zu erziehen, und im Jahre 1307 hob er alle geschlossenen Rittergüter (Honras) wieder auf, welche seit der Zeit jenes ersten Gesetzes neu gegründet oder erneuert worden waren*). Dionysius' Sohn Alfons IV. (gest. 1357) erwarb durch seinen Antheil an dem Siege am Salado und durch seine Uneigennützigkeit nach demselben, die sogar die ihm gebührenden Beutestücke verschmähte, hohen Ruhm, und schritt im Inneren des Landes auf den von seinem Vater betretenen Weg fort, wenn auch die große Pest des Jahres 1348 und ein furchtbares Erdbeben seine Anstrengungen für den Wohlstand der Portugiesen nur theilweis gelingen ließen. Ueber seinem Familienleben waltete ein schweres Mißgeschick. Peter, sein Sohn und Nachfolger, war verheirathet mit Constanza, der Tochter des oben erwähnten Castilischen Großen Juan Manuel. Mit ihr war Donna Ignez de Castro als Verwandte und Hoffräulein nach Portugal gekommen. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten den Infanten

*) Schäfer Geschichte von Portugal Th. I. S. 345.

stärker als die Reize seiner Gattin, und als diese schon fünf Jahre nach der Vermählung (1345) starb, konnte er sich seiner Leidenschaft um so rücksichtsloser überlassen, und lehnte mehrere neue Verbindungen, die sein Vater in Vorschlag brachte, hartnäckig ab. Mit neidischem Auge sahen viele Große des Hofes den wachsenden Einfluß, welchen Ignez' Brüder über den Thronfolger gewannen, und die Anzahl der in Portugal befindlichen Castilianer vermehrte sich, als Peter des Grausamen Tyrannei viele zur Auswanderung nöthigte. Auf Ignez, obgleich sie sich von allen Staatsangelegenheiten fern hielt, warf sich der Haß der Mächtigen des Hofes, die im Voraus unter der folgenden Regierung ihr ganzes Ansehen verloren sahen. Indem man dem König vorstellte, daß die Castilianer seinem Enkel, dem Sohn Constanzens, dereinst die Thronfolge rauben würden, um die Krone auf den ältesten Sohn der Ignez, welche dem Infanten bereits vier Kinder geboren hatte, zu übertragen, gelang es, seine Einwilligung zur Ermordung der Geliebten seines Sohnes zu erhalten. Als der Infant einst auf der Jagd entfernt war, erschien Alfons plötzlich zu Coimbra mit großem Gefolge, wo Ignez still und geräuschlos im Kloster St. Clara lebte. Von furchtbarer Ahnung durchzuckt, warf sie sich dem eintretenden Könige zu Füßen und sprach: „Herr, warum willst du mich tödten ohne Ursache? Dein Sohn ist Fürst, ihm konnte und kann ich nicht widerstehen. Und wenn du kein Mitleid mit mir hast, so habe es mit diesen, deinen Enkeln, deinem Blute!" Der König schien gerührt, aber seine Rathgeber, welche die schwere Rache des Infanten für das mißlungene Unternehmen fürchteten, bestürmten den König unablässig, bis endlich die Aeußerung, nach ihrem Gutdünken zu handeln, ihrem Blutdurst Raum verschaffte, dessen schuldloses Opfer die unglückliche Ignez ward.

Von Schmerz und Rachsucht getrieben, begann der Infant mit den Brüdern der ermordeten Geliebten Krieg gegen seinen Vater, dem indeß bald Versöhnung folgte, und als dieser schon zwei Jahre nach jenem Vorfalle starb, hatte er Gelegenheit, seinem Ingrimm freien Lauf zu lassen. Peter Coelso und Alvaro Gonçalves, welche dem König Alfons vornehmlich zu jener That gerathen, wurden verbrannt, nachdem ihnen das Herz ausgerissen worden war. In feierlicher Versammlung vieler Ritter und Großen schwur der König, daß er mit der Ermordeten heimlich vermählt gewesen, und ließ dies durch Zeugen bestätigen. Ignez' Ueberreste wurden mit den Zeichen der königlichen Würde geschmückt, die Großen des Reiches mußten den Saum

ihres Leichengewandes küssen, worauf der Körper mit der größten Pracht in Alcobaça beigesetzt wurde. Mit Strenge und mit Härte, wie er begonnen, handhabte Peter die Regierung auch fernerhin, aber zum Besten des Volkes, welches bei seinem Tode (1367) sprach: solche zehn Jahre hat Portugal niemals gehabt.

Von Alfons III. war Portugal unter vier Herrschern in stetem Fortschreiten gewesen; unter Peter's Sohn Ferdinand, einem unkräftigen, wankelmüthigen, der Ueppigkeit ergebenen Fürsten, ging Vieles von dem Errungenen wieder verloren. Da Ferdinand in weiblicher Linie vom Könige Sancho IV. von Castilien abstammte, so machte er nach dem Tode Peter's des Grausamen Ansprüche auf dieses Reich, verband sich auch, wie schon erwähnt ist, mit dem Herzoge von Lancaster gegen Heinrich den Unechten, wurde aber von diesem geschlagen und zum Frieden genöthiget. Ein erneuter Angriff auf Heinrich's Sohn und Nachfolger Johann I. hatte noch schlechteren Fortgang, und endete sogar mit einem Frieden, durch welchen sich dem Letztern Aussichten auf den Portugiesischen Thron eröffneten.

Ferdinand nämlich, der nur eine unechte Tochter Beatrix hatte, ließ dieselbe zur Erbin des Reichs erklären, und vermählte sie mit Johann. Allein als bald darauf sein Tod erfolgte (1383), zeigten die Portugiesen einen solchen Haß gegen die Castilier, daß sie ihre Augen auf einen natürlichen Bruder des verstorbenen Königs, Johann, Großmeister des Avisordens, warfen. Sie erklärten ihn vorläufig als Regenten des Reiches und verfolgten alle Castilisch Gesinnten mit der heftigsten Wuth, der selbst der Erzbischof von Lissabon geopfert wurde.

Indeß erschien Johann von Castilien mit einem großen Heere und belagerte Lissabon zu Wasser und zu Lande; allein Geldmangel und Krankheiten vereitelten allen Erfolg dieses Unternehmens, und die Portugiesen, kühner und heftiger geworden, machten nun ihren Regenten auf einer Versammlung zu Coimbra zum Könige (1384). Als solcher heißt er in der Geschichte Johann I. der Unechte. Danach warf eine Castilische Flotte von Neuem Anker vor Lissabon, ein Landheer rückte über Ciudad Rodrigo heran. Die Castilier, zahlreich und voll übermüthigen Selbstvertrauens, griffen die Portugiesen bei Aljubarrota an, wo diese, nur zwölftausend Mann stark, eine vortreffliche Stellung genommen hatten. Stolz und Haß entflammten die Gemüther zum heftigsten Kampfe; die beiden Könige nahmen persönlich den thätigsten Antheil Der von Castilien, obgleich kränklich, ließ sich in einer

Sänfte durch die Reihen seiner Krieger tragen; Johann von Portugal stellte sich aber, als beim ersten Angriff seine vorderste Linie zu weichen begann, mitten im Getümmel den Fliehenden entgegen, und führte sie in den Kampf zurück, der endlich mit einem vollständigen Siege von seiner Seite endete (1385).

Die große Ueberlegenheit der Kräfte, trotz deren die Castilier unterlegen waren, erhob die Portugiesen zum stolzesten Selbstgefühl, und rasch suchten sie den Sieg so gut als möglich zu benutzen. Franzosen und Engländer, damals noch in ihrem Kriege begriffen, mischten sich ein. Der Herzog von Bourbon führte den geschlagenen Castiliern ein Französisches Heer zu; der Herzog von Lancaster wollte mit den Siegern an der Beute Theil nehmen. Der Letztere landete im Julius 1386 in Gallicien, schloß aber, als er, mit den Portugiesen verbunden, einen erfolglosen Einfall in Castilien gemacht hatte, gegen deren Absicht Frieden, und gab für eine Heirath seiner Tochter mit dem Castilischen Erbprinzen Heinrich, und gegen eine ansehnliche Summe Geldes, seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien auf, ohne doch diesen Staat von dem Französischen Bündnisse trennen zu können. Der König von Portugal setzte indeß den Krieg eifrig fort, bis 1390 ein Waffenstillstand geschlossen wurde. Bald darauf starb König Johann von Castilien an einem Sturz vom Pferde, erst drei und dreißig Jahre alt (1390), allgemein betrauert von seinen Unterthanen. Beatrix hatte ihm keine Kinder geboren. Die mit Verwirrungen und Unruhen erfüllte Minderjährigkeit seines Nachfolgers setzten Johann von Portugal in den Stand, sich auf seinem Throne zu befestigen. Der Friede, in welchem Castilien seine Rechte anerkannte, wurde jedoch erst 1411 geschlossen.

---

66. Aragonien, bis zum Ende des Barcelonischen Stammes.

(1276—1410.)

Dieses Reich nahm seit Jacob I. (Th. V. S. 270.) nicht mehr den Antheil an der Vertreibung und Bekriegung der Mauren, welcher jenem Könige so großen Ruhm gebracht hatte. Der Nachfolger desselben, Peter III. (1276—1285), erwarb, wie wir schon wissen, Sicilien (Th. V. S. 172.), wodurch die Kräfte seines Reiches eine andere Richtung erhielten, und verwickelte sich in weitaussehende Händel mit den

Königen von Neapel und Frankreich, mit den Päpsten, und auch mit seinen eignen Unterthanen, da die Auflagen, welche der Krieg nöthig machte, bei allen Ständen Unzufriedenheit erregten. Die Barone waren noch überdies durch den Stolz des Königs, sie bei wichtigen Angelegenheiten nicht um Rath zu fragen, beleidigt. Als nun Peter auf einem Reichstage zu Tarragona auf die dringenden Vorstellungen des vereinten Adels und Bürgerstandes eine stolze und abweisende Antwort gab, schlossen die Stände einen Verein zur Aufrechthaltung ihrer Freiheiten, und erklärten, daß sie dem Könige den Gehorsam aufsagen würden, wenn er Jemand, weil er dem Bunde beigetreten sey, willkürlich strafen sollte. Zum Glück für Peter wußte er zur rechten Zeit nachgiebig zu seyn. Als er die große Einigkeit der Stände sah, gewährte er ein General-Privilegium, welches vorzüglich in einer Bestätigung aller früheren Rechte, Gesetze und Freiheiten des Reiches bestand (1283).

Diese Vorrechte waren bedeutend, und des Königs Gewalt durch den Reichstag (die Cortes) sehr beschränkt *). Kein Gesetz konnte erlassen oder aufgehoben, keine Steuer auferlegt werden ohne Zuziehung der versammelten Stände. Die Cortes von Aragonien waren vierfach gesondert; sie bestanden aus den Prälaten, dem hohen Adel (Ricos hombres), dem niedern Adel (Hidalgos oder Infanzonen) und den Abgeordneten der Städte. Der Adel war durch die fortwährenden Kämpfe mit den Mauren, die er vorzugsweise bestanden hatte, emporgekommen; ebenso hatte die Geistlichkeit höheres Ansehen als anderswo erworben, weil die innere Kraft des Reiches vorzüglich auf dem Gegensatz des Christlichen und Saracenischen Lebens beruhte. Aber auch die Städte (vgl. Th. V. S. 271.) finden sich schon in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts unter den Cortes. Der Grund dieser frühen politischen Wichtigkeit des Bürgerstandes in Aragonien ist mehr in der geschichtlichen Entwickelung des Reiches als in der Bedeutung des bürgerlichen Gewerbes zu suchen. Als befestigte Ortschaften gewährten sie bei den langen gefährlichen Kriegen mit den Mauren die

*) Berühmt ist eine Formel des Huldigungseides der Aragonischen Stände geworden, deren Quelle Antonio Perez ist (Obras y relaciones Ed. Colon. 1676. p. 143), und die so lautet: Nos, que valemos tanto como vos, os hazemos nuestro Rey y Senor, con tal que nos guardeys nuestros fueros y libertades, y si no, no. (Wir, die wir eben so viel gelten als Ihr, machen Euch zu unserm Könige und Herrn, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze und Freiheiten unverletzt erhaltet, wenn aber nicht, nicht.) Die Zuverlässigkeit dieser Angabe ist indeß mit guten Gründen bezweifelt worden. S. Lindau, Darstellungen aus der Geschichte von Spanien, Bd. 1. S. 147.

sicherste Zuflucht, und auch die den Saracenen abgenommenen Städte bedurften, um die Bevölkerung wieder zu heben, besonderer Begünstigungen *). Daß sich aber die Stadtgemeinden in dieser Stellung erhielten und die gewonnene Bedeutung zu behaupten wußten, hatten sie allerdings auch hier der Blüthe zu danken, die aus Handel und Gewerbsthätigkeit hervorging. Die Catalonier wurden zuerst durch die Nothwendigkeit, ihre Küsten gegen die Seeräubereien der Araber zu schützen, auf das Meer geführt, bald fanden sie sich auf diesem Elemente heimisch und entwickelten ein großes Geschick, es zu einem weit verbreiteten Handelsverkehr zu benutzen, der sich nach der Besitznahme Sicilien's immer weiter im Mittelmeer ausdehnte, und die höchste Eifersucht der Genueser erweckte. Besonders gelangte Barcelona durch seinen Handel, den es bis nach Griechenland, Syrien und Aegypten hin trieb, zu einem großen Flor. Die hier geltenden Gewohnheiten und Gesetze, nach welchen ein schon im dreizehnten Jahrhundert eingesetztes Handelsgericht die entstehenden Streitigkeiten schlichtete, zeugen von eben so vieler Einsicht als Erfahrung **).

Nach Peter's Tode herrschte sein Sohn Alfons III. in Aragonien, ein zweiter, Jacob, in Sicilien. Gegen Alfons erhob sich schon auf dem ersten Reichstage ein Theil der Aragonischen Stände, und verlangte, daß der König fortan seine Räthe mit Zuziehung und Einwilligung der Stände wählen solle, da unter der vorigen Regierung Fremde aus Italien und Sicilien ungebührlichen Einfluß gewonnen hätten. Andere, welche in dieser Forderung nur eigennützige und persönliche Absichten sahen, widersprachen, und Alfons, dadurch ermuthiget, zeigte anfangs eine feste Haltung, als aber die Unzufriedenen sich zu einer neuen Union vereinigten, Zwietracht und Verwirrung immer höher stiegen und schon offener Krieg zwischen den Parteien begann, der dem Reiche die tiefsten Wunden zu schlagen drohte, gab er nach und bewilligte den Ständen auf einem Reichstage zu Saragossa 1287 zwei Privilegien, Unionsprivilegien genannt, die ihnen der That nach gesetzliche Unabhängigkeit verliehen. Denn das eine derselben erlaubte ihnen,

*) Schmidt Geschichte Aragonien's im Mittelalter, S. 395 u. 400.

**) Schon im Jahre 1227 war der Handel so lebendig, daß der König jedem fremden Fahrzeuge verbot, in Barcelona Ladungen nach Syrien, Aegypten und der Berberei zu nehmen, so lange noch im Hafen der Stadt ein Schiff wäre, das solche Reisen unternehmen könnte. Eine Navigationsacte vierhundert Jahre vor der Englischen. Lindau, a. a. O. S. 30

in dem Falle, daß der König ohne richterlichen Spruch der Reichsversammlung gegen ein Glied Strafen verhängen würde, sich einen andern Herrn und König zu wählen, und das zweite setzte fest, daß die Wahl der königlichen Räthe von den Ständen abhängen solle.

Nachdem Alfons mit so schweren Opfern die Ruhe im Innern seines Reiches erkauft hatte, wünschte er auch den äußern Frieden mit den Königen von Frankreich und Neapel und dem Papste herzustellen, um so mehr, da er, wie oben schon erzählt ist, dem Infanten de la Cerda gegen den König Sancho IV. von Castilien Beistand leistete. Mit Jenen kam denn auch zu Brignoles 1291 der Friede zu Stande; Alfons verpflichtete sich, seinem Bruder Jacob weder öffentlich noch insgeheim Beistand zu gewähren, wofür der Papst ihn vom Bann lossprach. Aber kaum war der Vertrag geschlossen, so starb Alfons (18. Jun. 1291), ohne Kinder zu hinterlassen, und Jacob II., bisheriger Herr von Sicilien, bestieg, der väterlichen Verordnung gemäß, den Thron von Aragonien. Sicilien ließ er unter der Statthalterschaft seines Bruders Friedrich. Wie sehr er nun aber auch vorher seines Bruders Alfons Verfahren beim Abschluß des Friedens getadelt hatte, so sah er sich als König von Aragonien doch in gleicher Lage und erneuerte denselben (1295), indem er Sicilien abzutreten versprach, und zur Entschädigung dafür von dem Papste mit Sardinien und Corsica belehnt wurde. Aber die Ausführung dieses Vertrags fand große Schwierigkeiten. Die Sicilianer weigerten sich, unter die Neapolitanische Herrschaft zurückzukehren. Sie wählten ihren Statthalter Friedrich zum Könige, der sich auch gegen alle Angriffe der Neapolitanischen Macht, an denen selbst sein eigner Bruder Jacob Theil nahm, behauptete. Und jene beiden Inseln waren von Bonifacius VIII. leichter verschenkt, als von den Aragoniern in Besitz genommen. Seit der Belehnung Bariso's durch Kaiser Friedrich I. mit Sardinien führten die Genueser und Pisaner über den Besitz dieser Insel einen mehr als hundertjährigen Krieg, der nur selten durch Waffenstillstände auf längere Zeit unterbrochen worden war, bis endlich im Jahre 1284 eine große Seeschlacht bei der Insel Molara das eben auf den höchsten Gipfel gestiegene Ansehen Pisa's für immer zum Sinken brachte, während zu gleicher Zeit die anwachsende Macht der Guelfischen Partei in Toscana die Republik auf dem Festlande immer mehr beschränkte. Doch behaupteten sich die Pisaner noch im Gebiete von Arborea, und behielten auch unter dem unabhängigen Adel der Insel noch eine Partei. Erst im Jahre

1322, als in Genua die Parteiwuth zwischen Guelfen und Gibellinen den höchsten Gipfel erreicht hatte, und von dieser Seite kein großer Widerstand zu besorgen war, machte Jacob ernstliche Anstalten, Sardinien anzugreifen. Als sein Sohn Alfons mit sechszig Galeeren landete, unterwarf sich ihm der Richter von Arborea, und der größte Theil des Genuesisch gesinnten Adels, nur Cagliari vertheidigte sich hartnäckig für Pisa. Da aber diese Stadt durch jenen letzten großen Seekrieg geschwächt, und damals gerade von Castruccio Castracani (Th. V. S. 356.) bedrängt, nur wenig zur Rettung der Belagerten that, ergaben sich diese 1324 den Aragoniern, welchem Beispiele dann auch die Genuesischen Landschaften folgten. Indeß fanden bald wieder Aufstände statt, und Jacob's Nachfolger mußten noch langwierige Kämpfe mit Pisa und Genua führen, ehe es ihnen gelang, ihre Herrschaft auf der Insel ganz zu befestigen. Corsica, das sich die Pisaner und Genueser auf ähnliche Weise wie Sardinien streitig gemacht hatten, welches aber durch einen im Jahre 1299 geschlossenen Frieden den Letzteren zugefallen war, blieb auch für die Zukunft unter deren Oberherrschaft.

Jacob, der von seinen Unterthanen als ein tapferer, großmüthiger und gerechter König allgemein verehrt ward, starb 1327. Es folgte ihm sein Sohn Alfons IV., welcher seiner milden und liebevollen Gesinnungen wegen der Gütige genannt ward. Dennoch mußte auch er den Trotz der Stände erfahren, einiger Schenkungen wegen, die er seiner zweiten Gemahlin, der Tochter König Ferdinand's IV. von Castilien, und einem von ihr gebornen Sohne gemacht. Die Einwohner von Valencia ergriffen darüber sogar, als der König sich in ihrer Stadt befand, die Waffen, und einer ihrer Bürger führte vor Alfons so drohende Reden, daß die Königin zornig äußerte: ihr Bruder, der König von Castilien, würde Denen, welche so gesprochen, den Kopf abschlagen lassen. Alfons aber, ohne seinen Gleichmuth zu verlieren, erwiederte: „Unser Volk, Königin, ist frei und nicht so unterworfen wie das Castilische. Die Aragonier achten uns als ihren Herrn, und wir sie als gute Vasallen und Gefährten." Und hierauf erklärte er sich bereit, die meisten dem Infanten gemachten Schenkungen zu widerrufen.

Diese über alles gerechte und nützliche Maß hinausgehende Gewalt der Stände wurde durch Alfonsens Nachfolger, den harten, kraftvollen und schlauen Peter IV. (1336—1387), gebrochen. Peter wollte auf den Fall, daß er keine Söhne erhalten sollte, seinen Bruder Jacob von der Thronfolge ausgeschlossen wissen und sie seiner Tochter zuwen-

den, erregte aber dadurch eine solche Unzufriedenheit, daß in Aragonien eine Union wider ihn zusammentrat, welche die Wenigen, die ihr nicht angehören wollten, als Feinde des Vaterlandes verfolgte, und sich bald mit einer andern in Valencia entstandenen eng vereinigte. Peter sah sich genöthigt, die Unionsprivilegien zu bestätigen, und die der Verbindung mißfälligen Räthe zu verstoßen. Aber vor einigen Zeugen erklärte er insgeheim, daß er nur gezwungen handle, und dieser Absicht, sich an sein Versprechen nicht zu binden, gemäß, suchte er durch List die Verbündeten zu trennen. Unterstützt wurde er dabei besonders von dem unerschütterlich treuen, tapfern und einsichtsvollen Bernaldo von Cabrera, der in seiner Umgebung geblieben war, einem Manne, welcher die feste Ueberzeugung hegte, daß Jeder, welcher dem Könige rathe, in die Minderung seiner Würde und Macht zu willigen, tödtlich sündige, und daß mit aufrührerischen Vasallen kein Vertrag geschlossen werden dürfe*). Bald hatte Peter einige der Angesehensten gewonnen, seine Partei wuchs von Tage zu Tage, und als es nun zu offener Fehde kam, trug sie in einer entscheidenden Schlacht den Sieg davon. Peter war indeß klug genug, seinen Vortheil nicht zu mißbrauchen, nur Wenige traf seine Strenge, und in die Freiheiten des Landes erlaubte er sich keinen andern Eingriff, als daß er die Unionsprivilegien aufhob (1348). Er soll, als er eine der Urkunden mit seinem Dolche zerschnitt, sich dabei, heftig wie er war, in der Hand verwundet, aber schnell gefaßt dem Zufalle die Deutung gegeben haben: ein Freiheitsbrief, der mit dem Blute so vieler tapferen Männer errungen wäre, würde billig mit Königsblut ausgelöscht. Noch mehr ward die Ruhe befestigt, als die Königin bald darauf einen Sohn gebar und die Partei des Infanten Jacob sich nun von selbst auflöst'te.

An die Stelle der bisherigen gewaltsamen Mittel, den König von verfassungswidrigen Schritten abzuhalten, sollte nun ein friedliches treten. Zu diesem Ende ward dem Aragonischen Oberrichter, dem Justitia, der anfangs der königliche Hofrichter gewesen war, ein höherer und erweiterter Wirkungskreis angewiesen. Schon früher hatte er mit dem Beirath des Reichstages in Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Baronen oder Infanzonen Recht gesprochen, jetzt wurde er die eigentliche Behörde für die Entscheidung solcher Zwistigkeiten. Er war die Quelle des Gesetzes für zweifelnde Beamten, und hatte die

*) Schmidt a. a. O. S. 282.

Gewalt, jedes Verfahren königlicher Richter, gegen welches seine Hülfe angerufen ward, zu hemmen. Ueber die königlichen Beamten erkannte er, ohne daß von seinem Ausspruche Appellation Statt fand. Der Justitia mußte aus dem Ritterstande genommen werden, dem hohen Adel durfte er nicht angehören, weil die Mitglieder desselben nicht auf Leib und Leben angeklagt werden konnten. Denn der Justitia sollte die große Macht, welche in seine Hand gelegt war, keinesweges ohne Verantwortlichkeit ausüben, und Ausschüsse der Reichstage wurden öfter niedergesetzt, um Klagen wider ihn zu hören und ihn dann vereint mit dem Könige zur Strafe zu ziehen. Von dieser Zeit an hörten die Bürgerkriege, die das Innere des Aragonischen Reiches bisher so häufig zerrissen hatten, fast ganz auf, und die einzeln und entfremdet sich gegenüberstehenden Elemente des Staats wurden allmählig zu einem gesetzlich regierten organischen Ganzen verschmolzen.

In den späteren Regierungsjahren Peter's gaben ihm besonders Sardinien und Sicilien Beschäftigung. Das Erstere mußte gegen immer neue Empörungen behauptet, Sicilien aber, das, unter schwachen und ohnmächtigen Königen durch ununterbrochene Zwistigkeiten zwischen den mächtigen Häusern Chiaramonte, Palizzi, Alasco u. a. zerfleischt, mehr als ein Mal in Gefahr war, von Neapel aus wieder bezwungen zu werden, mußte wenigstens für eine künftig mögliche Wiedervereinigung mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem Sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß unter den fortdauernden Zerwürfnissen des Landes so wenig Gewalt, daß sie von einem Aragonisch gesinnten Edlen Ramondo de Moncada, in Einverständniß mit Peter, gewaltsam nach Sardinien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verheirathen. Und obschon dieser gegen seines Vaters Willen sich mit einer andern Fürstin vermählte, Maria aber nach seines Vaters Tode mit seinem Neffen Martin verband, so ward doch Peter's Wunsch, die Vereinigung Aragonien's mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der, aller kriegerischen Thätigkeit fremd, seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit um sich versammelte (Th. V

S. 245.), starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der 1409, wo sein gleichnamiger Sohn starb, der Gemahl der früher schon gestorbenen Sicilischen Maria, Sicilien erbte, selbst aber schon im folgenden Jahre in's Grab sank und den Barcelonischen Mannsstamm, der dem Aragonischen Staate eine Reihe ausgezeichneter Regenten gegeben, beschloß.

---

67. Spanien und Portugal im funfzehnten Jahrhundert.

Johann's I. Nachfolger auf dem Throne von Castilien war sein erst elfjähriger Sohn Heinrich III. Diese häufigen Minderjährigkeiten wurden dem Castilischen Reiche um so verderblicher, weil die Großen hier nicht weniger trotzig und nach Unabhängigkeit lüstern waren, als die Aragonischen, was aber in Aragonien diesem Uebel mächtig entgegen wirkte, der eigenthümliche Geist der Verfassung, und das in den Kämpfen durchleuchtende Bestreben, zu einer festen gesetzlichen Ordnung zu gelangen, in Castilien fehlte. Auch gelangten die Städte hier später als im Nachbarreiche zu einer freien Entwickelung, weil das Meer fehlte, welches die Aragonischen Küstenbewohner zu Handelsverbindungen lockte, und erst im vierzehnten Jahrhundert erschienen Abgeordnete der Castilischen Bürger neben dem Adel und der Geistlichkeit auf den Reichstagen. Heinrich's erste Regierungsjahre waren mit Zwietracht und Zerrüttung erfüllt, bis der junge Fürst, als er sein vierzehntes Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, die Zügel der Regierung selbst ergriff. Durch die Entschlossenheit und Festigkeit, mit denen er zu allgemeinem Erstaunen auftrat, wurde er Meister aller unruhigen Bewegungen; erneuerte Empörungsversuche dämpfte er mit Kraft und Klugheit. Die gewonnene Ruhe im Innern wollte er zu einer Unternehmung gegen Granada benutzen, um der Mauischen Herrschaft in Spanien ein völliges Ende zu machen. Schon wurden die thätigsten Vorbereitungen gemacht, als der Tod den kühnen Heinrich im sieben und zwanzigsten Jahre seines Lebens der so schön begonnenen Laufbahn entriß (1406). Der Mauische Staat erhielt dadurch eine neue Frist für sein Daseyn auf Europäischem Boden.

Johann II., der seinem Vater auf dem Castilischen Throne folgte, war ein zweijähriger Knabe. In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrich's Bruder, der edle und wackre Ferdinand, der

die ihm selbst von den Großen angebotene Krone edelmüthig ausschlug, in Verbindung mit Johann's Mutter, Katharina von Lancaster (vgl. o. S. 325.), die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Friede gesichert, und der Krieg gegen die Mauren mit einigem Erfolge geführt; mehrere Städte, unter andern Antequera, wurden erobert. Indeß starb König Martin von Aragonien, und da auf einen unechten Sohn des jüngern Martin von Sicilien, trotz der Wünsche des Großvaters für ihn, keine Rücksicht genommen wurde, so kam es nun auf die Entscheidung zwischen den verschiedenen Bewerbern an, welche den erledigten Thron wegen ihrer Verwandtschaft mit dem erloschenen Königshause durch weibliche Abstammung in Anspruch nahmen. Diese Bewerber waren: der eben genannte Infant Ferdinand von Castilien, als Sohn einer Tochter Peter's IV., der Graf von Urgel und die Herzoge von Calabrien und Gandia. Die beiden Letzteren traten gegen die Ersteren sogleich in den Schatten, zwischen diesen aber schwankte die Wage, denn der günstige Eindruck, den Ferdinand's Würdigkeit auf Viele machte, wurde bei Andern durch des Grafen von Urgel Geschenke und Versprechungen aufgewogen. Der gefährlichste Gegner des Grafen war der Erzbischof von Saragossa, der erste Prälat des Reiches, welcher, dem Infanten geneigt, seinen Einfluß aufbot, die Entscheidung des Streits durch einen richterlichen Ausspruch zu bewirken. Diesen trefflichen, allgemein geachteten Mann ließ der Graf, von dem Glanze der Krone geblendet, verrätherisch überfallen und ermorden, in der Absicht, hiedurch Ferdinand's Partei einzuschüchtern und aufzulösen. Aber der Frevel, durch den er den Thron zu besteigen hoffte, trug am meisten dazu bei, ihn davon auszuschließen, indem der Abscheu über diese That dem Grafen viele Anhänger entfremdete. Endlich kam es dahin, daß auf den ständischen Versammlungen der drei Bestandtheile des Reichs, Aragonien's, Valencia's und Catalonien's, neun durch Einsicht und Rechtskunde ausgezeichneten Männern, dreien aus jedem Lande, aufgegeben ward, die Ansprüche eines jeden Bewerbers zu untersuchen. Nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens und alter Urkunden, entschieden diese endlich, mit einer Mehrheit von sechs, unter großen kirchlichen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand. Der neue König empfing zu Saragossa die Huldigung der Stände, auch Sicilien und Sardinien erkannten ihn an, so daß er das Aragonische Reich in einem Umfange wie noch keiner seiner Vorgänger beherrschte. Einen Empörungsversuch des Grafen von Urgel dämpfte er mit kräfti-

ger Hand, und um die ganze Christenheit erwarb er sich das Verdienst, daß er unter den Königen, die noch zur Obedienz des Papstes Benedict XIII. gehörten, der erste war, der diesen halsstarrigen Greis verließ, und demnach zu dem vom Kostnitzer Concil betriebenen Kirchenfrieden wesentlich beitrug.

Aber leider war das Leben dieses trefflichen Fürsten von kurzer Dauer. Er starb schon 1416, und sein Tod hatte insbesondere für Castilien verderbliche Folgen. Der junge König dieses Reiches, durch seine Mutter, welcher Ferdinand die Erziehung hatte überlassen müssen, verweichlicht, war seinem großen Berufe nicht gewachsen. Als er nach dem Tode derselben (1418) ohne Stütze dastand, zeigte er nur Empfänglichkeit für die Genüsse, die ihm Jagden und Turniere, Musik und Dichtkunst (in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte) gewährten, aber nicht Kraft und Lust zum Wirken im Staat und im Kriege. Auf einen solchen König Einfluß zu erhalten, mußte bald der Gegenstand ehrgeiziger Bestrebungen werden. Ein junger Mann aus einer in Aragonien hoch angesehenen Familie, Alvaro de Luna, der außer einer großen Gewandtheit in Allem, was den König anzog, Kraft des Geistes, Verschlagenheit und Muth besaß, hatte schon unter den Kinderspielen sein Herz gewonnen. Johann ernannte ihn zum Connetable des Reiches, und war bald völlig in seinen Händen. Aber die jüngeren Söhne des verstorbenen Königs von Aragonien, Johann, Heinrich und Sancho, die durch den ererbten Besitz väterlicher Güter mächtige Vasallen des Castilischen Reiches waren, beneideten ihn um diese Stellung. Anfangs benutzte der schlaue Alvaro die Eifersucht, welche die Brüder selbst gegen einander hegten, zur Befestigung seiner Macht, endlich aber erregte die Größe seiner Gewalt allgemeine Unzufriedenheit. Die Infanten wurden die Häupter einer Verschwörung, welche den Sturz des Günstlings bezweckte und erreichte. Alvaro mußte den Hof und den König verlassen (1427), welcher nun ganz unter dem Einflusse der siegenden Partei stand. Aber so klug wirkte Alvaro von seiner Verbannung aus, und so ungeschickt benutzten seine Gegner ihren Sieg, daß er nach kurzer Zeit, von dem Volke als Schützer ersehnt, im Triumph zurückkehrte. Gegen wiederholte Versuche der Infanten, welche jetzt auch von ihrem älteren Bruder, dem König Alfons von Aragonien, unterstützt wurden, behauptete er sich fortwährend, wiewol diese beständige Aufmerksamkeit auf das Innere Schuld war, daß er einen großen Sieg, den er bei Cabo de las Ginetas gegen die Mauren

erfocht (1431), und der die Zerstörung Granada's hätte nach sich ziehen können*), nicht so benutzte, wie es möglich gewesen wäre. Aber seine ungeheuren Einkünfte, seine völlig unbeschränkte Macht über den König, sein Betragen, das den Stolz der Mächtigen oft beleidigen mochte, alles dies vermehrte die Zahl seiner Gegner, und bewog sie zu neuen Angriffen. Selbst der Sohn des Königs, der Prinz Heinrich von Asturien, oder vielmehr dessen Liebling Pacheco, traten zu dem Bunde gegen ihn. Alvaro unterlag abermals, und der König wurde vom Infanten Johann (1442) eine Zeit lang in Gefangenschaft gehalten. Als der erstere aber bald darauf Gelegenheit fand, aus seiner Haft zu entkommen und an der Spitze eines Haufens treuer Unterthanen die Aufrührer zu besiegen, erhielt auch Alvaro seine frühere Stellung wieder. Was Andere nicht zu bewirken vermocht hatten, bereitete sich der Günstling selbst. Er brachte den König wider dessen Willen zu einer Vermählung mit der Prinzessin Isabelle von Portugal, einer Enkelin Johann's des Unechten, welche bald durch Schönheit und Jugend einen großen Einfluß auf den Herrscher von Castilien erhielt. Eifersüchtig, diesen mit dem Connetable theilen zu müssen, verband sie sich mit den Gegnern desselben zu seinem Sturze, und es gelang den unablässigen Bemühungen der Vereinigten, des Königs Liebe zu Alvaro de Luna zu erschüttern und seine Begierde nach Geld und Schätzen auf die großen Reichthümer desselben, die Früchte seiner eigenen Freigebigkeit, zu lenken. Das gefährliche Unternehmen, den Mächtigen, der von einer zweitausend Mann starken Leibwache umgeben war, gefangen zu nehmen, ward zu Burgos ausgeführt. Der König verrieth den schimpflichen Beweggrund seines Handelns, indem er sich gleich nach der Verhaftung des Günstlings mit der größten Eil der Schätze desselben bemächtigte; seinen Tod bewirkten seine Gegner durch ein eben so eiliges als regelloses gerichtliches Verfahren. Auf dem Markte zu Valladolid empfing Alvaro mit großer Würde und Unerschrockenheit den Todesstreich (1453).

Der ein Jahr darauf erfolgende Tod des von Reue, Schmerz und Scham **) gefolterten Königs ersparte diesem die Schmach und

*) Mariana setzt den Verlust der Mauren auf 10,000, andere Spanische Schriftsteller sogar auf 30,000 Gebliebene. Dazu kamen Thronstreitigkeiten und Parteiungen im Granadischen Reiche selbst; ein Thronbewerber befand sich bei dem Castilischen Heere. Alvaro's Feinde behaupteten, er habe sich von den geschlagenen Mauren bestechen lassen.

**) Ganz durchdrungen von der Nichtigkeit seines Lebens, starb er mit den Worten:

Noth, welche die durch jenen Sieg übermüthig gewordenen Vasallen ihm bereiten wollten; desto stärker empfand sie sein Sohn, Heinrich IV. Eben so schwach und unselbständig wie sein Vater, ergab er sich ebenfalls seinem Lieblinge Pacheco, nunmehrigem Marquis von Villena. Aber unwürdiger als Johann, ward Heinrich noch schimpflicher behandelt, und der Günstling blieb ihm im Kampfe gegen den Adel nicht treu, wie Alvaro seinem Vater. Heinrich's Gemahlin zeigte sich ihres Gatten werth, indem sie gleichfalls mit einem Buhlen, Bertrand de la Cueva, in rücksichtsloser Vertraulichkeit lebte. Da ihre Ehe mit dem Könige kinderlos blieb, verlangten die im Jahre 1459 versammelten Cortes des Reiches, daß Heinrich seinen Bruder Alfons zum Thronerben erklären solle. Indeß wurde diese Forderung nicht bewilligt, und als die Königin im Jahre 1462 endlich einer Tochter genas, erkannte Heinrich dieses Kind an, obgleich man allgemein wußte, daß er dessen Vater nicht sey. Ja als der Marquis von Villena nach einiger Zeit in Ungnade fiel, trug der König kein Bedenken, den Günstling seiner Gemahlin auch zu dem seinigen zu machen. Der allgemeine Unwille über diese Vorfälle machte es einer Verbindung des Adels, an deren Spitze Pacheco stand und welcher sich selbst der König von Aragonien Johann II. anschloß, nicht schwer, den schwachen Heinrich zu der Erklärung zu bringen, daß Alfons sein Nachfolger werden solle. Aber damit nicht zufrieden, schritten die Empörer sofort zur Absetzung des Königs und Erhebung seines Bruders. Auf dem Felde von Avila wurde eine große Versammlung gehalten, und nachdem die Gründe vorgelesen waren, weshalb Heinrich der Krone unwürdig zu achten sey, bestieg der Erzbischof von Toledo mit dem Marquis von Villena ein daselbst errichtetes Gerüst, auf welchem sich eine mit den Insignien der königlichen Würde bekleidete Figur befand, welche den König vorstellen sollte. Dieser wurde nun Schwert, Krone und Zepter entrissen und die Verbündeten stießen sie mit Fußtritten hinunter (1465). Alfons' Tod, der kaum drei Jahre nach diesen Begebenheiten erfolgte (1468), führte Heinrich IV. auf den Thron zurück, aber nur weil seine männliche Schwester Isabella, der die Mißvergnügten die Krone antrugen, dieselbe ausschlug, und der König versöhnte sich nun wieder mit seinen Gegnern, indem er, mit Uebergehung jener oben erwähnten Tochter, diese seine Schwester zur Nachfolgerin erklärte.

„Wollte Gott, ich wäre nur der Sohn eines Ritters, oder ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen."

Nach Ferdinand's Tode hatte sein Sohn Alfons V. (1416—1458), erst funfzehn Jahr alt, den Thron von Aragonien bestiegen. Sein rascher Geist, der sich im Innern seines Reiches durch die Vorrechte der Stände eingeengt und beschränkt fühlte, suchte in der Thätigkeit nach außen hin Spielraum und Freiheit, und wenn auch ein im Jahre 1417 unternommener Zug, welcher Corsica den Genuesern entreißen sollte, durch die unerschütterliche Tapferkeit und Gewandtheit der Truppen und Seeleute jener Stadt mißglückte, so wissen wir, daß seine Versuche in Italien von einem glücklichern Erfolg begleitet waren, und ihn zuletzt in den Besitz des Königreichs Neapel setzten. Doch glänzt Alfons nicht bloß als Eroberer, sondern auch als einer der ersten Beförderer des wieder erwachenden wissenschaftlichen Strebens und des Studiums der alten Litteratur in Italien. Johann II., den wir schon als Gegner Alvaro's de Luna kennen gelernt haben, war der Nachfolger seines Bruders Alfons V. in Aragonien, Sardinien und Sicilien; daß Neapel an Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfonsens, gekommen war, ist schon erwähnt. Johann hatte von seiner ersten Gemahlin Blanca von Evreux (einer Enkelin Karl's des Bösen), die Erbin von Navarra war, einen Sohn Karl, Herzog von Viana, der nach dem Tode der Mutter (1441) in ihrem Erbreiche hätte folgen sollen. Aber Johann konnte sich nicht entschließen, seinem Sohne die Regierung zu überlassen, und so ergriff dieser die Waffen; allein der Vater behielt die Oberhand, schlug ihn (1452) und hielt ihn gefangen, bis er durch die Bemühungen Johann's II. von Castilien befreit wurde. Der Prinz erneuerte den Krieg, aber ohne bessern Erfolg als früher; er mußte zu seinem Oheim nach Italien flüchten. Nachdem Johann nun den Thron von Aragonien bestiegen hatte, wollte er den Herzog von Viana enterben, und die Nachfolge in seinen Reichen auf seinen Sohn Ferdinand, der ihm in zweiter Ehe geboren war, übertragen. Allein die Stände widersetzten sich dieser Absicht, und da der König den Prinzen Karl, welcher, um eine Aussöhnung zu bewerkstelligen, nach Aragonien gekommen war, in Lerida gefangen nehmen ließ, griffen die Catalonier zu den Waffen und setzten die Befreiung des Prinzen durch. Er starb noch in demselben Jahre (1461), und die Meinung, daß er vergiftet worden sey, brachte die Catalonier von Neuem zum Aufstande. Die Empörer boten die Herrschaft ihres Landes zuerst Heinrich IV. von Castilien, dann dem Infanten Peter von Portugal

an, und konnten erst nach neunjährigem Kampfe wieder unterworfen werden.

Noch während der Dauer dieser Zerwürfnisse bot sich dem zweiten Sohne des Königs eine Aussicht zur Erwerbung Castilien's dar. Die Erbin dieses Reiches, Isabella, sollte sich nach dem Wunsche Heinrich's IV. und seines Günstlings Villena, der sich in dieser Sache wieder auf dessen Seite befand, mit dem Könige von Portugal Alfons V. vermählen, sie zog indeß die Verbindung mit Ferdinand von Aragonien vor, worüber der Erzbischof von Toledo mit diesem unterhandelte. Nachdem sich Ferdinand eidlich verpflichtet hatte, alle Gesetze von Castilien zu beobachten, nichts ohne den Willen seiner künftigen Gemahlin zu thun und nur Castilier in seinen Rath aufzunehmen, eilte er seine Vermählung zu feiern. Aus Furcht vor dem Marquis von Villena, war Alles auf das heimlichste betrieben worden, aber diese Vorsicht hatte doch nicht verhindert, daß Jener Argwohn schöpfte und einen Heereshaufen absandte, um sich der Person Isabella's zu versichern. Doch gelangte diese, unter dem Schutze des Erzbischofs von Toledo, glücklich nach Valladolid, wo sie ihren Bräutigam traf und die Hochzeit öffentlich begangen wurde (25. Oct. 1469). Vergeblich bemühte sich der schlaffe Heinrich und der verhaßte Günstling, die Neuvermählten ihrer Aussichten zu berauben. Isabellens würdige Haltung, das geistliche Ansehen des Erzbischofs von Toledo, und Ferdinand's schlaue Thätigkeit vermehrten täglich die Zahl ihres Anhanges, und der König mußte sich zu einer Aussöhnung entschließen, welche auf einer Zusammenkunft zu Segovia bewerkstelliget werden sollte. Der Marquis von Villena hatte die Absicht, sich bei dieser Gelegenheit Ferdinand's und seiner Gemahlin zu bemächtigen, allein sein Entwurf wurde verrathen und der Bürgerkrieg brach von Neuem aus. Auf dem Sterbebette erklärte Heinrich seine Tochter Johanna, welche die Castilier Bertrandilla nannten (S. 336), zur Erbin (1474), aber schon am folgenden Morgen wurden Ferdinand und Isabella als König und Königin von Castilien zu Segovia feierlich ausgerufen. Die Partei Johanna's, an deren Spitze der Sohn des kurz vor Heinrich IV. gestorbenen Marquis von Villena stand, brachte indeß die Verlobung dieser Prinzessin mit dem Könige von Portugal zu Stande, der im folgenden Jahre mit Heeresmacht in Castilien einbrach. Eine Schlacht bei Toro (1476) entschied gegen ihn und im Vertrag von Alcabeças entsagte Alfons V. seiner beabsichtigten Vermählung, so wie dem Thron von Castilien.

Inzwischen hatte Johann von Aragonien den Aufstand der Catalonier mit großer Kraft und Geschicklichkeit, unterstützt durch die Aufopferung der Stände von Aragon und Valencia, glücklich gedämpft, und die Besiegten mit Klugheit und Milde behandelt. Auch in Navarra behauptete er sich glücklich gegen die Ansprüche und Unternehmungen eines neuen Bewerbers, welcher nach dem Tode Karl's von Viana aufgetreten war. Es war dies der Gemahl von dessen Tochter Eleonore, Gaston, Graf von Foix, den Johann im Jahre 1471 zu einem Vertrage brachte, nach welchem ihm selber die Regierung von Navarra bis an seinen Tod, jenem aber die Nachfolge zufiel. Zwei und achtzig Jahr alt, starb Johann mit dem Ruhme eines kräftigen und zugleich gütigen Herrschers (1479). Nach ihm bestieg Ferdinand von Castilien den Thron seines Vaters, der durch seine Ehe mit Isabella den Grund zur Vereinigung dieser beiden Reiche gelegt hatte, welche als der Beginn eines großen und glänzenden Aufschwungs des Spanischen Volkes mit Recht gepriesen wird.

Navarra wurde nach dem Tode Johann's, der dort seit 1441, wenn auch vielfach beunruhigt, regiert hatte, wieder ein selbständiges Reich. Eleonore herrschte nur wenige Tage, und da ihr Gemahl und ihr Sohn ebenfalls schon früher gestorben waren, hinterließ sie den Thron ihrem zehnjährigen Enkel Franz Phoebus, und als dessen Ende nach vier Jahren erfolgte, erhielt seine Schwester Katharina die Succession.

Für das Portugiesische Volk begann unter der Regierung Johann's des Unechten eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Da sein Erbrecht nicht ohne Zweifel war, hatte er Ursache, den Adel zu schonen und zu beschäftigen, und wendete deshalb seine und seines Reiches Kraft nach außen. Er ging nach Africa hinüber, und entriß den Mauren Ceuta; unter der Leitung eines seiner Söhne, des Infanten Heinrich, welcher in der Geschichte den Beinamen des Seefahrers führt, begannen die höchst folgenreichen Entdeckungen der Portugiesen im Weltmeere und an der Africanischen Küste, von welchen im folgenden Bande, im Zusammenhange mit dem Fortgange derselben, die Rede seyn wird. Nach einer acht und vierzigjährigen Regierung starb Johann, und hinterließ den Thron seinem Sohne Eduard I. (1433 bis 1438). Dieser wollte die Eroberungen in Africa fortsetzen, und schickte ein Heer unter der Anführung seiner Brüder Ferdinand und Heinrich zur Eroberung von Tanger ab. Aber die Portugiesen wurden durch

die überlegenen Streitkräfte der Mauren eingeschlossen, und erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zurückzugeben, freien Abzug, wofür der Infant Ferdinand als Geisel zurückblieb. Ceuta wurde nicht geräumt, weil die Cortes, trotz aller Bemühungen des Königs, ihre Einstimmung nicht geben wollten, und Ferdinand starb darüber nach sechs Jahren in harter Gefangenschaft*). Eduard's Sohn und Nachfolger Alfons V. war glücklicher, und eroberte 1471 Tanger. Daß es ihm mit der Erwerbung Castilien's nicht gelingen wollte, ist schon bemerkt.

---

68. Preußen.

Der Staat der Deutschen Ordensritter in Preußen, den wir erst am Ende der vorigen Periode haben ins Leben treten sehen (Th. V. S. 199.), durchlief in dem gegenwärtigen schnell seine Bahn, und sah eine Zeit hoher, herrlicher Blüthe, die aber nach kurzer Dauer in tiefen, bejammernswerthen Verfall überging.

Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts war Preußen so entschieden die wichtigste Besitzung des Ordens geworden, daß die Hochmeister zu der Ueberzeugung kommen mußten, ihr Sitz, den sie nach dem Verluste des heiligen Landes für einige Zeit in Venedig aufgeschlagen hatten, gehöre dorthin. Der Gedanke fand anfangs bei den Ordensgebietigern in Preußen, deren Wirksamkeit und Stellung durch die Anwesenheit des Hochmeisters verringert werden mußten, Widerspruch, und es entstand darüber eine Spaltung im Orden. Als aber der um diese Zeit erfolgte schreckliche Untergang des Tempelherrenordens die Gemüther mit einer bangen Ahnung von dem erfüllte, was auch ihnen ohne genügende Mittel zum Widerstande und ohne innere Einigkeit wol bevorstehen könne, fühlten sie das Bedürfniß, ihre Kräfte zu concentriren. Ohne Hinderniß verlegte nun der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 seinen Sitz nach Preußen und zwar nach der Marienburg. Diese war schon 1274 an einem trefflich gelegenen Orte begründet worden, jetzt erhoben sich neben dem Comthurhause noch zwei andere Burgen, deren mittlere als des Hochmeisters fürstliche Hofburg an Pracht, Kunst und Erhabenheit alle Ordenshäuser

*) Dieses tragische Schicksal Ferdinand's, der nachher heilig gesprochen wurde, hat dem Spanischen Dichter Calderon den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel „der standhafte Prinz" gegeben.

des Landes schon bei ihrem Aufbau bei weitem übertraf*). Der Ordenssenat in Preußen erhielt von diesem Augenblicke an erst seine rechte Bedeutung, wo das Haupt und die wichtigsten Glieder nicht mehr getrennt lebten, wo der innige Zusammenhang zwischen beiden die Wirksamkeit des Ganzen erst recht lebendig und kräftig machte. Die Regierung durch den Orden gewährte, so lange der Geist, in dem er gestiftet war, in ihm lebte, eigenthümliche Vortheile. Durch den strengen Gehorsam, welchen das Ordensgelübde dem Ritter gegen den Meister auferlegte, war dieser in den Stand gesetzt, schnell und nachdrücklich zu handeln. Das Generalcapitel, dem er verantwortlich war, hemmte seine Schritte nicht, wenn er das Gute und Rechte wollte und es auszuführen verstand. Als dieses Verhältniß sich änderte, trat auch der Verfall des Ordens unaufhaltsam ein.

Die Beschuldigungen von Selbstsucht, Grausamkeit, Tyrannei und Habsucht, welche dem Orden häufig gemacht worden sind, finden für die Zeit seines bessern Daseyns die eindringlichste Widerlegung durch den herrlichen Zustand, dessen sich das Land erfreute, wie er wahrlich nicht das Ergebniß einer despotischen Regierung seyn kann, am wenigsten, wenn der Staat in allen seinen Verhältnissen eine junge Schöpfung dieser Regierung ist. Während des vierzehnten Jahrhunderts, der schönen und glücklichen Zeit des Ordens in Preußen, herrschte im Lande großer und allgemeiner Wohlstand, blühten Ackerbau, Gewerbe und Handel. Schon am Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurden die, weite Strecken einnehmenden, Sümpfe an der Nogat und Weichsel mit unbeschreiblicher Mühe durch einen bewundernswürdigen Dammbau ausgetrocknet, und der so gewonnene Boden durch Anpflanzer und Bearbeiter in den fruchtbarsten von ganz Preußen verwandelt. Welche Hülfsmittel müssen den Regierern und Regierten zu Gebote gestanden, mit welcher Einsicht müssen sie sie benutzt haben, wenn sie im Stande waren, in wenigen Menschenaltern mehr als funfzig Städte, mehrere tausend Kirchen und Klöster zu erbauen! Die wichtigsten Handelsstädte des Landes, Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg, Kulm, Kö-

*) Es haben sich von dieser berühmten Burg noch sehr bedeutende Ueberreste erhalten, an welchen die Kenner den trefflichen Stil der Baukunst bewundern. Durch die Sorglosigkeit und den Mangel an Sinn späterer Zeiten ging dieses erhabene Denkmal schon der völligen Zerstörung entgegen, als es in unseren Tagen noch zu rechter Zeit gerettet und für seine Erhaltung besonders durch die Mitwirkung und Unterstützung eines edlen Fürsten auf würdige Weise gesorgt worden ist.

nigsberg, waren Glieder des Hanseatischen Bundes und nahmen an allen Vortheilen und dem großen Ansehn desselben Theil. Preußen war damals wol der einzige Staat in Europa, wo kein Faustrecht galt, wo Beleidigungen nicht durch eigenmächtige Thaten gerächt wurden, sondern Prälaten, Adel und Städte ihre Streitigkeiten vor die Regierung brachten, die Kraft genug besaß, ihr höchstes Ansehn geltend zu machen. Wie das vierzehnte Jahrhundert überhaupt die Periode der Kraft und des Gedeihens für den Ordensstaat ist, so ist in diesem wiederum die Zeit des trefflichen Meisters Winrich von Kniprode (1351—1382) die der schönsten Entfaltung dieser Blüthe, die goldne Zeit der Deutschen Ritter in Preußen. Alle Künste des Friedens gediehen, auch geistige Bildung und Gelehrsamkeit blieben nicht zurück.

Als Beherrscher eines Deutschen, mitten unter Slavischen, zum Theil sogar noch heidnischen, Völkern gelegenen Staates mußten die Ritter, um sich zu befestigen, nach Ausbreitung ihrer Macht und Erweiterung ihrer Grenzen streben. Dies gelang ihnen besonders durch den Ankauf von Pommerellen, Esthland und späterhin der Neumark, so daß die Herrschaft des Ordens sich in den Zeiten ihrer größten Ausdehnung von der Oder bis an den Finnischen Meerbusen erstreckte. Es schien die Bestimmung des Ordens zu seyn, dieses große Küstenland mit fortschreitender, für seine Selbständigkeit nothwendiger Ausbreitung auf immer bei Deutscher Bildung und Deutscher Oberherrschaft festzuhalten, und die Slavenvölker so auf das Binnenland zu beschränken, daß von ihren Angriffen nichts zu befürchten stehe. Wäre den Rittern dieses in seinem ganzen Umfange gelungen, so würde der Osten Europa's eine andere Geschichte haben. Aber ihre Kräfte, welche der Aufgabe schon vom Anfang an kaum gewachsen gewesen, waren, als dieselbe ungleich schwieriger geworden, am meisten freilich durch eigene Schuld, geschwächt und zerrüttet. Schon um das 1310 erworbene Pommerellen hatte der Orden mit Polen, welches Ansprüche darauf zu haben behauptete, Krieg zu bestehen, indeß leistete Kasimir der Große im Frieden zu Kalisch (1343) Verzicht darauf. Aber die Bezwingung Lithauen's, die dem Orden für die feste und sichre Verbindung von Preußen mit Kurland und Livland durchaus nöthig, auch, so lange die Lithauer noch im Heidenthum verharrten, im Sinne seiner Stiftung und Bestimmung Pflicht war, gelang ihm nie. Die Lithauer, ein rohes, streitbares, treuloses Volk, bewohnten ein Land voll undurchdringlicher Wälder und Sümpfe, welches die Angriffe ebenso schwierig

als gefährlich machte; von den Polen und Russen, welche die Vergrößerung des Ordens fürchteten, wurden sie bereitwillig unterstützt. Während des vierzehnten Jahrhunderts dauerte der verheerende, von beiden Seiten mit außerordentlicher Erbitterung geführte Krieg zwischen dem Orden und den Lithauern fast unaufhörlich fort, nur selten ward er durch Waffenstillstände unterbrochen. Seit Jagello mit seinem Volke zum Christenthum übergetreten war, hatte der Kampf aufgehört, Glaubenssache zu seyn, wodurch der Orden des Zuzugs von Deutschen Kreuzfahrern entbehrte. Schlimmer war, daß der ränkevolle, schlaue Jagello zugleich den Polnischen Thron bestieg (o. Abschn. 43.), und der Vortheil beider Völker nun enger verknüpft wurde. Auch hatte Jagello den Polen bei seiner Wahl versprochen, Kulm und Pommerellen wieder an das Reich zu bringen. Zwar erwarb der Orden in dieser Zeit noch Samogitien, und ein 1404 mit Jagello geschlossener Friede bestätigte ihn im Besitz desselben; aber ein bald darauf von Neuem ausbrechender Kampf, den der allzu kriegslustige Hochmeister Ulrich von Jungingen nicht vermied, wurde die große Schicksalswende für den Orden. Mit einem Heere von 142,000 Polen, Lithauern und Tataren und 21,000 Böhmischen und Deutschen Söldnern fiel Jagello in Preußen ein, Ulrich rückte ihm mit 83,000 Streitern entgegen. Am 15. Jul. 1410 geschah bei Tannenberg die verhängnißvolle Schlacht. Schon hatten sich die Lithauer, die den Angriff ihrer Gegner nicht zu ertragen vermochten, in wilde Flucht gestürzt, als die unbesonnene Hitze, mit welcher die Ordensschaaren die Flüchtlinge verfolgten, sie um alle Früchte der errungenen Vortheile brachte. Die Polen gewannen einen zwar durch sechzigtausend Gebliebene erkauften, aber höchst vollständigen Sieg, welcher die Macht des Ordens plötzlich von ihrer Höhe in einen Abgrund stürzte, aus dem er sich nie wieder bis zu der früher behaupteten Stufe emporrichten konnte. Vierzigtausend seines Heeres lagen erschlagen, unter ihnen der Hochmeister selbst und sechshundert Ritter. Von diesen waren wenig mehr als Greise und Jünglinge, kaum dem Knabenalter entwachsen, übrig. Viele glaubten des Ordens letzte Stunde gekommen, Angst und Besinnungslosigkeit stiegen so hoch, die Treue wankte so sehr, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger sich dem Feinde ohne Widerstand ergaben.

In der That wären die Früchte dieses Sieges für Polen schon damals weit größer gewesen, wenn Jagello ihn schneller und kräftiger benutzt, und wenn nicht unter die Erschreckten und Verzweifelten ein

Held getreten wäre, der mit ungebrochenem Mannesmuth und kühner Seele es auch jetzt noch unternahm, das Haupthaus wider den stolzen Feind, der schon mehr als die Hälfte aller Städte und Schlösser in seiner Gewalt hatte, zu vertheidigen und so dem Orden das Herz seines Daseyns, aus dem wieder frische Kraft in die Glieder strömen könne, zu erhalten. Es war dies Heinrich Reuß von Plauen, Comthur von Schwetz, dem Ulrich von Jungingen die Hut Pommerellen's anvertraut hatte, und der sich nun mit weniger Mannschaft in Marienburg warf, wo er sogleich zum Statthalter des Hochmeisters erwählt ward. Zum Glück kamen des Polenkönigs erste Schaaren erst am zehnten Tage nach der Schlacht vor der Feste an, so lange hatte das Heer auf dem Wahlplatze bei der Plünderung, auf dem Weiterzuge bei der Eroberung einzelner Städte und Burgen verweilt*). Während nun in der Nähe und Ferne brennende Dörfer die furchtbare Spur der verheerenden Lithauischen und Tatarischen Horden bezeichneten, während Verrath im Lande den belagernden Feind mit Zufuhren von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen unterstützte, leitete der Statthalter die Vertheidigung der Marienburg so tapfer und einsichtsvoll, daß der Feind ihm keinen Vortheil abzugewinnen vermochte. Die Anträge, die Heinrich machte, gegen bedeutende Aufopferungen den Frieden zu erhalten, wurden schnöde verworfen, bald aber fand Jagello Ursache, diesen Uebermuth zu bereuen. Sein Volk erlitt in den täglichen Gefechten großen Verlust, gefährliche Seuchen, durch schlechte Nahrung und die drückende Hitze erzeugt, brachten noch größern hervor. Mit diesen immer wachsenden Uebeln kämpfte Jagello, als er Nachricht erhielt, daß sich von der einen Seite her der Marschall von Livland mit einem starken Heere, von der andern Söldnerhaufen aus der Neumark und Pommern nahten, endlich auch, daß die Ungern in Polen eingebrochen seyen, denn König Siegmund hatte dem bedrängten Orden Hülfe zugesagt. Nichts blieb dem Könige übrig als die Belagerung, nachdem sie zwei Monate gedauert, aufzuheben und mit bitterm Unmuth über die getäuschte Hoffnung im Herzen zurück in sein Land zu ziehen. Bis auf wenige Burgen wurden den Feinden ihre Eroberungen sofort wieder abgenommen, und bald darauf Heinrich von Plauen durch einstimmige Wahl zum Meister des Ordens ernannt, den er durch seinen Muth und Geist vom Untergang gerettet hatte.

*) Voigt Geschichte Marienburg's, S. 270.

Im folgenden Jahre kam zu Thorn ein Friede mit Polen zu Stande, in welchem der Orden nur Samogitien und noch eine andere, unbedeutende Provinz verlor.

Aber die Heilung der tausend Wunden, welche der Krieg dem Lande geschlagen, blieb eine Aufgabe, deren Lösung unendlich größeren Schwierigkeiten als die Stiftung des äußern Friedens unterlag. Die Häuser des Landmanns waren niedergebrannt, sein Vieh geraubt, das städtische Gewerbe gehemmt. Der Staatshaushalt war völlig zerrüttet und die Verlegenheit um so dringender, weil dem Könige von Polen vertragsmäßig eine bedeutende Summe gezahlt werden mußte, auch Ungern und Böhmen Forderungen machten, und zahlreiche Söldnerführer ihren Lohn verlangten. Und der Orden selbst war keineswegs mehr der alte. Die Bande des Gehorsams waren erschlafft, die Strenge der Sitten, die Demuth verschwunden; Hochmuth, Zwietracht und Trotz rissen unter den Rittern mehr und mehr ein und untergruben den Grund, auf dem das ganze Ordenswesen gebaut war. Heinrich sah sich genöthigt, durchzugreifen, zu strafen, dem Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit, dem sich die Ritter ergaben, mit Ernst entgegen zu wirken. Die wachsende Geldnoth nöthigte ihn, die Kirchengefäße einzuschmelzen, von den Ordensgebietigern Alles, was noch entbehrlich war, einzufordern, alles Eigenthum, was über drei Mark an Werth ging, den Rittern abzunehmen, von dem Adel die früher vorgestreckten Gelder einzutreiben und dem Lande eine Schatzung aufzuerlegen. Aber diese Maßregeln erzeugten im ganzen Lande Unzufriedenheit, und in Verbindung mit jener Strenge zur Wiederherstellung der alten Zucht bei den Ordensrittern einen Haß gegen den Meister, welchem er endlich erlag. Sein durch die Umstände gebotenes oft rasches und entschiedenes Verfahren gab Anlaß, ihn des Strebens nach Eigenmacht und Willkür anzuklagen, seine Duldsamkeit gegen Wiklefiten und Hussiten ihm Ketzerei zur Last zu legen. Damit meinten seine Feinde das Absetzungsurtheil, welches sie 1413 über ihn aussprachen, gerechtfertigt. Er wurde erst als Comthur nach Engelsberg gesandt, da man ihn aber hier noch nicht tief genug erniedrigt glaubte, ward er heimlicher Einverständnisse mit dem Polenkönige beschuldigt und mußte den Rest seines Lebens, noch funfzehn Jahre, in einsamer und strenger Haft zubringen.

Dieser schnöde Undank gegen den Retter des ganzen Staates zeigt deutlich, daß der Orden seinen Fall verdiente, daß in der Mehrheit

seiner Glieder die Gesinnung nicht mehr lebte, aus der allein eine dauernde Wiederherstellung der frühern Macht hätte hervorgehen können. Zwietracht und Parteiung herrschten in seinem Innern, genährt besonders durch den Beifall, welchen viele Ritter den Lehren der Hussiten über Kirche und Priesterthum schenkten, und darum von den Anhängern des alten Glaubens hart angefeindet wurden. Bald begannen die Kämpfe mit Polen wieder, und zur Abhülfe des noch herrschenden Elends im Lande konnte nichts geschehen. Der Schatz war erschöpft und doch mußten stets Söldner gehalten und bezahlt werden, denn auch zur Besetzung der Burgen reichte die Zahl der Ritter nicht mehr hin. Ihre Blüthe war bei Tannenberg erschlagen, der Ersatz war um so schwieriger, weil die Zeit des lockenden Reizes geistlich-ritterlicher Vereine vorüber war. Und in diesen Tagen der Noth um Männer rafften noch furchtbare Seuchen eine große Zahl der Ordensbrüder hin. So viel Noth und Jammer im Lande steigerten den Mißmuth der Bewohner, die schweren Schatzungen die Unzufriedenheit mit der Herrschaft des Ordens, der des Verderbens in seinem Innern wegen weder so geachtet noch so gefürchtet wurde, als früher. In den Ständen trat der Gedanke, daß ihnen Vertretung und Antheil an der Regierung eben so sehr gebührten, als dem Ganzen nöthig wären, immer lebhafter hervor. Der Hochmeister Paul von Rußdorf kam ihnen entgegen, er glaubte das Land mit dem Orden durch eine Einrichtung, welche jenem Verlangen entsprach oder doch zu entsprechen schien, am sichersten zu versöhnen. Es wurde daher 1430 ein großer Landesrath eingesetzt, der außer dem Hochmeister und sechs seiner Gebietiger aus sechs Prälaten, sechs Landesrittern und sechs Bürgern aus den Städten, sämmtlich vom Hochmeister gewählt, bestand. Aber das Volk fühlte sich durch diese Gewährung, die den Städten keine sichere und bestimmte Wirksamkeit darbot, nicht erleichtert, vielmehr stieg die Unzufriedenheit über den Druck des Ordens immer höher. Wegen einiger Zölle entstanden mit den Städten Streitigkeiten, welche die Erbitterung nährten; besonders war die bedeutende und einflußreiche Stadt Danzig aufgebracht, daß die Ritter, der Ordensregel zuwider, selbst Handel trieben und ihr dadurch Abbruch thaten. Die Gesuche um Abstellung der Beschwerden wurden immer dringender. Zur Berathung über diese wichtigen Punkte hielt der Hochmeister 1440 ein Capitel, in welchem aber über die Frage, ob man dem drohenden Uebel durch Strenge oder durch Nachgiebigkeit

zuvorkommen solle, eine so heftige Spaltung entstand, und so wilde Zwietracht tobte, daß der Meister, um sein Leben zu retten, nach Danzig floh. Da traten denn die Landesritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zum Schutze ihrer Freiheit und zur Abhülfe ihrer Beschwerden einen Bund, der Preußische genannt, welchen der Meister genehmigen mußte. Sein Nachfolger, Konrad von Erlichshausen (1441—1449), bemühte sich, durch Mäßigung, kluges Nachgeben und Festigkeit des Willens in gerechten Dingen die aufgereizten Gemüther zu beruhigen und den Geist der Unruhe und Unzufriedenheit zu beschwören. Er erwarb sich in der That bei den Ständen Liebe und Vertrauen, gewann die Bundeshäupter vorzüglich aus den Landesrittern wieder mehr und brachte zwischen diesen und den Städten eine gewisse den Absichten des Ordens sehr förderliche Spaltung zuwege. So hätte wol der Bund in sich zerfallen mögen, aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensritter verdarb Alles wieder. Als die Ritterschaft und die Städte hierin die fortdauernden feindseligen Gesinnungen des Ordens wider sie erkannten, zogen sie das locker gewordene Band ihrer Einigung wieder enger zusammen.

Der Tod des trefflichen Konrad entschied für die Befestigung und Erweiterung des Bundes noch mehr. Denn sein Vetter und Nachfolger, Ludwig von Erlichshausen, ein leidenschaftlicher, harter und doch schwankender und schwacher Mann, der ganz von fremden Einflüssen abhing, gab dem unweisen, die Umwandlung der Verhältnisse und ihre unabweisbaren Forderungen völlig verkennenden, Rathe Gehör, die Bahn seines Vorgängers zu verlassen und den Bund des Landes gewaltsam zu zerstören. Aber die Anstalten dazu belebten den Willen und erhöhten die Kräfte der Bedrohten. Die Glieder der Eidechsen-Gesellschaft, eines schon viel früher gegen den Druck des Ordens geschlossenen Vereins des Landadels, griffen jetzt besonders thätig ein*); Hans von Baisen, ein erfahrner, tapfrer und weltkluger Mann, früher im Dienst des Ordens und Mitglied des engern Raths des Hochmeisters, und als solcher mit allen Verhältnissen des Ordens und den Gesinnungen der Gebietiger genau bekannt, trat zum Bunde über und bald an die Spitze desselben. Mit Polen wurden geheime Einverständnisse angeknüpft. Indeß war der Streit an den Kaiser gebracht

*) Voigt Geschichte der Eidechsen-Gesellschaft. S. 59.

worden, und Friedrich III. entschied 1453, daß der ständische Bund widerrechtlich geschlossen sey und sich auflösen solle. Aber dies Kaiserwort verhallte ohnmächtig, die Stände warfen dem Orden vor, daß er das ungerechte Urtheil für achtzigtausend Floren erkauft habe, und die nächste Folge desselben war eine Gesandtschaft des Bundes an den König Kasimir III. von Polen des Inhalts, daß die Lande und Städte Preußen's ihn zu ihrem Herrn erkoren hätten. Kasimir nahm das Erbieten an, und sicherte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Anfange des nächsten Jahres dem Meister und seinem Orden Gehorsam und Treue aufkündigte (Febr. 1454). Der Krieg begann sofort, mit großen Erfolgen des Bundes; bald zog auch König Kasimir mit mächtigen Heerschaaren in's Ordensland, und suchte mit mancherlei lockenden Verheißungen von großen Privilegien und Freiheiten, die nachmals vielfach gebrochen und verletzt wurden, das Land zur Beharrlichkeit beim Abfall vom Orden zu ermuntern. Dreizehn Jahre währte der heftige, höchst verwüstende und von Seiten der Ritter bei geringen Mitteln mit großer Anstrengung geführte Kampf, an deren Ende der Orden so gänzlich erschöpft war, daß er in dem am 19. October 1466 zu Thorn geschlossenen Frieden Bedingungen eingehen mußte, die ihm seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit raubten und zu fortwährender kläglicher Ohnmacht verdammten. Denn Pommerellen, Kulm, Michelau, die Städte und Gebiete von Marienburg, Stuhm, Christburg und Elbing, so wie das Bisthum Ermland wurden nach Ertheilung eines Freiheitsbriefes, welcher den Ständen bedeutende Rechte zusicherte, gänzlich mit Polen vereinigt, den Rest von Preußen behielt der Orden, aber unter Polnischer Oberhoheit; der Hochmeister, der nach dem schmählichen Verlust des einst so glanzvollen Haupthauses Marienburg seinen Sitz nach Königsberg verlegte, mußte fortan dem Könige von Polen als seinem Lehnsherrn huldigen. Die Zerstörung, die der Krieg in Preußen hervorgebracht, war unermeßlich. Vor dem Anfange desselben zählte das Land 21,000 Dörfer, nach dem Friedensschlusse nur noch 3013; in den Städten war die Bevölkerung außerordentlich zusammengeschmolzen. Und doch hätten diese Wunden, wie schwer und tief sie waren, geheilt werden, die Kraft und Blüthe des Landes hätten aus seinem Boden und der bequemen Lage zum Handel wieder emporsteigen mögen, wenn die tieferen Schäden nicht gewesen wären, die Trennung des seiner Natur nach Zusammengehörenden, das Eindrängen einer fremden Nationalität, die Abhängigkeit von einem

fremden Herrscher. An diesen Uebeln krankte Preußen, und sein Glanz ging unter für Jahrhunderte, bis ein durch Sprache, Sitten und Gefühlsweise dem Volke verwandtes Herrschergeschlecht ihn wieder hervorrief und Land und Volk zu neuem Leben erweckte.

---

69. Die Skandinavischen Reiche.

Dänemark wurde aus dem Zustande der Zerstückelung und Ohnmacht, in welchem wir es verlassen haben (Th. V. S. 276.), durch Waldemar III. (1340—1375) gerissen. Als dieser König (der von dem Sprichworte „Morgen ist wieder ein Tag", das er im Munde führte, den Beinamen Atterdag erhalten hat) die Regierung antrat, war das Reich unter sechs Besitzer getheilt, und sein Antheil so klein, daß der Ertrag desselben kaum zu seinem Unterhalte hinreichte. Aber mit unermüdeter Thätigkeit erreichte er endlich seinen Zweck, die getrennten Landschaften zu vereinigen, und in dem Ganzen Friede und Ordnung wiederherzustellen, trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm innere und äußere Feinde entgegensetzten. Während der Zerwürfnisse, die unter den Nachkommen Waldemar's II. das Reich zerrüttet hatten, war das Ansehen des Adels immer höher gestiegen, und die schwachen Könige hatten ihm wiederholt große Vorrechte zugestehen und bestätigen müssen. Waldemar's Thätigkeit und kraftvolles Auftreten erschreckte die Herren, und diese Besorgniß brachte sie endlich unter die Waffen, aber der König schlug die Empörer bei Glamberg (1357), und trotz der Unterstützung, welche sie darauf von den Herzogen von Sachsen-Lauenburg und den Fürsten von Mecklenburg erhielten, zwang er sie im Jahre 1360 zum Gehorsam. Als die Ruhe im Innern einiger Maßen gesichert schien, machte er Anstalten, die dem Reiche entfremdeten Provinzen wiederzugewinnen. Schonen, Holland und Bleckingen, längst ein Besitzthum Dänemarks, hatten sich in der Zeit der Auflösung dieses Reiches in Schwedischen Schutz begeben, jetzt aber schienen unruhige Bewegungen in jenem Lande eine günstige Gelegenheit zur Eroberung derselben darzubieten.

In Schweden hatte nach des Jarl Birger Hintritt gegen seinen Sohn Waldemar dessen Bruder Magnus Empörung erhoben, welcher mit des Ersteren Resignation endete (1273). Danach herrschte Magnus gewaltig über Schweden. Aber die Vorzüge, welche er den Aus-

ländern, die er in großer Zahl in das Land zog, bewilligte, erregten den Unwillen der einheimischen Großen und der eigenen Familie des Königs, der Folkunger. Magnus schreckte die Empörer durch blutige Strenge und fuhr in seinen Bemühungen fort, durch Umgestaltung der bisherigen Verhältnisse sein Reich den übrigen Staaten Europa's anzunähern. Um die Macht der alten Häuptlingsgeschlechter in den einzelnen Landschaften zu brechen, bewilligte er jedem, der sich Pferd und ritterliche Waffen halten konnte, um dem Aufgebote des Königs Folge zu leisten, Freiheit von allen öffentlichen Abgaben und Lasten und bildete hiedurch einen zahlreichen Herrenstand, der sich durch dieses Vorrecht und durch größeren Besitz vor den übrigen Freien auszeichnete. In derselben Weise wurde die Geistlichkeit begünstigt, deren Ansehen bisher noch auf schwächeren Grundlagen beruht hatte, als in anderen Staaten der Christenheit. Nach Magnus' Tode (1290) folgten wiederum Bruderkriege unter seinen Söhnen. Endlich gelang es dem ältesten, Birger, die beiden übrigen gefangen zu nehmen. Er ließ sie zu Nyköping, wo er Hof hielt, in den Schloßthurm werfen und hier verhungern (1317). Aber ihre Anhänger empörten sich, Birger mußte aus dem Lande fliehen, und am Johannistage des Jahres 1319 traten zu Upsala die Großen des Reiches, die Bischöfe, der Adel, Abgeordnete der Bürger aus den Städten (deren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hier zuerst erwähnt wird) und der Bauern, vier aus jedem Gerichtsdistrict, zur Wahl eines neuen Königs zusammen, und erhoben den dreijährigen Sohn des verhungerten Erich, Magnus Smek. Bald danach sah der Knabe noch eine zweite Krone auf seinem Haupte. Schon das Jahr vorher war mit Hakon VI., Magnus' VII. (Th. V. S. 274.) Sohn, die Nachkommenschaft Harald Harfagr's (Th. IV. S. 341.) in Norwegen erloschen. Hakon's Tochter Ingeburg war mit Erich, Magnus Smek's Vater, vermählt gewesen, und die Norweger erwählten ihn bald nach jener Versammlung zu Upsala auch zu ihrem Könige. Während seiner Minderjährigkeit sollten zwölf Reichsräthe die Regierung verwalten. Als der Knabe herangewachsen war, erregte seine Sorglosigkeit und Verschwendung in beiden Reichen große Unzufriedenheit. Schon 1345 hatte er seinem jüngern Sohne Hakon die Nachfolge in Norwegen versprechen müssen, (der ältere Erich sollte nach seinem Tode den Schwedischen Thron besteigen) und sieben Jahr danach zwangen ihn die Norweger, sogleich die Regierung seinem Sohne zu überlassen. Bald darauf folgten die

Schweden diesem Beispiele, indem sie Erich auf den Thron erhoben. Darüber entbrannte hier ein Krieg zwischen Vater und Sohn. Waldemar von Dänemark verbündete sich insgeheim mit dem Ersteren, um diese Unruhen zu seinem Vortheil zu benutzen. Er brach 1359 in Schonen ein, und machte im folgenden Jahre reißende Fortschritte. Auch die Inseln Oeland und Gothland wurden erobert. Diese Vorfälle brachten eine große Verbindung gegen Waldemar zu Wege. Vor allen fürchtete die Hanse, durch das Emporkommen Dänemark's ihr Handelsübergewicht im Norden zu verlieren. Mit den Städten vereinigten sich der kaum von Waldemar unterworfene Graf von Holstein, der Herzog von Mecklenburg und der König Hakon von Norwegen. Indeß gewann Waldemar im Jahre 1362 den Letzteren für sich, indem er ihm seine Tochter Margaretha verlobte, und unterlag Keinem außer den Hanseaten, denen er im Frieden nicht nur alle Handelsrechte bestätigen und vermehren, sondern auch Schonen auf funfzehn Jahr einräumen mußte (1370. vgl. S. 60.).

Inzwischen war Erich in Schweden gestorben, und das Volk rief an seiner Stelle, gegen Magnus Smek, Hakon VII. von Norwegen herbei. Als dieser sich aber mit seinem Vater versöhnte, die Unzufriedenen aus dem Lande trieb und seine Vermählung mit Margaretha von Dänemark, welche die Schweden aus Haß gegen die Dänen mit Unwillen sahen, dennoch vollzog, wählte ein großer Theil des Volkes den Herzog Albrecht von Mecklenburg, einen Enkel des ersten Magnus von weiblicher Seite, zum Könige. Trotz der Unterstützung Waldemar's verloren Hakon und Magnus Smek gegen Albrecht die Schlacht bei Enköping (1365). Magnus wurde gefangen, und Hakon mußte sich nach Norwegen zurückziehen, von wo aus er den Krieg noch eine Zeit lang fortsetzte, während sein Bundesgenosse Waldemar durch die vereinigten Waffen Albrechts und der Hanse, so wie durch einen gleichzeitigen Aufstand des Adels in Jütland mit vollständiger Vernichtung bedroht war, welcher er nur durch die eben erwähnte Versöhnung mit der Hanse entging. Schonen hatte er glücklich gegen Albrecht behauptet. Als er im Jahre 1375 starb, wurde Hakon's von Norwegen und Margaretha's Sohn Olaf, obschon derselbe erst fünf Jahre zählte, mehreren anderen Bewerbern vorgezogen und zum Könige erwählt, für welchen seine Mutter die Regentschaft erhielt. Nach dem Tode ihres Gemahls (1380) wurde Margaretha auch in Norwegen mit dieser Würde bekleidet. Ja da ihr Sohn sehr früh starb

(1387), ward sie in beiden Ländern, wie wol noch nie ein Beispiel der Art gewesen, als Königin anerkannt.

König Albrecht in Schweden hatte eine große Partei gegen sich, welche für Hakon gewesen war, und vermehrte deren Stärke, als er sich nach dem Frieden mit Dänemark unbesorgt verschwenderischen Genüssen ergab, und sich den Adel durch unverständige Maßregeln entfremdete. Bei dieser Lage der Dinge erwachte in Margarethen der Gedanke, auch die Schwedische Krone zu erringen. Diesen Absichten kam der unzufriedene Schwedische Adel entgegen, und im Vertrauen auf dessen Unterstützung rückte Margaretha 1388 aus Halland mit einem Heere in Westgothland ein. In übermüthiger Verachtung der gefährlichen Feindin, welche er den König Hosenlos nannte, schickte ihr Albrecht einen Wetzstein, um ihre Nadeln zu schärfen, aber der Tag bei Falköping (11. Sept. 1389) entschied gegen ihn. Er wurde mit seinem Sohne und vielen Mecklenburgischen Rittern gefangen. Indeß war mit diesem Siege noch nicht Alles gewonnen. Die Herzoge von Mecklenburg und einige Hansestädte verfochten des gefangenen Königs Sache; auch war Stockholm noch in den Händen seiner Söldner. Die Mecklenburgischen Seestädte eröffneten allen denen eine Freistätte, die die nordischen Küsten und Meere unsicher machen wollten. Unter dem Vorwande, das belagerte Stockholm zu verproviantiren, wovon sie den Namen Vitalienbrüder erhielten, trieben dieselben überall Seeräuberei und vermehrten sich späterhin so, daß die Hanse diese Freibeuter nur mit großer Mühe bezwingen konnte. So dauerte der Kampf beider Parteien noch sechs Jahre fort. Aber noch ehe die Verwirrung gänzlich gelöst war, und Albrecht seinen Ansprüchen entsagt hatte, schritt Margaretha schon zur Ausführung ihres großen Plans, die Vereinigung der Nordischen Reiche dauernd zu bewirken. Nachdem sie jedes der drei Länder bewogen hatte, den Enkel ihrer Schwester, den Herzog Erich von Pommern, als ihren Nachfolger anzuerkennen, versammelte sie die Stände derselben 1397 zu Calmar, ließ dort Erich mit großer Pracht zum König krönen, und bewirkte den Abschluß der berühmten Union, welche von dieser Stadt den Namen führt. Die Skandinavischen Reiche sollten von nun an nur Einen Herrscher haben, den sie bei jeder Thronerledigung mit gemeinschaftlicher Ueberlegung zunächst aus den Söhnen des verstorbenen Königs zu wählen hätten. Jedes Reich sollte nach seinen eigenthümlichen Gesetzen und mit Zuziehung seiner Reichsräthe regiert werden; im Fall eines Krieges sollten sie ver-

pflichtet seyn, einander mit aller Macht beizustehen. Eine solche Verbindung schien das Ende aller Kriege zwischen den stammverwandten Völkern, und dem vereinigten Skandinavien ein künftiges großes Gewicht in Europa zu verheißen, aber diese Hoffnungen blieben unerfüllt; denn was durch den Vertrag zu Stande gebracht war, war keine innere Verbindung der Völker, in der das Gefühl ihrer volksthümlichen Besonderheit untergegangen wäre, es war höchstens eine äußere, die vorläufig ein friedliches Verhältniß unter ihnen erzeugte.

Und auch dieses dauerte nur, so lange Margaretha lebte. Nach ihrem Tode (1412) zeigten sich unter der Regierung Erich's bald feindselige Reibungen zwischen Schweden und Dänemark. Das erstere Land fand sich schon dadurch, daß der Hauptsitz des Königs in Dänemark blieb, beleidigt, weil auf solche Weise der Schein einer Abhängigkeit von diesem Reiche erzeugt ward. Erich selbst war ein Mann ohne ausgezeichnete Eigenschaften, und seine verständige Gemahlin Philippa, Tochter des Königs Heinrich IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zugesellt, riß der Tod früh von seiner Seite. In Schweden brach zuerst unter der Anführung eines kühnen Mannes Namens Engelbrecht eine Empörung aus. Man klagte über die Gewaltthätigkeit der Vögte, über die Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, über die Abwesenheit Erich's, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde. Es ward daher dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, und Engelbrecht zum Verweser des Reiches erwählt (1435). Nachdem Erich einige Zeit versucht hatte, diesen Sturm zu beschwichtigen, ermattete er in seiner Thätigkeit und Anstrengung so sehr, daß er sogar Dänemark freiwillig verließ, um mit seinen Schätzen und einer Geliebten auf der Insel Gothland ungestört leben zu können. Nun kündigten ihm auch die Dänen den Gehorsam auf, und riefen, ohne die beiden andern Reiche zu fragen, seiner Schwester Sohn, den Herzog Christoph von Baiern, auf ihren Thron (1439). Norwegen schloß sich ihnen an, endlich auch Schweden, weil die eifersüchtigen Großen zuletzt lieber einem Fremden huldigten, als einem Einheimischen. Engelbrecht hatte durch den Haß des Adels gegen sein Ansehen einen gewaltsamen Tod gefunden, aber Karl Knutson, der dann aus der Mitte jenes Standes zum Reichsmarschall erhoben worden war, wurde diesem bald ebenso lästig, und sein Streben nach der Krone hatte die Besorgniß der Herren erregt.

Christoph suchte vor Allem die Geistlichkeit, besonderns in Schwe-

den, zu gewinnen, weil diese die Union am meisten wünschte und beförderte, und dagegen die Hanseaten, vorzüglich das Haupt derselben, die Stadt Lübeck, zu demüthigen, weil diese die innigere und festere Vereinigung der drei Nordischen Reiche auf alle Weise zu verhindern suchten. Aber sein frühzeitiger Tod (1448) störte die Vollendung dieser Zwecke. Die Schweden wählten jetzt, statt der Union treu zu bleiben, nach vielen Streitigkeiten den Reichsmarschall Karl Knutson zu ihrem Könige, während die Dänen und die ihnen zuletzt beistimmenden Norweger dem Grafen Christian von Oldenburg ihre Krone antrugen. Es wurden manche vergebliche Unterhandlungen gepflogen, wobei unter andern vorgeschlagen ward, daß, wenn einer der beiden Herrscher sterben würde, sein Land sich dem überlebenden Herrn unterwerfen sollte, um so für die Zukunft wenigstens die Union wieder herbeizuführen. Da indeß Karl in Schweden die Geistlichkeit mit Einziehung mehrerer Güter bedrohte, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so nahm dieselbe sogleich eine feindliche Stellung gegen ihn, und ein Theil des Adels, an dessen Spitze die mächtigen Geschlechter Wasa und Oxenstierna standen, verband sich mit ihr. Der Erzbischof von Upsala, Jöns Bengtson Oxenstierna, das Haupt der Mißvergnügten, kündigte dem Könige Karl den Gehorsam auf. Karl, der durch den Druck der Abgaben auch die Zuneigung des Volks verloren hatte, verließ das Reich und flüchtete nach Danzig (1457).

Der Erzbischof und die siegende Partei riefen nun den König von Dänemark herbei, und Christian erschien in Stockholm. Er ward als König von Schweden zu Upsala gekrönt, und die Union zwischen den drei Reichen erneuert und bestätigt. Aber auch diesmal blieb die Vereinigung ohne Bestand. Als sich der König mit Jöns Bengtson, dem er die Krone verdankte, über die Auflegung einer neuen Steuer, welcher der Erzbischof widersprach, entzweite, und ihn gefangen setzen ließ, trat die ganze Schwedische Geistlichkeit gegen ihn auf, und fand Unterstützung bei den Bauern, welche schon wieder durch den Druck der Abgaben empört waren. Diese Umstände benutzten die Freunde Karl's, ihn zur Rückkehr einzuladen. Er folgte ihrer Aufforderung und erschien in Stockholm (1464). Christian setzte nun sogleich den gefangenen Erzbischof in Freiheit, da er den Haß desselben gegen Karl kannte. Damit erreichte er den Sturz seines Gegners, denn der Erzbischof brachte Karl'n bald so in's Gedränge, daß dieser abermals allen Ansprüchen auf die Regierung entsagen und Schweden räumen mußte

(1465). Aber die Absicht, sich selbst wieder auf den Schwedischen Thron zu bringen, verfehlte Christian. Der Erzbischof, dessen eigentliche Zwecke unbekannt sind, war wenigstens eben so sehr Christian's als Karl's Feind, und das Land ward daher von drei Parteien zerrüttet und verwüstet. Aber selbst als der Erzbischof gestorben (1469), und auch der schon früher abermals nach Schweden zurückgekommene Karl ihm im Tode gefolgt war (1470), konnte Christian seinen Zweck nicht durchsetzen. Als er einen neuen Versuch machte, sich mit den Waffen in der Hand den Thron zu erzwingen, erlitt er auf dem Brunkeberg bei Stockholm eine blutige Niederlage durch Sten Sture, einen alten Anhänger Karl's und jetzigen Reichsverweser (1471).

Christian, der, wenn irgend Einer, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gewiß vorzüglich befähigt war, die Verbindung der drei Reiche zu gründen und zu behaupten, gab nun alle weitere Versuche, die Schwedische Krone mit Gewalt zu erringen, auf, eröffnete aber Unterhandlungen, um vielleicht auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, ja um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ließ er sich vom Dänischen Reichsrathe eine Versicherung ausstellen, daß er Alles angewandt habe, um die Trennung der Union zu verhindern. Die Erreichung dieser Absichten mußte er bei seinem Tode (1481) seinem Sohne Johann überlassen, dem es auch wirklich gelang, durch den sogenannten Calmarischen Receß, in welchem dem Adel Schweden's große Vorrechte bewilligt wurden, dieses Reich wieder zum Beitritt zur Union zu bringen. Die folgende Geschichte wird aber lehren, daß auch jetzt keine dauernde Verbindung entstand. Statt der Vortheile, welche die innere Entwickelung der Nordischen Völker, ihr Handel und ihre äußere Sicherheit aus dieser Vereinigung hätten ziehen können, erzeugte sich nur störender Krieg und ein immer wachsender eifersüchtiger Volkshaß.

---

70. Rußland.

Das harte, schmachvolle Joch der Mongolen (Th. V. S. 282.) lastete noch lange Zeit auf Rußland. Die Fürsten, unter sich uneinig und in steten Fehden wider einander, wurden von den Chanen von Kaptschak völlig wie Unterthanen behandelt. So forderte der Chan Usbek (ein unter den Seinen so hochgefeierter Fürst, daß sich sein Volk nach ihm

Usbeken nannte) den Großfürsten von Wladimir Michael II. Jaroslawitsch vor sich, weil er von seinem Neffen, der ihm den Thron streitig machte, der Vergiftung einer Tatarischen Fürstentochter angeklagt worden war, und ließ ihn martervoll hinrichten (1318). Die Ohnmacht, die aus einem solchen Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Spaltung hervorgehen mußte, benutzte Gedimin, der Herrscher der Lithauer, deren Macht sich um diese Zeit bedeutend erhob (vergl. S. 173.). Nach einem Siege über einige verbündete Russische Fürsten eroberte er die alte Hauptstadt Rußland's, Kiew, und den größten Theil des dazu gehörigen Großfürstenthums (1320). Der Herrschersitz des Großfürstenthums Wladimir kam um diese Zeit nach Moskau, welches sich dadurch zur Hauptstadt von ganz Rußland erhob.

Indeß begannen mit Usbek's Tode (1341) blutige Streitigkeiten um die Erbfolge in der Kaptschakischen Horde, welche das Zerfallen ihrer Macht zur Folge hatten und dadurch die Erlösung Rußland's vorbereiteten. Seine Fürsten wagten schon offenen Kampf wider die Tataren, und ein Sieg, den der Großfürst Dimitrij Iwanowitsch 1380 in der Nähe des Don über den Tatarenfürsten Mamai gewann, der ihm den Beinamen Donsky erwarb, ist als die Morgenröthe des neuen Tages zu betrachten, der für Rußland zu dämmern anfing. Und wiewol der Chan Toktamisch, der die frühere Herrscherlinie verdrängt hatte, bald darauf Moskau eroberte, einäscherte und seine Bürger erschlug oder in die Gefangenschaft führte, so war doch die zur Unabhängigkeit führende Bahn den Russischen Fürsten gewiesen. Timur's Züge gegen Toktamisch, die mit dessen Entthronung endigten, schwächten die Kraft des Chanats noch mehr. Die Mongolen waren bis in die Nähe von Moskau gekommen.

Der Großfürst Iwan III. Wassiliewitsch verfolgte den von Dimitrij eingeschlagenen Weg mit Kühnheit und Glück. Vorgearbeitet war ihm durch die allmählige Zusammenschmelzung vieler ehemaligen Fürstenthümer mit Moskau, indem ihre Gebieter entweder verstorben, oder beraubt, oder durch die Beherrscher von Kaptschak des Besitzes verlustig erklärt worden waren. Er bestieg den Thron (1462) mit dem Vorsatze, sich Alles, was ihm von Rußland noch nicht gehörte, zu unterwerfen. Nachdem er sich an Kasan versucht, wandte er sich gegen Nowgorod, welches durch seinen Handel zu einer Selbständigkeit gelangt war, gegen welche die vorigen Großfürsten niemals etwas Dauerndes hatten ausrichten können. Es soll Heere von dreißigtausend

Reitern ins Feld gestellt haben. Iwan aber schlug die Nowgoroder dennoch, brachte sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit, und, als sie nach einigen Jahren Abfall versuchten, zur völligen Unterwerfung (1478). Die Stadt verlor ihre freie Verfassung und Selbständigkeit, Iwan führte die große Glocke von dannen, mit welcher die Bürger zur Versammlung berufen wurden. Späterhin versetzte er über tausend der vornehmsten Nowgorodischen Familien in andere Städte. Nach einem solchen Zuwachse an Macht glaubte er den offenen Kampf mit dem Chan von Kaptschak, dem er noch 1476, aber zum letzten Male, Tribut gezahlt hatte, nicht mehr scheuen zu dürfen. Die Folge des Krieges war, daß die Horde von Kaptschak gänzlich zerstört ward (1480); allerdings weniger durch die Tapferkeit der Russen, als durch innere Zwistigkeiten. Die Russischen Theilfürsten, die noch vorhanden waren, konnten nur noch als Unterthanen betrachtet werden. Iwan sah ein, daß die so gegründete Macht und Unabhängigkeit Rußland's nur durch fortwährende Einheit des Staats erhalten werden könne. Daher gab er das Gesetz der Untheilbarkeit und legte sich den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland bei. In der That war, mit dem Zuwachs an Macht nach Außen, der Großfürst auch nach Innen unumschränkter geworden, und die Mongolen hatten während ihrer zwei und ein halbes Jahrhundert langen Herrschaft den Fürsten Gehorsam innerhalb ihrer Gebiete verschafft.

Die Cultur Rußland's war noch völlig in der Kindheit, das Volk roh und barbarisch. Das Heer bestand fast nur aus Reitern, welche Bogen, Aexte und Streitkolben führten; die Vornehmen, die in kostbaren Harnischen prangten, hatten Wurfspieße, Lanzen und Dolche. Der Anbau des Landes war dürftig, an der Waga und Dwina der Gebrauch des Brotes fast unbekannt. Des Handels hatte sich die Hanse zu bemächtigen gewußt; sie hielt ihn, wie überall im Norden, in engen Fesseln. Künste und Wissenschaften lebten nur in geringen Spuren. Iwan III. war bemüht, das Volk in Kenntnissen den Europäern zu nähern. Er erbat sich vom Kaiser Friedrich III. durch eine Gesandtschaft Erzkundige, Land- und Kriegs-Baumeister, Feuerwerker und Silberarbeiter. Unter den Fremden, die er ins Land zog, wird Aristoteles von Bologna genannt, ein Baumeister und Stückgießer, der in Moskau Gebäude aufführte, Geschütz gießen lehrte und das Münzwesen verbesserte. Die Sitten waren noch so wenig Europäisch, daß das weibliche Geschlecht in orientalischer Herabwür-

digung und Abgeschiedenheit gehalten ward. Eine geräumige, ausgeschmückte Wohnung gehörte nicht einmal zum Bedürfnisse der Reichen. Sie lebten in niedrigen, mit Schindel und Stroh gedeckten Blockhäusern, deren Fugen mit Moos verstopft waren, und die Zimmer enthielten kein anderes Geräth, als einfache hölzerne Tische und Bänke; die wenigsten hatten Kamine. Nicht viel schlechter, nur enger und unsaubrer, waren die Rauchstuben des gemeinen Volkes *).

71. Große Erfindungen.

Während der äußerste Osten Europa's noch auf diesen niedrigen Stufen der Cultur verharrte, ging der Westen durch mannichfache Anregungen der Geister, durch den beschleunigten Fortschritt aller Kenntnisse, durch tief greifende Veränderungen im Staatsleben und durch bedeutende Erfindungen einer neuen Entwickelung der Bildung und des ganzen geistigen Daseyns der Völker entgegen. Vier solcher großen Erfindungen sind es, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, theils als neu gemachte, theils als früher schon gekannte, aber nun erst ausgebreitete und allgemein angewandte, besonders dazu beigetragen haben, der Europäischen Menschheit eine veränderte Gestalt zu geben, und einen neuen Aufschwung herbeizuführen: der Compaß, das Schießpulver, das Leinenpapier und die Buchdruckerkunst.

Wann die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, zuerst beobachtet und auf die Schifffahrt angewandt wurde, ist unbekannt, wie die Geschichte so vieler anderen Entdeckungen in Jahrhunderten, welche um die Kenntniß der Nachwelt von ihren Thaten noch wenig bekümmert waren. Die gewöhnliche Meinung nennt Flavio Gioja (oder, wie er eigentlich hieß, Gisia) von Amalfi im vierzehnten Jahrhundert als Erfinder. Es gibt aber Spuren, die viel weiter zurückführen **); und es ist wahrscheinlich, daß Gioja nur Verbesserungen an dem schon Vorhandenen angebracht hat. So hat denn der Compaß den bisher unzugänglichen Ocean eröffnet und die Entdeckung ferner Erdtheile möglich gemacht.

Ueber die Erfindung des Schießpulvers, das eine ebenso große

*) Ewers Geschichte der Russen. Th. I. S. 213 fg.

**) Hüllmann Städtewesen des Mittelalters Th. I. S. 126 fg.

Veränderung auf dem Gebiete des Krieges, als der Compaß in der Seefahrt hervorgebracht hat, sind die Meinungen noch verschiedner. Einige behaupten, daß die Europäer die Kenntniß desselben dem Morgenlande verdanken, wo es den Chinesen, Indern und Arabern längst bekannt gewesen sey; Andere bleiben bei der alten Erzählung stehen, daß ein Deutscher Franciscanermönch, Berchtold Schwarz zu Freiburg im Breisgau, um 1354 die Erfindung gemacht habe. Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Schießpulver seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Kriege gebraucht wird und sich von der Zeit an immer weiter verbreitet. Anfänglich kannte man nur das grobe Geschütz, aus welchem Steine, erst später eiserne Kugeln geschleudert wurden. Es war damals noch so unförmlich, daß man sich seiner nur zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Dann erfand man die kleineren Kanonen, und endlich die Büchsen und Musketen. Allmählig gewann dadurch die ganze Kriegskunst eine andere Gestalt; die Massen wirkten weit mehr in ihrer Gesammtheit gegen einander, die Einzelnen konnten sich meistens nur noch in der Anführung auszeichnen, und die persönliche Tapferkeit trat mehr in den Hintergrund. Dies griff wiederum tief ein in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Das Ritterthum, ohnehin von keinen religiösen und sittlichen Ideen mehr genährt und getragen (vgl. S. 204.), erlosch bald völlig. Die schwer gerüstete Reiterei gab in den Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor dadurch an Macht und Bedeutung. Da die neue Waffe ein vorzüglich geübtes Fußvolk nöthig machte, so wurde der durch die Erschlaffung des Lehnswesens schon aufgekommene Gebrauch, den Krieg durch Söldner zu führen, immer allgemeiner, und der erste Grund zu den stehenden Heeren gelegt, deren Anfänge wir in den Einrichtungen mehrerer Staaten schon kennen gelernt haben.

Nicht weniger als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und litterarische Leben ein. Ihr ging die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts voran, welche zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemalt worden waren, und der Heiligen-Bilder angewandt wurde. Durch die Erzählungen, Beschreibungen und Unterschriften, die man diesen und anderen bildlichen Darstellungen hinzuzufügen pflegte, kam

man auf den Gedanken, auch diese in Tafeln und Holz zu schneiden. Von hier aus war der Uebergang, ganze Bücher, wenn auch nur von geringem Umfang, in Holzplatten einzugraben, nicht schwer. Aber alle übrigen Mängel eines solchen Bücherdrucks ungerechnet, setzte dies für jedes Blatt eines jeden Buches, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, auch eine besondere, zu nichts Anderm taugliche Form voraus. Die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt dem Deutschen Patricier Johann Guttenberg, genannt Gänsefleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch (geb 1397); und sollte die Erfindung auch in einem Nachbarlande gleichzeitig und unabhängig von der Deutschen gemacht seyn*), so sind es Guttenberg und seine Gehülfen, von denen die Ausführung im Großen und die eigentlich fruchtbringende Anwendung jenes Gedankens ausgegangen ist. Guttenberg's Geburtsort war Mainz, doch hielt er sich, in Folge der Vertreibung mehrerer Patricierfamilien aus seiner Vaterstadt, die auch ihn traf, etwa von 1420 bis 1445 in Strasburg auf. Hier arbeitete er insgeheim, seine neue Druckart in Gang zu bringen, da er aber wegen fortdauernder Geldverlegenheit mit seiner Unternehmung nicht zu Ende kam, kehrte er wieder nach Mainz zurück und trat 1450 dort mit einem reichen Goldschmiede, Johann Fust oder Faust, in Verbindung, von dem er Geld erhielt. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang. Zuerst wurden hölzerne Lettern gebraucht, als Schwärze diente Dinte und Lampenruß, bald aber erfand Guttenberg einen wenn auch unvollkommenen Metallguß für die Lettern. Nach einigen Jahren zerfiel Guttenberg mit Faust. Es kam zu einem Rechtshandel, den Guttenberg verlor, und alle seine Lettern und übrigen Geräthschaften wurden dem Faust zum Ersatz für dessen ansehnliche Geldvorschüsse zugesprochen. So wurde der Erfinder ganz verdrängt; Faust schloß einen neuen Ver-

*) Nach der Behauptung der Holländer hat nämlich Lorenz Janssen Coster (d. i. Küster) zu Harlem schon etwas früher gleichfalls einzelne Buchstaben zum Behufe des Drucks zusammengefügt. Ein gründlicher Deutscher Forscher, Ebert (im Hermes, XX. S. 63 fg), erklärt sich gleichfalls dafür, daß dieser Janssen zu einer Zeit, welche wenigstens eben so alt ist als die Guttenbergische Erfindung, ähnliche Versuche gemacht und mehrere Leistungen dieser Art hinterlassen hat. Daß aber diese Leistungen keinen Einfluß auf Wissenschaft und Litteratur gehabt, was ja eben die Deutsche Erfindung zu einer großen weltgeschichtlichen Begebenheit macht, gestehen die Holländer selbst zu, und daß Guttenberg aus der Holländischen Quelle geschöpft habe, ist ein Mährchen.

ein mit einem bisherigen Gehülfen, Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf war und sich lange in Paris als Bücherabschreiber ernährt hatte, und gewann diesen ganz, indem er ihm seine Tochter vermählte. Dieser Schöffer ist es auch, der die Kunst eigentlich zur Vollkommenheit gebracht hat, denn er erfand die zu den Lettern allein taugliche Metall-Mischung, die weder so weich war, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, daß sie das Papier durchbohrte; so wie auch die Zusammensetzung des Firnisses ihm zugeschrieben wird. Das erste große Werk, welches aus der Druckerei Guttenberg's, Faust's und Schöffer's, deren erster aber noch vor Vollendung desselben ausschied, hervorging, war eine Lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich 1456 vollendet, dann 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahrszahl genannt sind. Auf dem letzten Blatte sagen nämlich Faust und Schöffer, daß das Buch von ihnen beiden ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sey*). Hier zeigt sich die Kunst schon in so großer Vollendung, daß sie, nach der Meinung Mehrerer, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden ist. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest, Guttenberg 1468, ohne sich des rühmlichen Lohnes seiner langen Bemühungen erfreut zu haben, ein Schicksal, welches er mit mehr als einem großen Entdecker theilt. Wie sehr übrigens auch Faust und Schöffer ihre Kunst zu verheimlichen suchten, so gelang ihnen dies doch nur kurze Zeit. Als 1462 in dem oben (Abschn. 44.) erzählten Kriege der beiden um das Erzbisthum Mainz streitenden Bewerber, Diether und Adolf, der Letztere die Stadt Mainz eroberte, flohen unter mehreren anderen Einwohnern auch Druckergesellen zerstreuten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andere Städte in wenigen Jahren eigene Pressen. Die Italiener legten sich mit besonderm Eifer auf die neue Kunst, und wandten sie vorzüglich zur Vervielfältigung der alten Classiker an. Diese schnelle Verbreitung hatte die Buchdruckerkunst besonders dem einleuchtenden Vortheil zu verdanken, daß die Bücher nunmehr ungleich wohlfeiler zu haben waren als in Abschriften, deren Kosten natürlich nicht gering seyn konnten. Eine andere gleichfalls Deutsche, wahrscheinlich im vierzehnten

*) Inventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami ulla exaracione sic effigiatus.

Jahrhundert gemachte, Erfindung trug hiezu sehr viel bei. Es war die des Leinenpapiers, ohne welche, bei der Theurung des früher üblichen Pergaments und Baumwollenpapiers, die Preise der gedruckten Bücher noch immer sehr hoch hätten seyn müssen. Wie sehr kamen nun beide Erfindungen einer Zeit zu Statten, wo die Begierde, alte und neue Schriftsteller kennen zu lernen, mit so großer Stärke erwacht war! Die Leichtigkeit, sich mit dem, was Andere gedacht, ersonnen, erfahren und gesammelt hatten, bekannt zu machen, verbreitete den Sinn für Litteratur über eine ungleich größere Zahl von Menschen; die Reden der Denker und Gelehrten wurden nicht mehr bloß in den Hörsälen der Universitäten und den Zellen der Klöster vernommen, sie traten hinaus in die freien Räume des thätigen Lebens, wo sie im nächsten Jahrhunderte eine nicht geahnete Gewalt und Wirksamkeit bewährten.

Register

über den Vierten, Fünften und Sechsten Band.

(Die Römische Zahl bezeichnet den Band, die Arabische die Seitenzahl.)

Aargau, Landgrafschaft, V 310.
Aaron von York, V 221.
Abälard, Peter, V 252 fg.
Abassiden, IV 112.
Abdallah Ben Yasim, V 263 fg.
Abderahman, IV 112. 128. 146.
Abel, Herzog von Schleswig, König von Dänemark, V 275 fg.
Aben Alahmar, König von Granada, V 266.
Abendmahl unter beiderlei Gestalt, VI 40 fg.
Aben Hud, Herrscher von Sevilla, V 266.
Absalon, Erzbischof v. Lund, V 274.
Abu-Bekr, Chalif, IV 108.
Abu-Bekr, Herrscher der Morabethen, V 264.
Abu Jacub, König von Marocco, VI 313.
Abu Jusef, König von Marocco, V 263 fg. VI 312.
Abuhassier, VI 316.
Abul Abbas, Chalif, IV 112.
Abul Abbas, Nasr el eddin, Chalif, V 278.
Abul Hassan, der Merenide. VI 316.
Acre, von den Christen genommen, V 22; von Saladin, V 78; von den Kreuzfahrern, V 85 fg.; von den Mohammedanern, V 211.
Adel, der Germanen, IV 305; in Schweden, V 273; in Dänemark, V 275.
Adalbert, der heilige, V 186.
Adalbert, Erzbischof von Bremen, IV 263.
Adelheid, Gemahlin Otto's I., IV 225. 236.
Adelsgesellschaften, Deutsche, VI 11.
Ademar von Puy, V 9.
Adolf von Nassau, Deutscher König, V 300 fg. 311. 315.
Adolf v. Nassau, Erzbischof, VI 182 fg.
Adolf III., Graf v. Holstein, V 274.
Adolf IV., Graf v. Holstein, V 275.
Adrian v. Bubenberg, VI 220.
Adrianopel, Schlacht bei, V 286.
Aeneas Sylvius Piccolomini, VI 53 fg. 57. 180.
Aethelbert, IV 54.
Aetolien, Despotat, VI 155.
Aga, VI 168.
Agilulph, König der Longobarden, IV 89.
Agnes, Kaiserin, IV 262.
Agnes, Tochter Albrecht's I., V 308 fg. VI 171.
Aistulph, König der Longobarden, IV 140 fg.
Akarnanien, Despotat, VI 155.
Akkon, s. Acre.
Alarcos, Schlacht bei, V 265.
Alarich II., König der Westgothen, IV 19 fg.
Albanien, VI 160.
St. Albans, Schlachten b., VI 233. 236.
Alberico da Barbiano, VI 22. 256.

Albert, Markgraf von Meißen, VI 181 Anm.
Albertinische Linie in Sachsen, VI 181 Anm.
Albert von Sachsen, Herzog, V 275.
Albertus Magnus, V 256 fg.
Albigenser, V 107. 109. 201; Krieg, 270.
Albinus, IV 15.
Albizzi, Geschlecht der, VI 285. 288.
Albizzi, Rainald von, VI 289.
Alboin, IV 84 fg.
Albrecht I., König von Deutschland, V 296 fg. 299. 302 fg. 311.
Albrecht II., König von Deutschland, VI 49. 51 fg. 177 fg.
Albrecht von Mecklenburg, König von Schweden, VI 351.
Albrecht, Erzherzog von Oesterreich, VI 179. 182.
Albrecht der Weise, Herzog von Oesterreich, V 361. 364 371 fg. VI 43.
Albrecht der Bär, Markgraf v. Brandenburg, V 35.
Albrecht, Achilles, Markgraf v. Brandenburg, VI 181 fg. 189 fg.
Albrecht der Entartete, Landgraf von Thüringen, V 169. 301.
Albrecht, Herzog von Sachsen, VI 193. 227.
Albrecht, Herzog v. Baiern, VI 192.
Albrecht III., Kurfürst von Wittenberg, VI 49.
d'Albret, Connetable, VI 119. 132. 200.
Albornoz, Cardinallegat, V 388 fg. VI 8.
Alcantara, Ritterorden von, V 265.
Alcavala, VI 317.
Alcuin, IV 157.
Alderman, IV 316.
Alençon, Herzog von, VI 142. 200 fg. 211.
Aleppo, Schlacht bei, VI 153.
Alexander III., König von Schottland, V 335.
Alexander II., Papst, IV 276. 329.
Alexander III., Papst, V 60 fg. 120 fg. 225. 272.
Alexander IV., Papst, V 166. 216. 276.
Alexander V., Papst, VI 26 fg. 36.
Alexander Newski, Großfürst v. Rußland, V 283.
Alexander Witold, Großfürst von Lithauen, VI 43.
Alexandria, Vernichtung der Bibliothek zu, IV 109.
Alexius I., Comnenus, Byzant. Kaiser, IV 190. 261. V 9. 100.
Alexius II., Byzant. Kaiser, V 101
Alexius III., Angelus, Byzant. Kaiser, V 101.
Alexius V., Murzuphlus, Byzantin. Kaiser, V 103.
Alfons VI., König von Castilien, V 264. 271.
Alfons VII., König von Castilien, V 264 fg.
Alfons VIII., König von Castilien, V 265.
Alfons X., König von Castilien, V 267 fg. 294. 314.
Alfons XI., König v. Castilien, VI 315.
Alfons I., König von Aragonien, V 264. 269.
Alfons II., König v. Aragonien, V 270
Alfons III., König v. Aragonien, VI 312. 327.
Alfons IV., König v. Aragonien, VI 329.
Alfons V., König von Aragonien und Neapel, VI 254 fg. 337.
Alfons I., König von Portugal, V 264 fg. 271 fg.
Alfons II., König v. Portugal, V 272.
Alfons III., König v. Portugal, V 272.
Alfons IV., König v. Portugal, VI 322.
Alfons V., König v. Portugal, VI 340.
Alfons, König v. Neapel, VI 261. 308.
Alfons IX., König von Leon, V 266.
Alfons von Poitou, V 314.
Alfonsinische Tafeln, V 267.
Alfred der Große, IV 309 fg.
Algarbien, den Arabern entrissen, V 272.
Algeziras, von den Christen erobert, VI 313. 316.
Alghieri, Schlacht bei, VI 270.
Alhakem Almonstansir, IV 348.
Ali, Chalif, IV 108 fg.
Alighieri, Familie in Florenz, VI 296.
Aliten, Secte der, IV 110.
Aljubarrota, Schlacht bei, VI 324.
Allemannen, IV 17.
Allode, IV 36.
Allvater, IV 338.
Al Mamun, Chalif, IV 172.
Almohaden, s. Muahedim.
Almoraviden, s. Morabethen.
Alp Arslan, IV 181. 188.
Alte, der, vom Berge, V 26.
Altoposcio, Schlacht bei, VI 280.
Altorf, V 312.

Amadeus, Herzog v. Savoyen, VI 52.
Amalasuntha, IV 16. 71.
Amalfi, IV 261. VI 358.
Amalrich II., Vicomte von Narbonne, V 320.
Amelunge, IV 18.
Ampfingen, s. Mühldorf.
Amru, IV 109.
Anaclet II., Gegenpapst, V 32.
Anagni, Consistorium zu, V 323.
Anastasius I., Byzant. Kaiser, IV 58 fg.
Anastasius II., Byzant. Kaiser, IV 117.
Anathema, IV 46.
Ancyra, Schlacht bei, VI 154.
Andreas von Ungern, Gemahl Johanna's von Neapel, V 367.
Andreas II., König von Ungern, V 107. 284.
Andreas III., König von Ungern, V 303. VI 170.
Andronicus Comnenus, Byzant. Kaiser, V 101.
Andronicus II., Byzant. Kaiser, V 288. VI 143.
Andronicus III., Byzant. Kaiser, VI 144 fg.
Angelsachsen, IV 53 fg. 303 fg.
Anghiari, Schlacht bei.
Angora, s. Ancyra.
Angilbert, IV 153.
Angouleme, Graf von, VI 200 fg.
Anjou, Haus in England, V 118 fg.
Annaten, VI 50 fg. 54.
Anschar, IV 340.
Anselmus v. Canterbury, V 115 fg. 251.
Antiochien eingenommen, V 17.
St. Antoine, Gefecht am Thor von, VI 89.
Antrustionen, IV 36.
Anzio, Capo d', Schlacht bei, VI 271.
Apitz, Sohn Albrecht's des Entarteten, V 301.
Appenzell zu den Eidgenossen, VI 16.
Apulien von den Normannen erobert, IV 260.
Aquileja, Schlacht bei, IV 11.
Araber, IV 98 fg. V 280.
Aragonien, V 269 fg. 266. 263. VI 325 fg.
d'Arc, Johanna, Mädchen von Orleans, VI 125 fg.
Arelatisches Reich, IV 225. 254. VI 46 fg.
Arezzo, Guido von, VI 311.
Aristokratie in Polen, VI 177.
Aristoteles von Bologna, VI 357.
Armagnac, Grafen von, VI 116. 119 fg. 200 fg. 211.
Armagnacs, VI 70 fg. 116 fg.
Arnold von Brescia, V 39 fg.
Arnold von Melchthal, V 311 fg.
Arnold von Winkelried, VI 14.
Arnold von Citeaux, V 110 fg.
Arnulf, Kaiser, IV 203 fg.
Arpad'scher Herrscherstamm, IV 346. V 306.
Arras, VI 204; Friede zu, 136. 225.
Artevelde, Jacob von, VI 75. 79.
Artevelde, Philipp von, VI 112.
Arthur von Bretagne, V 127.
Artus, V 244. 247.
Arundel, Graf, VI 107.
Ascelin, V 214.
Ascoli, Schlacht bei, V 158.
Askalon, Schlacht bei, V 21.
Askanier, V 184. 356 Anm.
Assassinen, V 25 fg.
Athalarich, IV 16. 71.
Athanagild, IV 49.
Athelstan, König v. England, IV 318.
Athen, Aufhören der Schulen, IV 67; Herzogthum, VI 155.
Atterdorn, Gottfried von, VI 60.
Auray, Schlacht bei, VI 93. 96.
Ausculta fili, Bulle, V 321.
Austrasien, IV 23.
Autharis, König der Longobarden, IV 88.
Avaren, IV 85. 114. 148.
Aversa erbaut, IV 260.
Avesnes, Johann von, V 305. 333. 366.
Avignon, Verlegung des päpstl. Sitzes nach, V 325.
Avicenna, IV 180.
Azincourt, Schlacht bei, VI 119.
Azzo, Rechtslehrer, V 261.

Baco, Roger, V 257 fg.
Badlesmere, Lord, V 343.
Baffomet, V 327.
Bagdad, Sitz des Chalifats, IV 171. zerstört, V 280; zum zweitenmal, VI 153.
Bajazeth, Sultan, VI 148 fg.
Baiern, die, IV 18. 24 fg. 147; Herzogthum, an die Welfen, IV 265 und Anm. V 31. 37 fg. 71 fg; unter den Wittelsbachern, V 72. 354 fg.; getheilt, V 354 u. Anm.
Baillis, V 327. 334. VI 135.

Baisen, Hans von, VI 347.
Balduin I., Lateinischer Kaiser, V 104. 285 fg.
Balduin II., Lateinischer Kaiser, V 287.
Balduin von Flandern, V 11; wird Herr von Edessa, V 16.
Balearen, den Mauren entrissen, V 270.
Balia, zu Florenz, VI 289.
Baliol, Johann, König von Schottland, V 335 fg.
Baliol, Eduard, Johann's Sohn, König von Schottland, VI 73 fg. 76.
Bannockburn, Schlacht bei, V 342.
Barcelona, Grafschaft, IV 151; mit Aragonien vereinigt, V 269.
Barnet, Schlacht bei, VI 240.
Basel, von Rudolf von Habsburg belagert, V 293.
Basentello, Schlacht bei, IV 234.
Basilius I., Byzantinischer Kaiser, IV 186. 191.
Basilius II., Byzant. Kaiser, IV 187.
Batu, V 279. 282. 285.
Baubrüderschaften, s. Hütten.
Baudricourt, Befehlshaber, VI 125 fg.
Baukunst, Gothische, VI 60 fg.
Baumgarten, Konrad, V 311.
Becket, Thomas, V 119 fg.
Beda Venerabilis, IV 313.
Beden, VI 198.
Bedford, Herzog von, VI 124. 137.
Beglerbeg, VI 168.
Begtasch, Hadschi, Scheich, VI 147.
Bela IV., König v. Ungern, V 284 fg.
Belgrad, Belagerung von, VI 165 fg.
Belisarius, IV 64. 69 fg. 84.
Bella, Giano della, VI 276.
Benedict V., Papst, IV 231.
Benedict VI., Papst, IV 234.
Benedict VII., Papst, IV 234.
Benedict VIII., Papst, IV 241.
Benedict XI., Papst, V 324.
Benedict XII., Papst, V 363. VI 50.
Benedict XIII., Papst, VI 21. 25 fg. 32.
Benedict der heilige, von Nursia, IV 48.
Benedictiner, IV 48 fg.
Beneficium, IV 35 fg.
Benevent, Schlacht bei, V 167.
Benevent, Lombardisches Herzogthum, IV 145. 147. 261.
Berek, Chan von Kaptschak, V 283.
Berengar, König v. Italien, IV 225.
Berengar von Ivrea, König von Italien, IV 226.
Berengar von Tours, V 251.
Berkley, Thomas, V 345.
Bern zu den Eidgenossen, V 371 fg.
Bernardin, Dominicaner, V 352.
Bernhard, Markgraf v. Baden, VI 24.
Bernhard der heilige, V 33. 41 fg. 229. 255. 258.
Berry, Herzog v., VI 200 fg. 206 fg.
Berwick, von den Engländern erobert, V 337. 342.
Bessarion, Cardinal, VI 180 fg.
Bettelorden, V 231 fg.
Bilderstreit, IV 118 fg.
Bildhauerkunst, VI 309.
Billenreuter See, Schlacht am, VI 182.
Björn, Isländer, V 277.
Birger, Jarl von Schweden, V 272 fg.
Bischöfe, IV 45 fg.; ihre Macht vom Papst vermindert, V 222 fg.
Blanca v. Castilien, V 128. 203. 210.
Blanca von Navarra, die ältere, V 266; die jüngere, VI 318.
Blanca, Tochter Philipp des Schönen, V 304.
Blois, Stephan, Graf von, V 12.
Blorcheath, Schlacht bei, VI 234.
Bocconio, Marino, VI 265.
Bochara, zerstört, V 278 fg.
Böhmen, V 384.
Böhmisch-Brod, Schlacht bei, VI 45.
Boemund, Fürst von Tarent, V 12; erwirbt Antiochien, V 17 fg.
Boethius, IV 15.
Bojaren, russischer Adel, V 282.
Boleslav Chrobry, Herzog von Polen, IV 239 fg. 345.
Boleslav III., Krzywousty, Herzog von Polen, V 187.
Boleslav IV., König von Polen, V 54. 187.
Bolko II., Herzog von Schweidnitz, V 383.
Bologna, Universität, V 260 fg.
Bonaventura, V 259.
Bonde, Haus, V 272.
Bonifacius VIII., Papst, V 211. 304—306. 316 fg. 330. 337. VI 278. 328.
Bonifacius IX., Papst, VI 20 fg. 25.
Bonifacius, der heilige, IV 131 fg.
Bornhövede, Schlacht bei, V 275.
Boso, König des Cisjuranischen Burgund, IV 211.
Bosworth, Schlacht bei, VI 248.
Boulogne, Stephan von, V 117 fg.
Bourbon, Herzog von, VI 142. 200 fg.

Bouvines, Schlacht bei, V 100. 132.
Brabant, Herzogthum, V 182.
Braccio di Montone, VI 257. 254.
Brakenbury, VI 246.
Brandenburg zur Wendenzeit, IV 220 fg.; an Albrecht den Bären, V 36; die Mark, V 67. 184; an die Wittelsbacher, V 356 u. Anm.; an die Luxemburger, V 383; an die Hohenzollern, VI 48 fg. 181.
Brandolf von Stein, VI 219.
Braunschweig wird Herzogthum, V 147.
Breslau von den Mongolen verbrannt, V 279; gegen Podiebrad, VI 185 fg.
Bretagne, Herzogthum, VI 199 fg. 227 fg.
Bretagnischer Erbfolgestreit, VI 76. 81. 93.
Bretigny, Friede zu, VI 90.
Brignoles, Schlacht bei, VI 91; Friede zu, VI 328.
Bruce, Robert, König von Schottland, V 335. 339 fg.
Bruce, David, König von Schottland, VI 73. 76. 80.
Brügge, V 332. VI 112. 226.
Brun, Rudolf, V 371 fg.
Brunehild, IV 25 fg.
Brunelleschi, Filippo, VI 310.
Brunkeberg, Schlacht auf dem, VI 355.
Brusthem, Schlacht bei, VI 203.
Buch, Captal von, VI 88. 93. 95.
Buchdruckerei, VI 358 fg.
Bucheck, Berthold, Graf von, V 357.
Buckingham, Herzog von, V 246 fg.
Bürgerstand, s. Städte.
Bulgaren, V 287.
Bulle, goldene, V 381; Ungern's, V 284.
Burdet, Lord, VI 242.
Burgundisches Reich, das ältere, IV 17—24.
Burgund, das Cisjuranische u. Transjuranische, IV 211; vereinigt, an Deutschland, IV 253; an Frankreich, V 315. VI 223.
Burgund, Herzogthum, V 315. VI 46. 199 fg.
Burkhan Kaldun, V 279.
Bussolari, Jacob, V 388.
Byzantinisches Reich, VI 142 fg.
Byzantinisch-Lateinisches Kaiserthum, V 285 fg.

Cabo de las Ginetas, Schlacht bei, VI 334.
Cabrera, Bernaldo von, VI 330.
Cade, Johann, VI 232.
Cahors, Johann von, V 359.
Cairo gegründet, IV 178.
Calais von den Engländern erobert, VI 79. 139.
Calatrava, Ritterorden von, V 265.
Calixtiner, VI 41.
Calixtus II., Papst, VI 180. IV 302.
Calixtus III., Papst, V 66. VI 135. 165. 185.
Cambi Neri, Gonfaloniere, VI 294.
Cambridge, Universität zu, V 263.
Campillo, Friede von, VI 314.
Campobasso, Graf von, VI 221 fg.
Campanus, päpstl. Legat, VI 188.
Cancellieri, Geschlecht der, VI 277 fg.
Canonici, IV 208.
Canonisches Recht, V 261 Anm.
Canossa, Heinrich IV. daselbst, IV 288
Capeluche, VI, 122.
Capetinger, VI 204. IV 213 fg.
Capistrano, VI 180.
Capistrano, Johann von, VI 165 fg.
Capitani, IV 250.
Capitulare, IV 153.
Capranita, Dominicus, Cardinal, VI 53.
Capua, Schlacht bei, IV 82.
Capuziner, V 233.
Cardinäle, IV 275.
Carmagnola, VI 250 fg.
Caracciolo, VI 253.
Caravaggio, Schlacht bei, VI 259.
Carpini, Johann de Plano, V 214.
Carrara, Haus der, VI 19. 22. 271. 274.
Casal maggiore, Schlacht bei, VI 259.
Cassiodor, IV 13.
Castilien, V 263. 266. VI 311 fg.
Castro, Ignez de, VI 322 fg.
Castruccio Castracani, V 353. 359. VI 280. 283.
Catalonier, VI 144. 337.
Cauchon, Bischof von Beauvais, VI 133.
Centenare, IV 152.
Ceorle, IV 315.
Cerchi, Geschlecht der, VI 277 fg.
Cerda, Infanten de la, V 268. VI 312 fg. 315. 328.
Cerda, Carlos de la, Connetable, VI 82.
Ceremonialwürden des Deutschen Reichs, IV 222.

Ceuta erobert, VI 339.
Chadidscha, Gemahlin Mohammed's, IV 101.
Chalifat von Bagdad endet, V 280.
Chalifen, IV 108. 175.
Champeaux, Wilhelm v., V 252. 258.
Chandos, VI 94 fg. 98 fg.
Charolais, Graf von, VI 199 fg.
Charon, an der Sevre, VI 208.
Chartreuse, Kloster von, V 229.
Chaucer, Geoffrey, VI 96.
Chazaren, IV 121.
Chinesische Mauer erstürmt, V 278.
Chioggia, Krieg von, VI 271 fg.
Chlodwig, IV 16 fg.
Chlotar II., IV 124.
Chlotilde, Chlodwig's Gemahlin, IV 17.
Chorasan, VI 143.
Chorherren, s. Canonici.
Chosroes I., IV 68. 76.
Chosroes II., IV 97.
Chowaresmier, V 278 fg.
Chriemhilde, V 248.
Christenthum, Zustand in Westeuropa, IV 44 fg; von den Franken angenommen, IV 18 fg.; von den Angelsachsen, IV 54 fg.; im Frankenreich ausgebreitet, IV 129 fg.; von den Sachsen angenommen, IV 145 fg.; nach Scandinavien verpflanzt, IV 340 fg.; nach Rußland, Ungern, Polen, IV 343 fg.; nach Liefland und Preußen, V 185 fg.; nach Lithauen, VI 173 fg.
Christian von Oldenburg, König der drei nordischen Reiche, VI 354.
Christian, Bischof v. Preußen, V 190.
Christoph I., König v. Dänemark, V 276.
Christoph von Baiern, König der drei nordischen Reiche, VI 353.
Christ-Orden in Portugal, V 330.
Chrodegang, Bischof v. Metz, IV 208.
Chrysoloras, Manuel, VI 307.
Cid, IV 350.
Cilly, Ulrich Graf, VI 179.
Cimabue, Maler, VI 309.
Ciompi in Florenz, VI 287.
Circus, Parteien des, IV 63 fg.
Cistercienser, V 229.
Citeaux, Kloster, V 229.
Citramontaner in Bologna, V 262.
Civitella, Schlacht bei, IV 260.
Clarence, Herzog v., VI 238. 241. 245.
Clarendon, Artikel von, V 119.
Clemangis, Nicolaus von, VI 29.
Clemens II., Papst, IV 257.
Clemens III., Gegenpapst, IV 293 fg.
Clemens III., Papst, V 78. 89.
Clemens IV., Papst, V 167. 175. 208. 292.
Clemens V., Papst, V 325 fg. 330. 347. 352 fg. VI 265.
Clemens VI., Papst, V 365 fg. VI 3. 8. 81.
Clemens VII., Papst, V 392. IV 17. 21.
Clericis laicos, Bulle, V 317.
Clerus, IV 46. V 226 fg.
Clisson, Connetable, VI 113 fg.
Clugny, Kloster, V 229.
Cluniacenser, V 229.
Cobham, s. Oldcastle.
Cocherel, Schlacht bei, VI 93. 98.
Codex Justinianeus, IV 61.
Cölestin III., Papst, V 89. 188.
Cölibat, s. Ehelosigkeit.
Cola di Rienzi, VI 3 fg.
Colonna, das Geschlecht der, V 319. 351. 360. VI 6. 8.
Colonna, Sciarra, V 324. 359.
Colonna, Stephan, VI 4 fg.
Columban, IV 129.
Commines, Philipp von, VI 213.
Comnenen, V 100 fg.
Compactaten, VI 45. 186.
Compagnieen, VI 88.
Compaß, VI 358.
Compiegne, Belagerung von, VI 132.
Comyn, Johann, V 339 fg.
Concordat, Wormser, V 305; Costnitzer, VI 33; Aschaffenburger, VI 54.
Condottieri, VI 256 fg.
Conflans, Friede zu, VI 201.
Constans II., Byzant. Kaiser, IV 115.
Constantin III., Byzant. Kais., IV 115.
Constantin IV., Byzant. Kais., IV 115.
Constantin V., Copronymus, Byzant. Kaiser, IV 120 fg.
Constantin VI., Byzant. Kaiser, IV 122 fg.
Constantin VII., Porphyrogenitus, Byzant. Kaiser, IV 186.
Constantin IX., Byzant. Kaiser, IV 191.
Constantin X., Byz. Kais., IV 187.
Constantin XI., Byz. Kais., IV 161 fg.
Constantinopel, IV 56; belagert, IV 113 fg.; von Kreuzfahrern erobert, V 103; von Michael Paläologus, V 287; von den Türken, VI 179.
Constantinopel, Seetreffen bei, VI 163 270.

Constanze, Gemahlin Heinrich VI., V 75. 94 fg.
Consuetudines feudorum, V 181.
Contarini, Andrea, Doge, VI 273.
Contes, V 244.
Conventualen, V 233.
Conza, letzter Platz der Ostgothen in Italien, IV 82.
Cordova, Chalifat, IV 112.
Cordova, Königreich, arabisches, V 263 fg.
Cordova, von den Christen erobert, V 266.
Cornwallis, Graf von, V 341.
Corpus juris, IV 61.
Corte nuova, Schlacht bei, V 150.
Cortes in Aragonien, VI 326.
Cottier, Jacob, VI 229.
Courtenay, Peter von, Graf, V 286.
Courtoisie, V 237 fg.
Courtray, Schlacht bei, V 332 fg.
Crecy, Schlacht bei, V 368. VI 77 fg.
Crema zerstört, V 60.
Crescentius, IV 234. 236 fg.
Crevant, Schlacht bei, VI 124.
Croja, Festung, VI 161.
Cydonius, Demetrius, VI 307.
Cypern, V 85; Königreich, VI 271; Sitz des Tempelherrnordens, V 327.

Dänen, IV 200 fg.; in England, IV 309 fg.; ermordet, IV 323.
Dänengeld, IV 324.
Dalmatien an Ungern, V 283.
Dalmatische Städte, VI 271 fg.
Damartin, Graf, VI 211.
Damaskus, Schlacht bei, VI 153.
Damiette, von Ludwig IX. erobert, V 203.
Dandolo, Heinrich, Doge von Venedig, V 102.
Dandolo, Johann, Doge, VI 264.
Daniel, der Säulenheilige, IV 57.
Dank in den Ritterspielen, V 240.
Dannenberg, Schloß, V 275.
Dante, VI 295 fg.
Dauphiné, an Frankreich, VI 46.
Dauphins, VI 46.
Decameron, VI 304.
Decret Gratian's, V 261 Anm.
Decretalen, IV 91; Pseudo-Isidorische, IV 270.
Defterdare, VI 169.
Delhi, von den Mongolen erobert, VI 152.
St. Denys, IV 141. V 313. VI 132.
Derwische, VI 147 Anm.
Desiderius, König der Longobarden, IV 144.
Detmold, Schlacht bei, IV 147.
Deutsch-Brod, Schlacht bei, VI 43.
Deur, Bertrand de, VI 7.
Dießbach, Nicolaus von, VI 218.
Dietrich, Erzbischof v. Mainz, VI 54.
Dietrich von Bern, IV 12. V 248.
Diezmann, Landgraf von Thüringen, V 301 fg.
Digesta, s. Pandectae.
Dijon, Treffen bei, IV 19.
Dimitry Donsky, VI 356.
Dionysius der Gerechte, König von Portugal, VI 322 fg.
Dionysius der Abt, IV 91.
Ditmar, von Merseburg, IV 238. 240. V 242 Anm.
Divane, IV 175.
Doctorgrad, V 262.
Döffingen, Schlacht bei, VI 12.
Dogenwahl, IV 251. VI 262. 268 Anm.
Domesdaybook, IV 336.
Dominicaner, V 233. 257. 328. 357.
Dominicus, Ordensstifter, V 263 fg.
Domschulen, ihre Blüthe, IV 308.
Donati, Geschlecht in Florenz, VI 276 fg.
Donauwerth, VI 182.
Doria, Peter, VI 272 fg.
Doria, Lucian, VI 272.
Doria, Paganini, VI 270.
Dorset, Marquis von, VI 242 fg.
Dorylåum, Schlacht bei, V 15.
Douglas, Grafen von, V 342. VI 110.
Dreicapitelstreit, IV 66.
Drouet, V 171.
Dschelaleddin Mankberni, V 279.
Dschingischan, V 273 fg. 282.
Dunbar, Schlacht bei, V 337.
Dunois, Graf von, V 124.
Dunstan, IV 319.
Durante, s. Dante.
Durbe, Schlacht an der, V 197.
Dyle, Schlacht an der, V 203.

Earle, IV 315.
Eberhard, Graf von Würtemberg, V 255. 297 fg. 347.
Eberhard II., Graf v. Würtemb., VI 12.
Eberhard III., Graf von Würtemberg VI 24. 181.

Edda, ältere und jüngere, V 277.
Eddington, Schlacht bei, IV 311.
Edessa von den Christen gewonnen, V 16; an die Saracenen verloren, V 27.
Edgar, König von England, IV 321.
Edinburg, Schlacht bei, V 339.
Edmund, König von England, IV 318.
Edmund, Ironside, IV 324 fg.
Edmund, Herzog von Sommerset, VI 233 fg.
Edred, König von England, IV 319.
Eduard, der Bekenner, König von England, IV 327.
Eduard I., König von England, V 301. 315. 323. 335 fg. 341.
Eduard II., König von England, V 340 fg.
Eduard III., König von England, V 346. 365. 376 fg. VI 72 fg. 232.
Eduard IV., König von England, VI 211 fg. 227. 236. 241 fg. 245.
Eduard V., König v. Engl., VI 242.
Eduard, der schwarze Prinz, VI 78. 81. 93 fg. 320.
Eduard I., König v. Portugal, VI 339.
Edwy, König von England, IV 320.
Egbert, König von England, IV 309.
Eginhard, s. Einhard.
Ehelosigkeit der Geistlichkeit, IV 279 fg.
Ehresburg, IV 143.
Eichspalter, Peter, Erzbischof, V 347 fg.
Eid der Bischöfe, IV 132. V 223.
Eidgenossen, s. Schweiz.
Eidhelfer, IV 40. VI 65.
Eike von Repgow, V 181.
Einhard, IV 158.
Elbing gegründet, V 192.
Eleonore, Gemahlin Ludwig's VII u. Heinrich II., V 114.
Elisabeth, Königin v. Polen, VI 173 fg. 177 fg.
Elisabeth, Schwester Wenzel des ältern, V 348.
Elisabeth, Gemahlin Wenzel des jüngern, VI 9 fg.
Elisabeth, Gemahlin Eduard IV., VI 238 fg. 242 fg.
Elisabeth, Tochter Eduard's IV., VI 247.
Elisabeth, Gemahlin Albrecht I., V 308 fg.
Elster, Schlacht an der, IV 293.
Emadeddin Zenki, V 26.
Emerich, König von Ungern, V 284.
Emico, Graf von Leiningen, V 13.
Emire, IV 175.
Emir al Omra, IV 177.
Emmeram, der heilige, IV 130.
Engelbrecht, VI 353.
England, V 335 fg. VI 102 fg. 231 fg.
Enguerrand de Marigny, V 334.
Enköping, Schlacht bei, VI 351.
Enzius, König von Sardinien, V 151. 153. 160 fg.
Epirus, Despotat, VI 155.
Eppenstein, Werner von, Erzbischof, V 292.
Erich IV., König v. Dänemark, V 275.
Erich V., König v. Dänemark, V 276.
Erich Erichson, letzter König aus dem Hause Bonde, V 273.
Erich von Pommern, König der drei nordischen Reiche, VI 351.
Erlach, Rudolf von, V 374.
Erlandsson, Jacob, V 276.
Erlichshausen, Ludwig von, VI 347.
Erlichshausen, Konrad von, VI 347.
Ernst, Herzog von Schwaben, IV 254.
Ernst, Kurfürst v. Sachsen, VI 181 Anm.
Ernestinische Linie in Sachsen, VI 181 Anm.
Ertogruhl, VI 143.
Erwin von Steinbach, VI 61.
Erzämter, IV 154. V 174.
Erzbischöfe von Mainz, IV 307. V 300.
Edgecote, Schlacht bei, VI 238.
Este, Herrschergeschlecht, VI 19.
Esthland, V 189.
Eßlingen, VI 181.
Etampes, Grafschaft, VI 201. 228.
Ethelred, König v. England, IV 322 fg.
Ethelwolf, König v. England, IV 309.
Eu, Graf von, VI 200.
Eudo, Herzog v. Aquitanien, IV 127.
Eudocia, Byzant. Kaiserin, IV 187.
Eugen III., Papst, V 41.
Eugen IV., Papst, VI 46. 49 fg. 141. 156. 177.
Eurich, König der Westgothen, IV 9.
Eustach von Saint-Pierre, VI 79.
Evesham, Schlacht bei, V 220.
Ewige Richtung, VI 217.
Exarchat von Ravenna, IV 83. 87; den Päpsten geschenkt, IV 141.
Excommunication, IV 46.
Exeter, Bischof von, VI 236. 238.
Eyck, Hubert u. Johann van, VI 310.
Eyubiden (Ejubiden), V 280.
Ezelin von Romano, V 148 fg. 160.

Fabliaux, V 244.
Fagiola, Uguccio, V 353.
Fakire, VI 147 Anm.
Falieri, Marino, Doge, VI 266.
Falkirk, Schlacht bei, V 339.
Falköping, Schlacht bei, VI 352.
Fasten, IV 105.
Fatime, IV 108.
Fatimiden, IV 177.
Faust, Johann, VI 360.
Fehde, IV 39.
Fehderecht, aufgehoben, VI 196.
Fehmgericht, VI 62 fg.
Fehmwroge, VI 65 fg.
Felix V., Gegenpapst, VI 52.
Ferdinand III., König von Castilien, V 266 fg.
Ferdinand IV., König von Castilien, VI 313 fg.
Ferdinand, König v. Aragonien, VI 338.
Ferdinand I., König von Neapel, VI 261. 293 fg.
Ferdinand, König v. Portugal, VI 324.
Ferdinand, Infant v. Portugal, VI 340.
Ferdinand, Infant von Castilien, VI 332 fg.
Ferdusi, persischer Dichter, IV 180.
Feuchtwangen, Siegfried von, VI 340.
Feuer, Griechisches, IV 113.
Feudum, s. Lehen.
Fiametta, VI 305.
Ficinus, Marsilius, VI 308.
Fiesole, Fra Angelico da, VI 310.
Finnland, V 273.
Fladenheim, Schlacht bei, IV 292.
Flanderer, V 332 fg. VI 112.
Flandern mit Frankreich vereinigt, V 319.
Flor, Roger de, VI 144.
Florenz, V 349 fg. VI 250. 274 fg.
Flotte, Peter, V 321.
Föhn, V 312.
Foix, Graf v., VI 38; Gaston v., VI 39.
Folkunger, Haus der, V 272 fg.
Fontenai, Schlacht bei, IV 197.
Forth, Schlacht am, V 338.
Forwangen, V 308.
Forum judicum, IV 52.
Fraga, Niederlage Alfons I. bei, V 269.
Fra Moriale, Söldnerhauptmann, V 387 u. Anm. VI 8.
Fra Filippo, VI 310.
Franche Comté, VI 223.
Franken, die, IV 16 fg. 124 fg.
Franken, das Herzogthum, Auflösung desselben, V 27. 182.
Fränkischer Städtebund, VI 11.
Frankenreich, IV 17.
Frankfurt, Wahlversammlung zu, V 292.
Franko aus Köln, VI 311.
Frankreich, IV 17. 199. V 313 fg. VI 72 fg. 111 fg. 198 fg.
Franz II. von Bretagne, VI 199 fg. 208 fg. 247.
Franziscaner, V 232 fg. 257. 357.
Franziscus, der heilige, von Assisi, V 231 fg.
Fredegunde, IV 25 fg.
Freie Maurer, VI 62 Anm.
Freigrafen, VI 63.
Freiheitsbrief, der große, V 133. 338.
Freischützen, VI 140.
Freistühle, VI 64.
Friaul, Lombardisches Herzogthum, V 133.
Friedrich I., Kaiser, V 3. 48 fg. 261.
Friedrich II., Kaiser, V 3. 99 fg. 136 fg. 309 fg. 274. VI 296.
Friedrich III., Kaiser, VI 49. 52 fg. 69. 177 fg.
Friedrich von Oesterreich, König von Deutschland, V 308. 348. 354.
Friedrich I., König von Sicilien, V 172. 349. 353 fg.
Friedrich III., König v. Sicilien, VI 331.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, Vater Kaiser Friedrich's I., V 27. 30 fg.
Friedrich, Herzog v. Schwaben, Sohn Friedrich's I., V 182. 293.
Friedrich VI., Burggraf von Nürnberg, wird Kurfürst von Brandenburg, VI 32. 48 fg. 181.
Friedrich der Streitbare, Herzog von Oesterreich, V 148 fg. 285.
Friedrich, Leopold des Frommen Sohn, Herzog von Oesterreich, VI 16 fg. 30. 69.
Friedrich der Gebissene, V 301. 307.
Friedrich von Baden, V 168 fg.
Friedrich Tuta, Fürst von Meißen, V 301.
Friedrich, Markgraf v. Meißen, V 378.
Friedrich der Streitbare, Markgraf von Meißen, VI 36. 49. 181.
Friedrich, Herzog von Baiern, VI 12.
Friedrich der Sanftmüthige, Kurfürst von Sachsen, VI 181.

Friedrich, Pfalzgraf bei Rhein, VI 182 fg.
Friedrich II., Kurfürst von Brandenburg, VI 182.
Friesen, IV 18. 128. V 275 fg.
Fürst, Walther, V 311.
Fürst von Wales, Titel, V 335.
Fulda, gelehrte Schule zu, IV 205.

Galata, den Genuesern eingeräumt, V 288. VI 145. 163.
Gallicanische Kirche, VI 41.
Gallipoli, VI 146.
Gallus, IV 129.
St. Gallen, Kloster, IV 129.
Gamelsdorf, Treffen bei, V 354.
Gara, Palatin, VI 174 fg.
Gascogne, den Engländern entrissen, V 315.
Gastor, Franchinus, VI 311.
Gaveston, Peter, V 340 fg.
Gedimin, Fürst der Lithauer, VI 356.
Gefolgschaften, IV 32 fg.
Geisa, Oberherzog v. Ungern, IV 346.
Gelasius I., Papst, IV 91.
Gelasius II., Papst, IV 302.
Geldern, VI 216.
Gelimer, IV 68 fg.
Gellheim, Schlacht bei, V 303.
Gemeine im englischen Parlament, V 219.
Genossenschaften, V 229.
Gensd'armes, VI 101. 140.
Gent, VI 225 fg.
Genua, V 350. 387. VI 250.
Genueser im Kampf mit Venedig, VI 145 fg. 269 fg. 328 fg.
Georg, Großfürst v. Wladimir, V 282.
St. Georg, Ritterorden von, VI 11. 71.
Gepiden, IV 10 fg.
Gerbert, s. Sylvester II.
Germanen, IV 30 fg.
St. Germano, Friede zu, V 144.
Germanus, IV 119.
Germersheim, V 299.
Gerson, Johann von, VI 29. 81.
Gesellenstechen, V 240.
Gesetze Deutscher Völker, IV 12. 38 fg. V 180 fg.
Geßler von Bruneck, V 311.
Getreue, IV 36.
Ghasnaviden, IV 177. 179.
Ghiberti, Lorenzo, VI 310.
Gibellinen, Ursprung des Namens, V 38; Partei in Italien, V 349 fg. 349.
Gibraltar von den Castiliern erobert, VI 315.
Giengen, Schlacht bei, VI 183.
Gioja, Flavio, VI 358.
Giotto, Maler, VI 309.
Giustiniani, VI 163 fg.
Glamberg, Schlacht bei, VI 349.
Glarus zu den Eidgenossen, V 373.
Glocester, Herzoge von, VI 106 fg. 241. 124. 243 fg.
Godwin, Graf, IV 327 fg.
Goffredi, Cardinal, VI 211.
Gökdschu, Schaman, V 278.
Goldene Buch, Adelsregister, VI 264 fg.
Gonzaga in Mantua, V 362. VI 19.
Gonzaga, Ludwig, V 385.
Gorm der Alte, IV 240.
Got, Bertrand von, V 325.
Gothische Baukunst, VI 60 fg.
Gothländer, Stamm der, V 272.
Gottesfrieden, IV 215.
Gottesurtheile, IV 40.
Gottfried v. Bouillon, IV 293. V 11.
Gottfried von Strasburg, V 247.
Gottschalk, Fürst der Wenden, IV 264 Anm.
Gozelo von Niederlothringen, IV 268.
Gradenigo, Doge, VI 264.
Grafen bei den alten Deutschen, IV 41; in der Salischen Zeit, IV 304.
Garl, der heilige, V 244.
Granson, Schlacht bei, VI 219.
Gray, Lord, VI 242 fg.
Gregor I., Papst, IV 89 fg.
Gregor II., Papst, IV 120. 131 fg.
Gregor III., Papst, IV 133 fg.
Gregor IV., Papst, IV 195.
Gregor V., Papst, IV 236.
Gregor VII., Papst, IV 275 fg. V 8. 316.
Gregor VIII., Papst, IV 302. V 78.
Gregor IX., Papst, V 3. 139 fg. 228. 261. 284. 287.
Gregor X., Papst, V 170. 292. 294.
Gregor XI., Papst, V 270. 392. VI 34.
Gregor XII., Papst, VI 25 fg. 32.
Gregorius von Tours, IV 21.
Griechische Kirche in Rußland, V 281 fg.
Grieswärtel, V 239.
Grimoald, König der Longobarden, IV 90.
Griwen, V 186.
Grönland entdeckt, IV 312.

Großwesir, VI 168.
Guelfen, s. Welfen.
Guesclin, Bertrand du, VI 92 fg. 96 fg. 319.
Guido von Lusignan, König von Jerusalem, V 77; von Cypern, V 88.
Guido von Arezzo, VI 311.
Guienne, V 316. 323. 344. VI 139. 208 fg.
Guinegate, Schlacht bei, VI 225.
Günther von Schwarzburg, Gegenkönig, V 378 fg.
Gundobald, König der Burgunder, IV 17 fg.
Gundoldingen, Petermann von, VI 15 Anm.
Guttenberg, Johann, VI 360.
Guzmann, Perez de, VI 313.
Guzmann, Eleonore de, VI 318.

Habsburg, V 310. VI 31.
Haddesi, IV 99.
Hadrian I., Papst, IV 144. 149.
Hadrian II., Papst, IV 273.
Hadrian IV., Papst, V 51. 121. 225.
Hagenbach, Peter von, Landvogt im Elsaß, VI 217.
Hakem Beamrillah, Chalif, IV 174. 178.
Hako I. der Gute, IV 341 fg.
Hakon V., König v. Norwegen, V 274.
Hakon VI., König v. Norwegen, VI 350.
Hakon VII., König v. Norwegen, VI 351.
Hall, VI 181.
Hallwyl, Hans von, VI 220.
Hamburg, V 275.
Hanno, Erzbischof von Köln, IV 262.
Hanseatischer Bund, VI 58 fg. 351.
Hans von Rechberg, VI 182.
Harald Hardrade, König von Norwegen, IV 329 fg.
Harald Harfagr, König von Norwegen, IV 341.
Harcourt, Graf von, VI 77.
Hardikanut, IV 326.
Harduin von Ivrea, IV 240 fg.
Harfleur, erobert, VI 118.
Haro, Lope de, VI 312.
Harold, Graf, IV 328; König von England, IV 329 fg.
Harun al Raschid, IV 157. 171.
Harzburg, IV 267.
Hase, Treffen an der, IV 147.
Hastings, Schlacht bei, IV 331.
Hastings, Lord, VI 242. 244.
Hausmeier, s. Majordomus.
Hauteville, Geschlecht, IV 260.
Hedschra, IV 103.
Hedwig, Königin v. Polen, VI 173.
Heerschilde, IV 307.
Heinrich I. der Vogelsteller, IV 218 fg.
Heinrich II., Kaiser, IV 239 fg.
Heinrich III., Kaiser, IV 256 fg.
Heinrich IV., Kaiser, IV 262 fg. V 309.
Heinrich V., Kaiser, IV 296 fg.
Heinrich VI., Kaiser, V 88 fg.
Heinrich VII., Kaiser, V 308. 369. 347 fg. VI 8. 19.
Heinrich, Friedrich's II. Sohn, Römischer König, V 145 fg.
Heinrich Raspe, Gegenkönig, V 158.
Heinrich, Lateinischer Kaiser von Constantinopel, V 286.
Heinrich I., König von Frankreich, IV 214 Anm.
Heinrich I., König von England, V 113. 115 fg.
Heinrich II., König von England, V 83. 114. 118 fg.
Heinrich III., König von England, V 208. 214. 335. 340.
Heinrich IV., König von England, VI 102 fg. 233.
Heinrich V., König von England, VI 110. 117.
Heinrich VI., König von England, VI 124. 133. 231 fg. 239. 241.
Heinrich VII., König von England, VI 249.
Heinrich (von Trastamare) II., der Unechte, König von Castilien, VI 93. 318 fg.
Heinrich III., König von Castilien, VI 332.
Heinrich IV., König von Castilien, VI 336.
Heinrich, Infant v. Castilien, VI 314.
Heinrich, Graf von Portugal, V 264.
Heinrich der Stolze, Herzog v. Sachsen und Baiern, V 37 fg.
Heinrich der Löwe, Herzog v. Sachsen und Baiern, V 66 fg. 274.
Heinrich Jasomirgott, Herzog von Baiern, V 39; v. Oesterreich, V 54.
Heinrich, Herzog v. Oesterr., V 295 fg.
Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, V 184. 301.
Heinrich, König v. Navarra, V 269.

Heinrich der Fromme, Herzog von Niederschlesien, V 279.
Heinrich der Seefahrer, Infant von Portugal, VI 339.
Heinrich von Veldeck, V 246.
Heinrich von Lusignan, V 203.
Heinrich, Graf von Hochburgund, V 264. 271.
Heinrich von Kärnthen, V 306 fg. 348 fg.
Heinrich von Langenstein, VI 29.
Helena, die heilige, V 7.
Heloise, V 252 fg.
Heptarchie, IV 54.
Heraklius, Byzant. Kaiser, IV 96 fg. 113.
Herat, V 279.
Hereford, Heinrich von, VI 107 fg.
Hericourt, Schlacht bei, VI 218.
Hermann von Luxemburg, Deutscher Gegenkönig, IV 293.
Hermann von Salza, Großmeister des Deutschen Ordens, V 83. 141 fg. 190.
Hermann Balk, V 191.
Hermann der Contracte, IV 308.
Hermann von Thüringen, V 247.
Hermann von Hessen, VI 189 fg.
Hermanfried, König von Thüringen, IV 23 fg.
Herolde, V 239.
Herzoge bei den alten Deutschen, IV 33, in der Karolingischen Zeit, IV 148. 200; in der Sächsischen, IV 243 fg.; in der Salischen, IV 255. 258.
Herzogthümer, Deutsche, IV 217; Auflösung der alten, V 181 fg.
Hessen, V 184.
Hierarchie, s. Papstthum.
Hieronymus von Prag, VI 35 fg.
Hildebrand, s. Gregor VII.
Hilderich, König der Vandalen, IV 68.
Hippolyta, VI 261.
Hittin, Schlacht bei, V 77.
Hörner, Gesellschaft von den, VI 11.
Hohenstaufen im Kampfe gegen den Kaiser Lothar und die Welfen, V 30 fg.; regieren das Römisch-Deutsche Reich, V 36 fg.; ihr Untergang, V 169.
Hohenburg, Schlacht bei, IV 268.
Hohenzollern, V 182; erwerben Brandenburg, VI 49.
Holzer, Wolfgang, VI 184 fg.
Holzschneidekunst VI 359.
Honorius II., Papst, V 29.
Honorius III., Papst, V 136 fg. 215 286.
Horebiten, VI 44.
Hroswitha, IV 248.
Hubert de Burgh, V 215.
Hütten oder Logen, VI 62 Anm.
Hugo Capet, IV 213.
Hugo der Große, VI 212 fg.
Hugo von Blankenburg, V 258.
Hugo von Vermandois, V 11.
Hugo, Wildgraf, V 330.
Hugonet, Kanzler, VI 223.
Hulaku, V 280.
Humbert II., Graf v. Vienne, VI 46.
Hunnen, IV 69. V 277.
Hunyadi, Johann, VI 157 fg. 177 fg.
Hussaren, VI 191 Anm.
Huß, Johann, VI 34 fg.
Hussitenkrieg, VI 40 fg.

Jacob I., König v. Aragonien, V 270 fg.
Jacob II., König von Aragonien, VI 313. 328 fg.
St. Jacob an der Birs, Schlacht bei, VI 71.
Jacobäa, Erbin v. Hennegau, VI 47.
Jacobiten, IV 67.
Jacquerie, VI 89 Anm.
Jacub Almanzor, V 265.
Jagello, Großfürst von Lithauen und König v. Polen, VI 43. 173 fg. 343.
St. Jago di Compostella, Ritterorden, V 265.
Jaik, Fluß, V 280. 281.
Jalovaz, Schlacht bei, VI 158.
Janitscharen, VI 147. 169.
Jaroslaw I. von Rußland, V 281.
Jaroslaw II. von Rußland, V 281.
Icenium, Schlacht bei, V 81; Sultanat, IV 15. VI 143.
Jerusalem kommt an die Araber, IV 109 fg.; an die Seldschucken, V 7 fg.; von den Kreuzfahrern eingenommen, V 20; Königreich, V 22; von Saladin eingenommen, V 76; an Friedrich II. abgetreten V 141 fg.; von den Chowaresmiern erobert, V 143.
Jessugni Bophatur, V 278.
Jezdedgerd III., Persischer König, VI 109.
Imam, IV 154.
Imbercourt, VI 223.

Immunität, IV 154.
Innocenz II., Papst, V 32.
Innocenz III., Papst, V 3. 92 fg. 128 fg. 265. 270. 280. 316. VI 2.
Innocenz IV., Papst, V 154 fg. 193. 208. 216. 272. 293.
Innocenz VI., Papst, V 388. VI 8. 91.
Innocenz VIII., Papst, VI 226.
Innungen, VI 56.
Inquisition, V 227.
Institutionen, IV 61.
Interdict, V 130.
Interregnum in Deutschland, V 173 fg.
Investitur, IV 281.
Investiturstreit, IV 281 fg. 299 fg.; in England, IV 335 fg. V 119 fg. 215 fg.
Jobst (Jost, Jodocus), Markgraf von Mähren, VI 10. 28. 48.
Johann VIII., Papst, IV 201. 273. 231.
Johann XII., Papst, IV 229.
Johann XXII., Papst, V 353. 356 fg. 362 fg. VI 50 fg.
Johann XXIII., Papst, VI 27 fg. 36 fg.
Johann I. Tzimisces, Byzant. Kaiser, IV 186 fg.
Johann II. Comnenus, Byzant. Kaiser, V 100 fg.
Johann V., Byzant. Kaiser, VI 150. 156. 271.
Johann VI., Byzant. Kaiser, VI 51. 155 fg.
Johann VII. Kantakuzenus, Byzant. Kaiser, VI 145 fg. 270.
Johann Vatatzes, Kaiser von Nicäa, V 286 fg.
Johann von Brienne, Titularkönig von Jerusalem, V 138; Byzant. Kaiser, V 287.
Johann II., Markgraf von Montferrat, V 387.
Johann, König der Bulgaren, V 285 fg.
Johann III., Herzog von Bretagne, VI 76.
Johann ohne Land, König von England, V 124 fg.
Johann, König von Böhmen, V 354 fg. 348. 361. VI 79.
Johann Heinrich, Böhmischer Prinz, V 364 fg.
Johann I., König von Castilien, VI 324.
Johann II., König von Castilien, VI 332 fg.
Johann I., König v. Aragonien, VI 331.
Johann II., König von Aragonien, V 384. VI 337 fg.
Johann, Herzog von Görlitz, VI 10.
Johann, Herzog v. Berry, VI 111 fg.
Johann I., der Unechte, König von Portugal, VI 324 fg. 339.
Johann, König von Frankreich, VI 46. 81 fg.
Johann der Unerschrockene, Herzog von Burgund, VI 115 fg. 123. 149.
Johann I., Graf von Holland, V 305.
Johann, Albrecht's I. Neffe und Mörder, V 307 fg.
Johann, Graf von Namur, V 332.
Johann, König v. Schottland, V 316.
Johann von Nassau, Erzbischof von Mainz, VI 21.
Johann Graf von Habsburg, V 372.
Johann von Procida, V 170 fg.
Johann von Ravenna, VI 307.
Johannes Duns Scotus, V 257.
Johannes Scotus Erigena, IV 205. V 25.
Johanna, angeblicher Papst, IV 273.
Johanna von Navarra, V 269.
Johanna I., Königin von Neapel, V 367. 386. 392. VI 5. 17 fg. 111.
Johanna II., Königin von Neapel, VI 253.
Johanna, Wittwe Wenzel's v. Luxemburg, VI 46.
Johanna, Tochter Ludwig's X., V 334. VI 72. 82.
Johanniter, V 24. 330.
Joinville, Ritter, V 210.
Jolantha, V 138.
Jongleurs, V 243.
Joppe, Richard vor, V 87.
Josquin, VI 311.
Irene, Kaiserin, IV 121 fg.
Irland, IV 129 fg.; von Heinrich II. erobert, V 121 fg. 341.
Irmensäule, IV 144.
Irnerius, V 261.
Isaak I., Comnenus, Byzant. Kaiser, IV 187.
Isaak II., Angelus, V 79. 101.
Isabeau, Gemahlin Karl VI., VI 114. 119 fg.
Isabella, Königin von Castilien, VI 336. 338.
Isabella, Tochter Karl VI. v. Frankreich, VI 107.
Isabella, Tochter Warwic's, VI 238.

Isabella, Tochter Philipp IV., V 341. 343 fg.
Isenburg, Diether von, VI 182.
Islam, IV 103.
Island, IV 342.
Isländer, V 274. 276 fg.
Ismaeliten, IV 176.
Ispfahan, VI 151.
Juden, V 13. 44. 125. 136.
Judith, Gemahlin Ludwig des Frommen, IV 193.
Jünger der ewigen Weisheit, V 259.
Julian, Graf, IV 111.
Julian, Cardinal, VI 158 fg. 177.
St. Julian, geistl. Ritterorden, V 265.
Jungingen, Ulrich von, VI 343.
Jusef Ben Taschfen, V 264.
Justin I., Byzant. Kaiser, IV 60.
Justin II., Byzant. Kaiser, IV 116.
Justinian I., Byzant. Kaiser, IV 60 fg.
Justinian II., Byzant. Kaiser, IV 116.
Justitia in Aragonien, VI 330.
Iwan III. Wassiliewitsch, Selbstherrscher in Rußland, VI 356.
Iwar Widfadmi, IV 340.

Kaaba, IV 100.
Kadi, IV 175. VI 168.
Kadiaskere, VI 168.
Kärnthen, IV 236. V 72. 363 fg.
Kaffa, VI 269.
Kaiserthum, westliches, wiederhergestellt, IV 150.
Kalka, Schlacht an der, V 282.
Kallinikus, IV 113.
Kalykadnus, s. Saleph.
Kammergericht in Vorschlag, VI 192.
Kanonisches Leben, IV 208.
Kanut, der Große, König von Dänemark und England, IV 341 fg.
Kanut VI., König von Dänemark, V 274.
Kaptschak, Chanat von, VI 355 fg.
Karamanen, VI 157. 159. 167.
Karl Martell, IV 126 fg.
Karl der Große, IV 142 fg.; als Held der Gedichte, V 243.
Karl Zeno, Befehlshaber von Tenedos, VI 271. 273.
Karl der Kahle, IV 199.
Karl der Dicke, IV 201 fg.
Karl IV., V 361. 368. 375. 376 fg. 389. VI 8. 303.
Karl der Einfältige, König v. Frankreich, IV 202. 216.
Karl IV., König von Frankreich, V 334. 344. 356 fg.
Karl V., König v. Frankreich, V 392. VI 92. 101 fg.
Karl VI., König von Frankreich, VI 21. 95. 111 fg.
Karl VII., König von Frankreich, VI 124 fg. 199. 258 Anm.
Karl VIII., König v. Frankr., VI 248.
Karl I. (von Anjou), König v. Neapel, V 167 fg.
Karl II., König v. Neapel, VI 171.
Karl, Prinz von Neapel, V 306.
Karl der Kleine, König von Neapel und Ungern, VI 17. 174.
Karl Robert, König von Ungern, V 362. 364 Anm. VI 171. 280.
Karl Knudson, König von Schweden, VI 353 fg.
Karl der Böse, König von Navarra, VI 82. 86. 319.
Karl von Blois, Graf, VI 76. 81. 93. 97 fg.
Karl der Kühne, Herzog v. Burgund, VI 189 fg. 202. 204.
Karl, Herzog von Viana, VI 337.
Karl von Valois, V 319.; in Florenz, VI 278.
Karl von Maine, VI 228.
Karl, Herzog von Calabrien, V 359. VI 280.
Karmaten, IV 175. 176.
Karolinger, Deutsche, IV 200 fg.; Französische, IV 210 fg.
Karthäuser, V 229.
Kasimir I. der Große, König v. Polen, VI 342. 172. V 364 Anm.
Kasimir II., König von Polen, VI 51. 187.
Kasimir III., König v. Polen, VI 348.
Katharer, s. Paulicianer.
Kelchner, s. Calixtiner.
Kenilworth, V 345.
Kent, Graf von, V 346.
Keraiten, V 278.
Kerulan, V 279.
Ketzer, V 109.
Khaled, IV 119.
Kiew, Großfürstenthum, V 281; zerstört, V 285.
Kilian, der heilige, IV 129.
Kilidsch Arslan I., V 15 fg.
Kilidsch Arslan II., V 79.
Kirchenbann, IV 46.
Kirchenstaat, V 94.

Kirchenversammlungen: zu Basel, VI 44. 49 fg.; Constantinopel, IV 66; Ferrara, VI 156; Kostnitz, VI 29 fg.; Lyon, V 155 fg. 272. 294; Sutri, IV 257; Pisa, VI 17 fg. 26; Vienne, V 327; Piacenza, V 9; Clermont, V 9; Toulouse, V 227.
Klöster, IV 47 fg. V 230.
Klosterschulen, ihre Blüthe, IV 308.
Knappen, V 236.
Kniprode, Winrich von, VI 342.
Knowles, Robert, VI 101 fg.
Königsfelden, V 309.
Königsberg gegründet, V 196.
Koloman, König von Ungern, V 283.
Komödie, die göttliche, VI 297.
Konrad I., König v. Deutschland, IV 217.
Konrad II., Kaiser, IV 251 fg.
Konrad III., König von Deutschland, V 36 fg. 44 fg.
Konrad IV., Römischer König, Friedrich's II. Sohn, V 165 fg.
Konrad, Römischer König, Heinrich's IV. Sohn, IV 295.
Konrad, Herzog v. Masovien, V 189.
Konrad von Thierberg, V 198 fg.
Konrad von Würzburg, V 246.
Konrad von Tegerfeld, V 307.
Konrad von Marburg, V 228.
Konstanz, Friede zu, V 73.
Koptische Christen, IV 67.
Koran, IV 104.
Koreischiten, IV 102.
Koributh, VI 43 fg.
Koshru Nushirwan, s. Chosroes I.
Kossova, Schlachten bei, VI 146. 160.
Kostnitzer Friede, s. Konstanz.
Kreta, von den Arabern erobert, IV 185; Venetianisch, V 116.
Krone, eiserne, IV 204.
Kreuzerhöhungsfest, IV 98.
Kreuzzug, der erste, V 13 fg.; Konrad's III. u. Ludwig's VII., V 45 fg.; Friedrich's I., V 79 fg.; Philipp August's und Richard Löwenherz, V 84 fg.; gegen Constantinopel, V 100 fg.; von Kindern, V 107; Andreas' II., V 107; Friedrich's II., V 139 fg.; Ludwig's des Heiligen erster, V 201 fg.; zweiter, V 209 fg.
Kreuzzüge, allgemeine Würdigung und Folgen, V 211 fg.
Küßnacht, V 313.
Kulmische Handfeste, V 191.
Kumanen V 281. 282. 287
Kuno, Abt von St. Gallen, VI 16.
Kunz v. Kaufungen, VI 181 Anm. 182.
Kunz von der Rosen, VI 226.
Kurfürsten, V 149. 174. 381.
Kurilkai, V 278.
Kurverein, zu Rense, V 384; zu Frankfurt, VI 53.

Ladislaus I., König von Ungern, IV 348. V 283.
Ladislaus IV., König von Ungern, V 296. VI 170.
Ladislaus, König von Neapel, VI 18. 23 fg.
Ladislaus Posthumus, VI 177 fg.
Lakonien, Despotat, VI 155.
Lambert von Aschaffenburg, IV 308.
Lamego, Reichstag zu, V 272.
Lancaster, Haus, VI 232.
Lancaster, Thomas, Graf v., V 341 fg.
Lancaster, Heinrich, Graf von, V 345.
Lancaster, Catharina von, VI 333.
Landamman, V 311.
Landenberg, Beringer von, V 311 fg.
Landeshauptleute, s. Vizthume.
Landeshoheit, V 178.
Landfrieden, V 298. VI 195 fg.
Landgrafen, IV 304. V 309.
Landleute und Unfreie in Rußland, V 282.
Landmeister, V 191.
Lando, Michael, VI 287.
Lanfrancus, IV 335. V 251.
Langton, Stephan, V 129. 133. 135
Langued'oc, V 242. VI 111. 113.
Lanze, heilige, V 18.
Lanzenstechen, V 239.
Lara, Adelsgeschlecht, VI 312.
Lateinisches Kaiserthum, V 104 fg.
Laupen, Schlacht bei, V 374.
Laura von Sade, VI 301.
Lausanne, V 294.
Lausitz an Böhmen, V 383.
Lechfeld, Schlacht auf dem, IV 229.
Legaten, V 223.
Legnano, Schlacht bei, V 69.
Lehen, IV 36; Constitution Kaiser Konrad's darüber, IV 255; Sammlung der Gesetze darüber, V 181.
Lehnsherrlichkeit, V 178.
Lehnsverfassung, Ursprung, IV 37; Wachsthum, IV 209; in ihrer Vollendung, V 175 fg.; in England, IV 335 fg.

Leicester, Simon, Graf von, V 337.
Leinenpapier, VI 358 fg.
Leipzig, Universität zu, gegr., VI 36.
Lenzen, Schlacht bei, IV 220; Schloß, V 275.
Leo III., Papst, IV 149.
Leo VIII., Papst, IV 230.
Leo IX., Papst, IV 191. 260. 274.
Leo II., Byzant. Kaiser, IV 57.
Leo III. der Isaurier, Byzant. Kaiser, IV 117.
Leo IV. Chazar, Byzant. Kaiser, IV 121.
Leo V. der Armenier, IV 184.
Leon, christlicher Staat auf der Pyrenäischen Halbinsel, IV 349 fg.; mit Castilien auf immer vereinigt, V 266.
Leontius, Byzant. Kaiser, IV 116.
Leopold V., Herzog von Oesterreich, V 86. 126.
Leopold, Sohn Albrecht's I., V 307. 348. 354 fg. 369.
Leopold, Albrecht des Weisen Sohn, Herzog von Oesterreich, VI 13. 15.
Leovigild, König der Westgothen, IV 50.
Leudes, IV 36.
Lewellyn, Fürst der Waliser, V 335.
Lewes, Schlacht bei, V 218.
Liber sententiarum, V 262.
Liebeshöfe, V 245.
Lincoln, Schlacht bei, V 118.
Lissabon erobert, V 272.
Lithauen bekehrt und mit Polen vereinigt, VI 342 fg.
Litteratur, alte, VI 305; arabische, IV 173.
Livland, V 188 fg.
Livre, Französische Münze, V 331 Anm.
Löwenritter, VI 11. 192.
Lollharden, VI 110. 118.
Lombardischer Städtebund, V 49 fg. 349.
Longobarden, IV 84 fg. 144 fg.
Lothar I., Kaiser, IV 199.
Lothar II., König von Lothringen, IV 199. 271.
Lothar, Französischer König, IV 213.
Lothar von Suplimburg, IV 301; Kaiser, V 27.
Lothringen, IV 199. VI 218.
Lucern zu den Eidgenossen, V 370.
Lucius II., Papst, V 41.
Lucius III., Papst, V 74.
Lucka, Treffen bei, V 307.
Ludwig der Fromme, IV 163. 191 fg.
Ludwig der Deutsche, IV 199.
Ludwig das Kind, IV 204.
Ludwig von Baiern, Kaiser, V 354 fg. VI 5. 75.
Ludwig, Herzog von Baiern, VI 182 fg.
Ludwig II., Kaiser, IV 199. 201.
Ludwig IV., König von Frankreich, IV 212.
Ludwig V., König von Frankreich, IV 213.
Ludwig VI., König von Frankreich, V 112 fg. 286.
Ludwig VII., König von Frankreich, V 43 fg. 114. 122 fg.
Ludwig VIII., König von Frankreich, V 201.
Ludwig IX., König von Frankreich, V 201 fg. 218. 313. 319.
Ludwig X., König von Frankreich, V 333 fg.
Ludwig XI., König von Frankreich, VI 189. 198 fg. 227. 238.
Ludwig der Große, König von Ungern und Polen, V 367. 386. VI 5. 17 fg. 146. 172 fg. 271.
Ludwig I. von Anjou, Kronprätendent von Neapel, VI 18.
Ludwig II. von Anjou, Kronprätendent von Neapel, VI 18. 23 fg. 27. 111 fg.
Ludwig III. von Anjou, Kronprätendent von Neapel, VI 254.
Ludwig der Aeltere, Kurfürst v. Brandenburg, V 365. 373. 377 fg.
Ludwig der Römer, Kurfürst v. Brandenburg, V 380.
Ludwig, Herzog v. Orleans, VI 113 fg. 258 Anm.
Ludwig II., Graf von Flandern, VI 46. 72 fg. 79. 112. 115.
Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, V 295.
Ludwig I., Herzog von Baiern, V 295 Anm.
Ludwig von Tarent, V 386.
Lübeck, Hauptort des Hanseatischen Bundes, V 275. VI 59.
Lügenfeld, IV 195.
Lüttich, VI 201 fg.; zerstört, 207 fg.
Luitprand, König der Longobarden, IV 120. 136 fg.
Luna, Alvaro de, VI 334 fg.
Luna, Peter von, s. Benedict XIII.
Lysura, Johann, VI 54.

Maccalo, Schlacht bei, VI 251.
Macedonisches Kaiserhaus, IV 186 fg.
Märzfelder, IV 153.
Magdeburg, Erzbisthum, IV 232.
Magnaten in Ungern, V 284.
Magna charta, V 138.
Magnesia, VI 158. 160.
Magnus Smek, König von Schweden, VI 349 fg.
Magnus VII. Lagabätter, König von Norwegen, V 274.
Mahmud Jemin ed Daula, IV 179.
Mailand von den Burgundern zerstört, IV 74; trotzt dem Kaiser Konrad, IV 255; den Hohenstaufischen Kaisern, V 53. 57; von Friedrich I. zerstört, V 61 fg.; zur Zeit Heinrich's VII., V 349; unter den Visconti, V 391; an Franz Sforza, VI 18 fg. 250 fg. 258.
Maillard, Jean, VI 89.
Maillotins in Paris, VI 112.
Mainz, bestraft, V 62; Reichstag Friedrich's II. daselbst, V 147; erobert, VI 361.
Majordomus, IV 37.
Maires, V 113.
Malatesta, Herrscher von Rimini, V 388; Karl von, VI 32.
Malek Schah, IV 182.
Malerei, VI 309.
Malterer, Martin, Ritter, VI 15.
Maltravers, Johann von, V 345.
Mamelucken, V 205.
Manfred, König von Sicilien, V 162. 165 fg.
Manfredi, Herrscher in Faenza, V 388.
Manuel Comnenus, Byzant. Kaiser, V 101.
Manuel II., Byzant. Kaiser, VI 154.
Marcel, Stephan, VI 86 fg.
Marchfeld, Schlacht auf dem, V 296 fg.
Marco Polo, V 214.
Margaretha, Königin der nordischen Reiche, VI 351 fg.
Margaretha, Markgräfin von Thüringen, V 169. 301.
Margaretha Maultasche, V 365. 383.
Margaretha, Königin von Schottland, V 353.
Margaretha von Burgund, VI 115. 216. 222 fg.
Margaretha, Tochter Maximilian's, VI 225.
Margaretha, Königin von Ungern, VI 174 fg.
Margaretha von Anjou, Gemahlin Karl's VII., VI 124.
Margaretha von Anjou, Gemahlin Heinrich's VI., VI 138. 235 fg. 241.
Marianenritter, s. Deutsche Ritter.
Marienburg, VI 340; belagert, 344.
Marigny, Philipp von, Erzbischof, V 329.
Marken, IV 155.
Marocco erbaut, V 264.
Maroniten, IV 115. V 22.
Martin IV., Papst, V 172. 269. 314.
Martin V., Papst, VI 33. 40. 49 fg. 253.
Martin, König v. Aragonien, VI 332.
Martinsvögel, VI 11.
Martinswand, VI 224.
Masaccio, VI 310.
Masovien, V 185.
Mathäus Paris, V 225.
Mathias Corvinus, VI 179. 187. 190 fg.
Mathilde, Kaiserin und Königin von England, V 117 fg.
Mathilde, Markgräfin von Toscana, IV 287.
Mathildische Güter, IV 301.
Mauritius, Byzant. Kaiser, IV 94 fg.
Maupertuis, s. Poitiers.
Mauren, IV 349.
Maximilian I., VI 192. 194. 216. 222 fg.
Mayor von London, Lord, V 246.
Mediceer, VI 287 fg.
Medici, Cosmo, VI 259. 261. 288 fg.
Medici, Salvestro, VI 285.
Medici, Johann, VI 288.
Medici, Lorenz, VI 290 fg.
Medici, Peter, VI 290.
Medici, Julian, VI 290.
Medina, Mohammed's Flucht dahin, IV 102.
Meinhard, Augustinermönch, V 188.
Meinhard, Graf von Tyrol, V 383. 296 fg.
Meinhard von Neuhaus, VI 178.
Meißen, Markgrafschaft, IV 221. V 183.
Meistersänger, V 249.
Mekka, IV 100.
Melfi, erobert, V 35; Landtag zu, V 144.
Melrichstadt, Schlacht bei, IV 291.
Memel gegründet, V 196.

Menetriers, V 245.
Mereniden, V 268.
Merida, Schlacht bei, V 266.
Merovinger, IV 16 fg.; abgesetzt, IV 140.
Merseburg, Schlacht bei, gegen die Ungern, IV 221; zwischen Heinrich IV. und Rudolf, IV 293.
Mervan II., IV 112.
Messe, IV 93 fg.
Michael I. Rhangabe, Byzant. Kaiser, IV 133 fg.
Michael II. der Stammler, Byzant. Kaiser, IV 184.
Michael III., Byzant. Kaiser, IV 186.
Michael Paläologus, V 287. VI 269.
Michael VII., Byzant. Kaiser, IV 182. 190.
Michael Cerularius, Patriarch, IV 191.
Michieli, Vital, Doge, VI 262.
Mindowe, Fürst v. Lithauen, V 197.
Miecislav, IV 345.
Mieß, Jacob von, VI 35. 37.
Ministerialen, IV 37.
Minnelieder, V 246.
Minorbino, Graf von, VI 7.
Minoriten, V 233.
Minstrels, V 245.
Missi dominici, IV 153.
Mittelalter, allgemeine Würdigung, IV 6 fg.
Moawijah, Chalif, IV 110.
Mödling, Belagerung von, IV 188.
Mönchsorden, IV 47. V 228 fg.
Mohammed, der Prophet, IV 98 fg.
Mohammed I., Türkischer Sultan, VI 155.
Mohammed II., Türkischer Sultan, VI 161 fg. 188.
Mohammed, Sultan der Chowaresmier, V 142. 278.
Mohammed II., König von Granada, VI 313 fg.
Mohammed V., König von Granada, VI 315.
Molai, Jacob, V 327.
Molara, Schlacht bei, VI 328.
Mollahs, VI 168.
Mongolen, V 154. 277 fg. 282 fg. 284 fg.
Monophysiten, IV 65 fg.
Monotheleten, IV 115.
Mons en Puelle, Schlacht bei, V 333.
Mons Lactis, Schlacht am, IV 81.
Montague, Lord, VI 238.
Montecatini, Schlacht bei, V 353.
Montesecco, Condottiere, VI 291 fg.
Monte Cassino, IV 48. V 152.
Montferrat, Geschlecht, VI 19.
Montfort, Simon von, V 111.
Montfort, Johann v., VI 76. 93. 97 fg; Herzog von Bretagne, VI 114.
Montfort, Graf von Leicester, V 217.
Montiel, Schlacht bei, VI 101. 321.
Montlheri, Schlacht bei, VI 201.
Montpellier, Universität, V 263.
Morabethen, V 264 fg.
Moray, Randolf von, Graf, VI 73.
More, Everhard von, VI 60.
Morea, Krieg in, VI 167.
Morgarten, Schlacht bei, V 369 fg
Moro, Christoforo, Doge, VI 186.
Mortimer, Roger, V 344 fg.
Mortimer, Edmund, VI 110.
Mortimerscroß, Schlacht bei, VI 235.
Moskau, von den Mongolen verbrannt, V 282.
Moslemen, IV 103.
Mostasem, der letzte Chalif, V 280.
Motassem, Chalif, IV 176.
Motawakkel, Chalif, IV 174. 176.
Muahedim, V 265 fg. 268.
Muhamed, Fürst der Almohaden, V 265.
Mühldorf, Schlacht bei, V 355.
Münster in Straßburg, VI 61.
Mufti, IV 175. V 169.
Murad I., Sultan, VI 146.
Murad II., Sultan, VI 155.
Münzverfälschungen, V 331. VI 184.
Muret, Schlacht bei, V 270.
Muris, Johann de, VI 311.
Murten, Schlacht bei, VI 220.
Musa, IV 111.
Musik, VI 311.
Mystik, V 258.
Mythologie, die nordische, IV 338.

Näfels, Schlachten bei, V 373. VI 16.
Nahavend, Schlacht bei, IV 109.
Nancy, VI 214. 218. 221 fg.
Narses, IV 74. 80. 84.
Navarra, V 263. 269; mit Frankreich vereinigt, V 314; getrennt, VI 72. 82. 339.
Navarette, Schlacht bei, VI 99. 320.
Neapel, Universität daselbst, V 138. 263.
Neapolitanisches Königreich, VI 252 fg.; Regententafel, V 367.
Negroponte, VI 167.

Nemours, Herzog von, VI 228.
Nepomuck, Johann von, VI 10.
Neuß, von Karl dem Kühnen belagert, VI 189. 212.
Neustrien, IV 23.
Newa, Schlacht an der, V 283.
Nibelungen, V 248.
Nicäa eingenommen, V 15; Kaiserthum, V 106. 285 fg.
Nicephorus I., Byzant. Kaiser, IV 124. 171. 183.
Nicephorus II. Phocas, Byzant. Kaiser, IV 186.
Nicolaus I., Papst, IV 190. 244. 271.
Nicolaus II., Papst, IV 261. 275.
Nicolaus III., Papst, V 170. 294.
Nicolaus IV., Papst, VI 170.
Nicolaus V., Papst, V 360. VI 54. 162. 165. 179 fg.
Nicopolis, Schlacht bei, VI 149 fg.
Nidau, Graf von, V 374.
Niem, Dietrich von, VI 29.
Nika-Aufruhr, IV 65.
Nissa, Schlacht bei, VI 158.
Niutsche, Chin. Herrscherstamm, V 278.
Nogaret, Wilhelm v., V 322 fg. 329.
Nominalisten, V 252. VI 38.
Nordalbingien, V 274.
Nordsächsische Mark, V 220 fg.
Norfolk, Herzog von, VI 107 fg.
Norfolk, Graf von, V 338.
Normandie, IV 212; mit Frankreich vereinigt, V 129.
Normannen, IV 151. 200 fg. 309; in Unteritalien IV 259 fg.
Northampton, Schlacht bei, VI 235.
Northumberland, Graf v., VI 108 fg.
Norwegen, V 274 fg.
Notabeln, VI 209.
Notker, Labeo, Mönch, IV 248.
Novellae, IV 61.
Novellen, VI 304.
Nowgorod, V 282 fg. 356 fg.
Noyons, V 278.
Nürnberg, Burggrafthum, V 356; Stadt, VI 57.
Nürnberger, VI 182.
Nureddin V 27.

Obotriten, IV 148. 151.
Oberlothringen, Herzogthum, VI 218 Anm.
Obrecht, VI 311.
Ockenheim, VI 311.
Octai, V 279 fg.
Odin, IV 339. V 277.
Odo, Herzog von Francien, IV 212.
Odoacer, IV 8 fg.
Oelmalerei, VI 310.
Oesterreich, IV 236; an das Haus Habsburg, V 297.
Ofen, Universität, VI 193.
Olav Trygväson, IV 342.
Olav Schooßkönig, IV 341.
Oldcastle, John, VI 118.
Oleg, V 343.
Oleggio, Johann von, V 388.
Olga, IV 343.
Omar, Chalif, IV 108.
Omijaden, IV 110. V 263.
Onon, Fluß, V 278 fg.
Oppas, Erzbischof zu Sevilla, IV 111.
Orchan, Sultan, VI 145.
Ordelaffi, Herrscher zu Forli, V 388.
Ordale, s. Gottesurtheile.
Ordonnanzcompagnien, VI 140.
Oriflamme, V 84.
Orleans, Universität, V 263; belagert, VI 124 fg.; gerettet, VI 128; das Mädchen von, s. d'Arc, Johanna.
Orleans, Ludwig von, VI 113; erm. 115; Karl von, VI 200; Bastard von, VI 124. 142.
Orsini zu Rom, V 351. 360. VI 6.
Orso, Graf von Anguillara, VI 304.
Orthok, der Seldschucke, V 7.
Osman, VI 143 fg.
Osmanen, s. Türken.
Ossian, IV 55.
Ostgothen, IV 8 fg.
Otfried, IV 206.
Othman, Chalif, IV 108.
Otto I., Kaiser, IV 222 fg.
Otto II., Kaiser, IV 233 fg.
Otto III., Kaiser, IV 235 fg.
Otto IV., Kaiser, V 96 fg.
Otto der Finne, Kurfürst von Brandenburg, V 380. 383.
Otto von Nordheim, IV 262. 266 fg.
Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf, V 53. 57; Herzog von Baiern, V 72.
Otto von Wittelsbach, Neffe des Vorigen, V 98.
Otto, Herzog von Baiern, V 303.
Otto, Herzog v. Braunschweig, VI 17.
Otto, Herzog von Oesterreich, V 364.
Otto der Lange, Markgraf von Brandenburg, V 297.
Otto von Burgund, Graf, V 315.

Otto von Ballenstädt, V 37 fg.
Otto von Freisingen, V 82.
Otranto von den Türken eingenommen, VI 168.
Ottokar, König von Böhmen, V 198. 295 fg.
Ourique, Schlacht bei, V 271 fg.
Oviedo, IV 349.
Oxenstierna, Jöns Bengtson, VI 354.
Oxford, Universität, V 263. VI 25.

Pacheco, VI 335 fg.
Padilla, Maria de, VI 318.
Padua, Universität, V 263.
Pairs, V 132.
Panciatichi, VI 277.
Pandectä, IV 61.
Pandolfo, VI 8.
Pandolf, Alopo, VI 253.
Papstthum, Anfänge, IV 45. 90 fg. 135 fg. 171; steigende Macht, IV 269 fg.; nach Gregor, V 221. 317. VI 20. 29. 49. 183. 187.
Parcival, V 247.
Paris, VI 90. 113. 137; Universität, V 260 fg. 262 fg. VI 21.
Parlamente, in Frankreich, V 207. 331; in England, V 134. 216. 217. 219. 337. 341. VI 103. 107. 249. 250.
Pascha's, VI 168.
Paschalis II., Papst, IV 296 fg. V 116.
Paschalis III., Papst, V 63.
Patriarchen, IV 93.
Patricius von Rom, IV 141.
Patricier in Deutschen Städten, VI 56 fg.
Paul III., Papst, VI 187.
Paulicianer, V 109.
Pavia, eingenommen, IV 144; Reichstag zu, V 61; Haupt der Gibellinen in der Lombardei, V 53.
Pazzi, Verschwörung der, VI 291 fg.
Pecquigny, VI 86. 213. 241.
Pelayo, IV 349.
Pellegrin, VI 12.
Pembroke, Grafen von, V 214. 342.
Percy, Heinrich, VI 109 fg.
Peronne, Ludwig XI. und Karl der Kühne daselbst, VI 206 fg.
Perpignan, V 314.
Persisches Reich, IV 83 Anm. 97. 109.
Persönliches Recht, IV 38.
Peruzzi, Handlungshaus, V 324.
Pest, große, V 379.
Peter, König von Ungern, IV 256.
Peter der Grausame, König von Castilien, VI 93. 317 fg.
Peter II., König von Aragonien, V 265. 270.
Peter III., König von Aragonien, V 171 fg. 269. 271. 314. VI 325 fg.
Peter IV., König von Aragonien, V 347. VI 270. 318 fg. 329 fg.
Peter, König v. Portugal, VI 322 fg.
Peter II., König v. Cypern, VI 271.
Peter, Erzbischof von Mainz, V 354. 357.
Peter von Ailly, VI 29. 33. 38.
Peter von Amiens, V 8. 12.
Peter von Clugny, V 229. 255.
Peter von Vinea, V 162.
Peter von Corvara, V 360.
Peter König, V 332.
Petit, Johann, VI 116.
Petrarca, VI 3. 270. 295 fg.
Petronella, V 269.
Petrucci, Cäsar, VI 292.
Petrus Waldus, V 109.
Petrus Lombardus, V 262.
Petrus Bartholomäus, V 18.
Pfalzgrafen, IV 154. V 295 Anm.
Pfründenwucher, s. Simonie.
Philipp, König v. Deutschland, V 96 fg.
Philipp I., König von Frankreich, IV 214. V 112.
Philipp II. August, König v. Frankreich, V 83. 124 fg.
Philipp III., König von Frankreich, 269. 313 fg.
Philipp IV., König von Frankreich, V 304. 314. 336 fg. 347.
Philipp V., König von Frankreich, VI 72. 334.
Philipp VI, König von Frankreich, V 363. VI 46. 72 fg.
Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, VI 46. 91. 111 fg. 149.
Philipp der Gute, Herzog von Burgund, VI 46 fg. 123 fg. 136. 204.
Philipp, Erzherzog von Burgund, VI 225.
Philippa v. Hennegau, V 316. VI 80.
Philippikus Bardanes, Byzantinischer Kaiser, IV 117.
Phokas, Byzant. Kaiser, IV 95 fg.
Photius, Patriarch, IV 190.
Piade, VI 148.
Piasten, IV 345.
Piccinino, Niccolo, VI 251 fg. 257.
Piccinino, Jacob, VI 261.

Picten, IV 55.
Pipin von Herstall, IV 125.
Pipin der Kleine, IV 138 fg.
Pipin von Landen, IV 125.
Pisa, V 64. 350 fg. VI 328. 329.
Pisani, Victor, VI 271 fg.
Pisani, Niccolo, VI 270.
Pisano, Niccolo, VI 309.
Pistoja, VI 277 fg.
Pitti, Lucas, VI 290.
Pius II., Papst, VI 180. 185 fg. 215.
Plantagenet, Haus, V 118 fg. VI 249.
Plasian, Wilhelm von, V 323. 329.
Plessis, Schloß, VI 229.
Pletho Gemistus, VI 308.
Podesta, V 62. 389.
Podiebrad, Georg, VI 179. 182. 185 fg.
Poggio, Jacob, VI 291 fg.
Poggio Bracciolini, VI 308.
Poiet, Bertrand du, V 361.
Poitiers, Schlachten bei, IV 128. VI 33.
Poitou zu Frankreich, V 314.
St. Pol, Connetable von Frankreich, VI 212.
Pola, Schlacht bei, VI 272.
Pole, Michael de la, Graf von Suffolk, VI 106.
Polen, IV 345. V 187. VI 170 fg.
Polenta, Herrscher in Ravenna, V 388. VI 297.
Politianus, Angelus, VI 308.
Pommerellen, V 274. VI 348.
Pommern, Deutsches Reichsland, V 183.
Pomuk, Johann, VI 10.
Ponsard von Gisi, V 328.
Popolo minuto und grasso, VI 279 fg.
Portinari, Beatrice, VI 296.
Portugal, V 271 fg. VI 332 fg.
Portugiesischer Erbfolgestreit, VI 321.
Pratizek von Lippa, VI 178 fg.
Prämonstratenser, s. Premontré.
Prag, Universität, V 384. VI 35.
du Prat, Cardinal, V 325.
Pragmatische Sanction, V 209. VI 141.
Praguerie, VI 141 fg.
Preciſten, V 225.
Predigermönche, s. Dominicaner.
Pregadi, Rath der, VI 263 fg.
Premontré, Kloster, V 230.
Preußen, V 185 fg. VI 340 fg.
Prevots, V 133. VI 85.
Primislaus Ottokar I. von Böhmen, V 97.
Prinzenraub, V 181 Anm.
Procope, die beiden, Anführer der Hussiten, VI 43 fg.
Procop von Mähren, VI 10.
Procopius, Geschichtschreiber, IV 74. 76.
Procurationen, V 224.
Promotion, V 262.
Provence, V 110. 242.; zu Aragonien, V 270.
Provenzalische Dichtkunst, V 242 fg.
Pseudo-Mortimer, VI 232.
Ptolemais, s. Acre.
Puchnik, VI 10.
Pullanen, V 77.

Quarantie, VI 263.
Quatrevaux, V 304.
St. Quentin, VI 212 fg.
Querini, Geschlecht der, VI 265.

Rabanus Maurus, IV 205.
Radbertus, Paschasius, V 271.
Ragaz, Schlacht bei, VI 71.
Ragnar Lodbrok, IV 340.
Raimund IV., Graf von Toulouse, V 9. 11.
Raimund VI., Graf von Toulouse, V 110 fg.
Raimund VII, Graf von Toulouse, V 111. 201.
Raimund IV., König von Aragonien, V 269 fg.
Raimund v. Pennaforte, V 261 Anm.
Rainulf, Graf von Aversa, IV 260.
Ramiro, König v. Aragonien, V 269.
Rappersweil zu den Eidgenossen, VI 215.
Ratbod, Friesenherzog, IV 126.
Ratcliffe, VI 244.
Ravenna, eingenommen, IV 75; Sitz des Exarchats, IV 83; der ostgothischen Könige, IV 11.
Realisten, V 252. 257. VI 38.
Reccared, König der Westgothen, IV 51.
Recceſuinth, IV 52.
Receveurs, V 334.
Rechtsstudium, V 261.
Reding, Itel, V 369. VI 69.
Regalien, IV 303. V 58. 178.
Rehbock, Jacob, V 377 fg.
Reichenau, Kloster, IV 133.
Reichsmatrikel, VI 195.
Reiks, V 186.

Reis-Effendi, VI 169.
Remigius, Bischof v. Rheims, IV 18.
Renatus I. von Lothringen, VI 218; Kronprätendent von Neapel, VI 254. 255.
Renatus II. von Lothringen, VI 212. 218. 221. 222; Kronprätendent von Neapel, VI 294.
Rennbahn, s. Circus.
Rense, Kurverein zu, V 364.
Rentmeister, VI 197.
Reuß von Plauen, Heinrich, VI 344.
Rhadi, Chalif, IV 176.
Rheims, VI 129 fg.
Rheinischer Bund, V 173.
Rheinische Fürsten, V 305.
Riario, Cardinal, VI 291.
Richard I. Löwenherz, König von England, V 83 124 fg.
Richard II., König von England, VI 35. 95. 102 fg.
Richard III., Herzog von Gloceſter, VI 242; König, VI 247.
Richard, Herzog von York, VI 232 fg.
Richard von Cornwallis, Römischer König, V 174 fg. 216.
Richard von St. Victor, V 258.
Richmond, Graf, VI 247 fg.
Richtung, die ewige, s. Ewige.
Ripuarische Franken, IV 16.
Ritter, IV 304 fg. V 236.
Ritterbrüder von Dobrin, V 190.
Ritterbürtige, IV 305. V 236.
Rittergedichte, V 243 fg.
Ritterorden, geistliche, V 24 fg. 82 fg. 265; Deutscher, V 190 fg. VI 340 fg.
Ritterweſen, IV 33. V 234 fg.
Rivers, Graf von, VI 242 fg.
Robert, König von Frankreich, IV 216.
Robert, Latein. Kaiſer von Conſtantinopel, V 286 fg.
Robert, König von Neapel, V 362. 349 fg. VI 303 fg.
Robert I. (Rollo), Herzog der Normandie, IV 212.
Robert II., Herzog der Normandie, V 11.
Robert, Graf von Flandern, V 333.
Robert Guiscard, IV 261. 294.
Robert von Artois, VI 74. 76.
Robert le Coq, Bischof, VI 86.
Rocca secca, Schlacht bei, VI 27.
Roches, Peter des, V 215.
Roderich, König der Weſtgothen, IV 111.
Roger, Großgraf von Sicilien, IV 261.
Roger II., erſter König von Sicilien, V 32. 34. 260.
Rokyczana, Erzbischof, VI 44 fg. 179. 186.
Roland, IV 147.
Rollo, s. Robert.
Römisches Recht, in Italien, V 58. 261; in Frankreich, V 202. 331; in Deutſchland, VI 197.
Rom eingenommen, IV 73. 79 fg. 144. 149. 225. 229 fg. 241. 253. 257. 294. 300; Unruhen, IV 234. 236 fg. VI 1 fg.; Univerſität, V 263.
Romane, V 243.
Romaniſche Sprachen, IV 43 fg. V 242 fg. VI 304.
Romaniſche Dichtkunſt, V 242 fg.
Romanus III., Diogenes, Byzant. Kaiſer, IV 187.
Roncalischer Reichstag Lothar's, V 34; Friedrich's I., V 57 fg.
Roncesvalles, Niederlage bei, IV 146. V 243.
Roosbeke, Schlacht bei, VI 113.
Roſe, Krieg der rothen und weißen in England, VI 233.
Roſamunde, Alboin's Gemahlin, IV 85 fg.
Roscellin, V 251.
Roſelli, Coſimo, VI 310.
Roswitha, s. Hroswitha.
Rotharis, König der Longobarden, IV 90.
Rothenburg, VI 181.
Rouen, VI 133 fg.
Rouſſillon an Aragonien, V 270.
Rubruquis, Wilhelm von, V 214.
Rudolf von Schwaben, Gegenkönig, IV 291.
Rudolf, erſter König des Transjuraniſchen Burgund, IV 211.
Rudolf II., König des Transjuraniſchen Burgund, IV 225 fg.
Rudolf III., König von Burgund, IV 253 fg.
Rudolf von Habsburg, V 292 fg.
Rudolf, Pfalzgraf bei Rhein, V 378.
Rudolf, Bruder Albrecht I., V 297. 307.
Rudolf, Sohn Albrecht I., V 304. 356 fg.
Rudolf von Habsburg-Laufenburg, V 310.
Rudolf, Sohn Albrecht's des Weiſen, V 383.
Rudolf von Baden, V 307 fg.

Rudolf, Graf v. Werdenberg, VI 16.
Rudolf von der Wart, V 307.
Rügen, V 274.
Rütli, Bund daselbst, V 312.
Runenschrift, IV 338.
Ruprecht von der Pfalz, König von Deutschland, VI 21 fg. 24. 27.
Ruprecht, Erzbischof von Köln, VI 189 fg.
Rurik, IV 343.
Russen, IV 343.
Rußdorf, Paul von, VI 346.
Rußland, V 281 fg. VI 355.
Rutland, Graf von, VI 235.

Sachsen, IV 18. 143 fg.; das Herzogthum, IV 200; dessen Auflösung, V 72. 183.
Sachsen-Lauenburg, V 354.
Sachsenspiegel, V 181.
Sain Chan, s. Batu.
Saintes, Treffen bei, V 208.
Saladin, V 76 fg.
Salado, Schlacht am, VI 316.
Salamanca, Universität, V 263.
Saleph, Fluß, V 81.
Salerno, IV 261. V 260.
Salier, Deutsche Kaiser, IV 251 fg.
Salisbury, Grafen v., VI 124. 234 fg.
Samarkand, VI 151.
Sancho der Große, König von Aragonien, IV 350.
Sancho IV., König von Castilien, VI 312. 328.
Sancho VII., König v. Navarra, V 265.
Sancho I., König von Portugal, V 95. 272.
Sancho II., König v. Portugal, V 272.
Sancho, Erzbischof v. Toledo, V 268.
Sandschakbeg, VI 168.
Sapienza, Schlacht bei, VI 270.
Saracenen, s. Araber.
Saragossa, von den Christen erobert, V 264.
Sardinien, V 64. VI 328 fg.
Savoyen, Herrschergeschlecht von, V 310. VI 19.
Saxo Grammaticus, V 277.
Sbinko, Erzbischof, VI 35 fg.
Scacarium échiquier, V 331.
Scala, Geschlecht der, V 297.
Scala, Can della, V 273.
Scala, Mastino della, V 361 fg. 385. 387.
Scala, Alberto della, V 361.
Scandinavien, IV 338 fg. V 272 fg. VI 349.
Scarborough, V 341.
Schensi, Chinesische Provinz, V 278.
Schießpulver, VI 358 fg.
Schiiten, s. Aliten.
Schisma der Griechischen und Lateinischen Kirche, IV 190; großes des Abendlandes, V 392. VI 20 fg.
Schlägler, s. Martinsvögel.
Schlesien, V 62; an Böhmen, V 361; an Matthias Corvinus, VI 187.
Schleswig, Markgrafschaft, IV 221.
Schöffen, IV 32. 41.
Schöffer, Peter, VI 361.
Scholaren, V 262.
Scholastik, V 249 fg.
Schottland, IV 55. V 335 fg. VI 73 fg.
Schultheißen, V 178.
Schutzherrlichkeit, V 178.
Schwaben, 182; Auflösung des Herzogthums, V 298.
Schwäbischer Bund, VI 11. 192.
Schwarz, Berchtold, VI 359.
Schweden, IV 341. V 272.
Schweiz, V 309 fg. 348. 369. VI 13 fg. 68 fg.; gegen Karl den Kühnen, VI 212. 215 fg.
Schweizer als stehende Truppen in Frankreich, VI 231.
Schweppermann, Seifried, V 355.
Schwerin, Heinrich von, Graf, V 274 fg.
Schwertritter, V 189. 275.
Schwyz, V 310 fg.
Scone, Krönungsstein zu, V 336 fg.
Scotisten, V 257.
Scurcola, Schlacht bei, V 168.
Seckenheim, Schlacht bei, VI 193.
Seidenbau nach Europa, IV 62.
Seerecht von Wisby, V 273; von Barcelona, V 327.
Seldschucken, IV 180. V 287.
Sempach, Schlacht bei, IV 14.
Send, IV 207.
Sendgrafen, s. Missi.
Seneschalls, V 327.
Serai, V 282.
Sevilla, von den Christen erobert, V 267.
Sforza, der Aeltere, VI 253. 257.
Sforza, Franz, Sohn des Vorigen, VI 251 fg. 256 fg 258 fg. 289.
Sforza, Galeazzo, VI 261.

Sforza, Johann Galeazzo, VI 262.
Shaw, Doctor, VI 245.
Shore, Johanna, VI 244.
Shrewsbury, Schlacht bei, VI 110.
Sicilische Vesper, V 170 fg. 314.
Siegmund, Kurfürst v. Brandenburg, V 384. VI 10; Kaiser, VI 25. 28 fg. 41 fg. 175.
Siegmund, Erzherzog von Oesterreich, VI 197. 215 fg.
Sigfried, Held der Nibelungen, V 248.
Signoria, V 390; in Venedig, VI 263; in Florenz, VI 279.
Sil, Treffen an der, VI 69 fg.
Silbergruben bei Goslar, IV 248; im Erzgebirge, V 183.
Simonie, IV 274. 279. V 225.
Simplicius, IV 67.
Sineus, IV 343.
Sirmium, Schlacht bei, IV 10.
Sisebut, Kön. der Westgothen, IV 52.
Sisenand, Kön. der Westgothen, IV 53.
Sit, Schlacht am, V 282.
Sixtus IV., Papst, VI 189. 291. 293.
Siwas, Eroberung von, VI 153.
Skalden, V 277.
Skanderbeg, VI 160 fg.
Skioldunger, IV 340.
Slaven, IV 114 fg. 200.
Sluys, Seeschlacht bei, VI 75.
Soissons, Schlachten bei, IV 17. 127.
Soliman, VI 146.
Soltwedel, die Mark, V 36.
Soncino, Schlacht bei, V 251.
Sophienkirche, IV 61.
Sorbenwenden, IV 148. 220 fg. 264 Anm.
Sorel, Agnes, VI 124.
Sous, Französische Münze, V 331 Anm.
Spanien, IV 348 fg. V 263 fg. VI 332 fg.
Spahis, VI 148.
Speicher, Schlacht am, VI 16.
Spenser, Hugo, V 243 fg.
Spiritualen, V 233.
Spoleto, Lombardisches Herzogthum, IV 88. 145. V 52.
Sprachen der alten Deutschen, IV 198 fg.
Staatsinquisitoren in Venedig, VI 267.
Stablo, Treffen bei, IV 127.
Stacey, John, VI 242.
Städte, Deutsche, IV 307. V 197. VI 55 fg.; Französische, VI 84 fg. 113; Englische, V 219 fg.; Castilische, V 332; Aragonische, VI 326; in Rußland, V 282; Schwedische, V 273; Flandrische, VI 72 fg. 112; Lombardische, IV 249. V 49. 53. 57. 65. 145. 150. 160. 185. 349. 390.
Stanley, Lord, VI 244. 249.
Stauffacher, Werner, V 311 fg.
Stenkils, Herrscherhaus in Schweden, IV 341. V 272.
Steno, Michael, Doge, VI 23. 266.
Stephan der heilige, König von Ungern, IV 346.
Stephan II., König v. Ungern, V 283.
Stephan II., Papst, IV 140.
Stephan III., Papst, IV 144.
Stephan IV., Papst, IV 192.
Stephan IX., Papst, IV 275.
Stephan, König von England, V 117 fg.
Stephan, Herzog von Niederbaiern, V 383.
Stigo, Marschall, V 276.
Stirling, Schlacht bei, V 342.
Stockholm, V 273.
Stoß, Schlacht am, VI 17.
Strategie, VI 257.
Stüssi, Rudolf, VI 69 fg.
Sture, Sten, VI 355.
Sturleson, Snorro, V 277.
Suantepolk, Herzog von Pommern, V 192 fg.
Sueven, IV 51.
Suffolk, Herzog von, VI 232.
Suger, V 114.
Suidger von Bamberg, s. Clemens II.
Suleiman, VI 143.
Suniten, IV 110.
Swen, König von Dänemark und England, IV 323. 341.
Swen Estritson, König von Dänemark, IV 341; Haus, V 274.
Swerker, V 272.
Syagrius, IV 16 fg.
Sylvester II., Papst, IV 216. 237.
Symmachus, Senator, IV 15; der Papst, IV 91.

Taboriten, VI 41.
Taginä, Schlacht bei, IV 81.
Tagliacozzo, Schlacht bei, V 168.
Taillebourg, Schlacht bei, V 208.
Takt erfunden, VI 311.
Taktik, VI 257.
Talbot, VI 130. 139.
Talleyrand von Perigord, VI 33.

Tamerlan, s. Timur.
Tancred von Hauteville, IV 260.
Tancred, der Kreuzfahrer, V 12.
Tancred, König von Sicilien, V 89.
Tanneguy du Chastel, VI 120. 123.
Tannenberg, Schlacht bei, VI 343.
Tarek, IV 111.
Tauler, V 259.
Tausend und eine Nacht, IV 172.
Taydschi, V 278.
Tejas, IV 81.
Tell, Wilhelm, V 312.
Tempelherrnorden, V 24 fg.; aufgehoben, V 327.
Temudschin, s. Dschingischan.
Tenedos, VI 271. 274.
Testri, Schlacht bei, IV 125.
Tewkesbury, Schlacht bei, VI 240.
Thaddäus von Suessa, V 157.
Thane, IV 315.
Thassilo, Baiernherzog, IV 139. 147 fg.
Theobald IV. von Champagne, König von Navarra, V 266.
Theodat, IV 71 fg.
Theodelinde, IV 89 fg.
Theoderich, König der Ostgothen, IV 8 fg.
Theoderich, König v. Austrasien, IV 23 fg.
Theodor Laskaris, Kaiser von Nicäa, V 106. 286.
Theodor, Fürst von Epirus, V 286.
Theodor von Tarsus, Erzbischof von Canterbury, IV 55.
Theodora, Gemahlin Justinian's I., IV 61 fg.
Theodora, Gemahlin des Theophilus, IV 186.
Theodora, IV 225.
Theodosius III., Byz. Kais., IV 117.
Theophania, Otto's II. Gemahlin, IV 232.
Theophilus, Byzant. Kaiser, IV 186.
Thessalonich, Königreich, V 286.
Theudelinde, s. Theodelinde.
Thomas von Aquino, V 257.
Thomisten, V 357.
Thorberg, Freiherr von, V 375.
Thorn gegründet, V 191.
Thorner Frieden, VI 345. 348.
Thüringen, die Landgrafschaft, kommt an Meißen, V 183 fg.
Thüringer, IV 18.
Thurgau, VI 69.
Thut, Niclaus, VI 15.
Tiberias, s. Hittin.
Tiberius II., Byzant. Kaiser, IV 94.
Tiberius III., Byzant. Kaiser, IV 116.
Tiepolo, VI 265.
Tile Kolup, V 298.
Timur, VI 148 fg.
Tinchebrai, Schlacht bei, V 116.
Tiscar, Schlacht bei, VI 315.
Togrul-Beg, IV 180.
Tokenburg, Graf von, VI 69.
Tokenburger Krieg, VI 69.
Toledo, erobert, V 263.
Tolosa, Schlacht bei, V 265.
Tonkunst, VI 310 fg.
Toro, Schlacht bei, VI 338.
Torre, Geschlecht der, V 349 fg.
Totilas, IV 78 fg.
Toulouse, Universität, V 263; Grafschaft, fällt an die Französische Krone, V 314.
Tours, Schlacht bei, IV 128.
Towton, Schlacht bei, VI 236.
Trapezuntisches Kaiserthum, V 106.
Trausnitz, V 356; Vertrag von, V 358.
Treviso, Universität, V 263.
Tribonianus, IV 61.
Tribur, Reichstag zu, IV 203.
Tristan, Sohn Ludwig IX., V 247.
Tristan l'Hermite, VI 230.
Troubadours, V 243.
Trouveres, V 245.
Truwor, IV 343.
Troyes, Vertrag zu, VI 123.
Tschutschi, V 279.
Türken, IV 85. 94. 180.
Türken, Osmanische, VI 142 fg. 155 fg.
Tula, Fluß, V 279.
Tulai, V 279.
Tunis, Kreuzzug dahin, V 209.
Turniere, V 239.
Turpin von Rheims, V 244.
Tusculum zerstört, V 89.
Tyrol an Oesterreich, V 383.
Tyrrel, Jacob, V 246 fg.

Ulema, IV 175. VI 169.
Ulm, Schlacht bei, V 159.
Ulphilas, dessen Bibelübersetzung, IV 42.
Ulrich, Graf v. Würtemberg, VI 181.
Ultramontaner, V 262.
Unam sanctam, Bulle, V 322.
Ungern, IV 203. 205. 346. V 280. 283 fg. VI 170 fg. 190 fg.

Ung-Chan Toli, V 278.
Universitäten, erste, V 259 fg.
Union, Calmarische, VI 352.
Unstrut, Schlacht an der, IV 268.
Unterhaus, Englisches, V 219.
Unterwalden, V 310 fg.
Urban II., Papst, IV 295 fg. V 8 fg.
Urban III., Papst, V 75 fg.
Urban IV., Papst, V 166. 175. 218. 388 fg.
Urban V. Papst, VI 99. 146. 156.
Urban VI., Papst, V 392. VI 17. 20. 25.
Urgel, Graf von, VI 333.
Ury, V 310 fg.
Usbeken, VI 355.
Utraquisten, VI 40.

Valencia, von den Christen erobert, V 270 fg.
Valois, VI 72.
Valvassoren, IV 250. 255.
Vandalenreich zerstört, IV 68 fg.
Varna, Schlacht bei, VI 159.
Vasallen, IV 36. 209. 305.
Vassag, Schlacht bei, VI 157.
Vaucluse, VI 303.
Veit II., Graf von Flandern, V 316. 318. 319.
Veit von Lusignan, s. Guido von Lusignan.
Veit von Namur, Graf, V 332.
Vendome, Graf, VI 132. 142.
Venedig, IV 250 fg. V 387. VI 145. 252. 259 fg. 262 fg.
Verdun, Vertrag von, IV 199.
Verneuil, Schlacht bei, VI 124.
Verona, Schlacht bei, IV 11.
St. Victor, Schule zu, V 258.
Victor II., Papst, IV 275.
Victor III., Papst, IV 295.
Victor IV., Papst, V 60.
Vienne, Grafschaft, VI 46.
Vigilius, Bischof von Rom, IV 66.
Villena, Marquis von, VI 338.
Vineis, Peter von, V 162. VI 296.
Vitalienbrüder, VI 352.
Viterbo, Niederlage Friedrich's II. bei, V 160.
Vitiges, IV 72.
Visconti, Galeazzo I., V 359 fg.
Visconti, Galeazzo II., V 360. 385.
Visconti, Bernabo, V 389. VI 18 fg. 271.
Visconti, Johann, V 385 fg. 387. VI 270.
Visconti, Johann Galeazzo, VI 18 fg.; Herzog, VI 19 fg.
Visconti, Luchino, V 385. VI 5.
Visconti, Matteo, V 350. 353.
Visconti, Philipp Maria, VI 22 fg. 250 fg. 257 fg.
Visconti, Valentina, VI 114. 258 Anm.
Visconti, Johann Maria, VI 22 fg. 250.
Visconti, Catharina, VI 23. 28.
Visconti, Tyrannei der, V 349. 356. 362. 380. 391 fg.
Vivonne, Schlacht bei, IV 20.
Vizthume, VI 197.
Vögte der Kirche, IV 217; des Reichs, IV 304. V 177; in der Schweiz, V 310 fg.

Wahlstadt, Schlacht bei, V 279.
Waiblinger, s. Gibellinen.
Waisen, VI 43.
Wakefield, Schlacht bei, VI 235.
Waldemar I., König von Dänemark, V 273 fg.
Waldemar II., König v. Dänemark, V 274.
Waldemar III. Atterdag, König von Dänemark, VI 60. 349.
Waldemar, Markgraf von Brandenburg, V 356.
Waldemar der Falsche, s. Rehbock.
Waldenser, V 109 fg. 201.
Waldmann, Hans, VI 220.
Waldstädte, Schweizerische, V 309 fg.; im Schwarzwald, VI 215 fg.
Wales, von Eduard I. unterworfen, V 335.
Walid I., Chalif, IV 111.
Walis, s. Emire.
Wallace, William, V 338 fg.
Wallfahrten nach Palästina, V 7.
Walther Fürst von Attinghausen, V 311 fg.
Walther von Eschenbach, V 307 fg.
Walther von Brienne, Herzog von Athen, VI 144.
Walther von Brienne, Sohn des Vorigen, in Florenz, VI 283 fg.
Walther von Habenichts, V 12.
Walther von Perejo, V 12.
Walther von der Vogelweide, V 247.
Walther von Stadion, V 373.
Wappen, V 241.
Wappenkönige, V 239.
Waräger, IV 343.

Warenne, Graf, V 337.
Warna, s. Varna.
Warnefried, Paul, IV 159.
Wartburg, Wettstreit auf der, V 247.
Warwik, Graf von, VI 234 fg. 236.
Wasa, Geschlecht, VI 354.
Wat Tyler, VI 104 fg.
Wehrgeld, IV 39.
Weinsberg, belagert, V 38.
Welf IV., Herzog von Baiern, V 31.
Welf V., Herzog von Baiern, V 31.
Welfelsholz, Schlacht bei dem, IV 301.
Welfen, Geschlecht der, IV 265. V 30 fg. 37 fg. 349 fg.; Partei der, VI 285 fg.
Wenceslaus V., König von Böhmen, V 306.
Wenceslaus, König von Böhmen, VI 19 fg.; und Deutschland, V 297. 300. 306. 384. VI. 9. 36. 40 fg.
Wendische Seeräuber, V 274.
Westgothen, IV 49 fg.
Wikleff, s. Wycliffe.
Wilhelm, der Eroberer, IV 328; König von England, IV 331.
Wilhelm II., König von England, V 114 fg.
Wilhelm I., König von Sicilien, V 55. 70.
Wilhelm II., König v. Sicilien, V 75.
Wilhelm von Hauteville, erster Graf von Apulien, IV 260.
Wilhelm von Orange, Bischof, V 9.
Wilhelm von Hennegau, Graf, V 345.
Wilhelm von Holland, König von Deutschland, V 161. 173 fg.
Wilhelm IV., Graf von Holland, VI 47. 75.
Wilhelm VI., Graf von Holland, VI 47. 75.
Wilhelm, Großinquisitor, V 328.
St. Wilhelm, Gesellschaft von, VI 11.
Willibrord, IV 130.
Wilzen, IV 148.
Windisch an der Reuß, V 308.
Wisby, V 273. VI 60.
Witenagemot, IV 317.
Withinge, V 199.
Witichind, Anführer der Sachsen, IV 146; Geschichtschreiber, IV 226. 248.
Witiza, König der Westgothen, IV 111.
Wittenberg, Mittelpunkt des neuen Herzogthums Sachsen, V 183.
Wladimir I. der Große, IV 343 fg.
Wladimir, Stadt, verbrannt, V 282.
Wladislaus Lokietek, König von Polen, V 306. 357. VI 172.
Wladislav von Polen und Böhmen, V 187. 193.
Wladislaus III., König von Polen und Ungern, VI 158 fg. 177.
Wladislaus II., s. Jagello.
Wolfram von Eschenbach, V 247.
Wolfshalden, Schlacht bei, VI 17.
Worcester, Graf von, VI 110.
Wunenstein, Wolf von, VI 12.
Wycliffe, Johann, VI 34 110.
Wydevilles, VI 238. 242 fg. 248.
Wyttenburg, Johann von, VI 60.

Xeres de la Frontera, Schlacht bei, IV 111.

Yermuck, Schlacht bei, IV 109.
Ynglinger, IV 341.
Yngwe, IV 341.
York, Herzog von, VI 108; Haus, VI 232.

Zacharias, Papst, IV 137 fg.
Zagonara, Schlacht bei, VI 250.
Zahra, Schlacht bei, IV 188.
Zähringer, V 30 fg. 309.
Zalacca, Schlacht bei, V 264.
Zannekin, VI 73.
Zehnmänner in Venedig, VI 265 fg.
Zehnten, IV 155.
Zeno, Byzant. Kaiser, IV 9 fg. 57 fg.
Zianiden, VI 316.
Ziska, VI 41 fg.
Zug zu den Eidgenossen, V 373.
Zülpich, Schlacht bei, IV 18.
Zünfte, VI 56.
Zürch, zu den Eidgenossen, V 310. 371; im Bunde mit Oesterreich, VI 69.
Zwentibold in Mähren, IV 203.
Zwischenreich, s. Interregnum.

U 82002

Druckfehler.

Im vierten Band.

Seite 92 Zeile 25 statt Behufe lies Berufe
Seite 187 Columnentitel statt Kaiserreich lies Kaiserhaus
Seite 260 Zeile 30 statt Leo IV. lies Leo IX.

Im fünften Band.

Seite 80 Zeile 19 statt fluchartig lies fluchtartig.

Subscriptions-Anzeige.

K. von Spruner's
historisch-geographischer Hand-Atlas.

Von diesem längst vorbereiteten und seit 2 Jahren dem Publicum angekündigten Unternehmen ist nunmehr die

erste Lieferung,

aus den Blättern No. 1 bis 8 bestehend, erschienen und liegt in allen Buchhandlungen zur Einsicht vor. Unter den 8 Blättern finden sich fünf Karten von Italien, welche gewissermassen ein für sich abgeschlossenes Ganzes bilden und die am geeignetsten sind, als Maassstab für Das zu dienen, was der Hr. Verfasser überhaupt zu leisten beabsichtigt, und daran zu zeigen, in wiefern ihm die Lösung der sich selbst gesteckten Aufgabe gerade bei einer der schwierigsten Partieen des Ganzen gelungen ist. Es sei erlaubt, hier nachstehendes auf diese erste Lieferung Bezug Nehmende aus einem Briefe des Herrn Professor *Heinrich Leo* in *Halle* auszuheben:

„Für Ihre gütige Mittheilung der nun fast ganz vollendeten ersten „Lieferung des *v. Spruner*'schen historischen Atlas meinen aufrichtigsten „Dank. Wie freue ich mich, indem ich die schönen, sorgfältigen Blätter „vor mir sehe, dass es in meiner Wissenschaft so von allen Seiten her zu „festem Grunde hinstrebt. Ich habe das mir Mitgetheilte abermals durch„gesehen, und bin bis auf wenige Einzelnheiten vollkommen einverstan„den; welche Einzelnheiten aber von der Art sind, dass sie der wissen„schaftlichen Controverse über Details wenigstens für jetzt, vielleicht zum „Theil für immer angehören. Wie zweckmässig ist das Blatt, welches das „Reich der Longobarden darstellt, doch jetzt eingerichtet, so dass man „selbst die allmälige Eroberung, wie sie in spätern Zeiten noch statt„fand, durch die Illumination des Blattes unterstützt, leicht verfolgen „kann. Auch die Italien in der spätern Zeit betreffenden Blätter, be„sonders die darin aufgenommenen landschaftlichen Bezeichnungen (wie „*Canavese*, *Langhe* u. s. w.) und die Angabe so vieler bedeutenden Adels„sitze, haben mir vor den historischen Studien Dessen, der die Charten „entworfen, die entschiedenste Achtung eingeflösst. Wie manche Arbeit, „die auf die Gewinnung weiterer Resultate und auf andere Forschungen „hätte gewendet werden können, wäre mir erspart worden, hätte ich bei „Ausarbeitung meiner Geschichte Italiens bereits ein ähnliches Hülfsmittel „stets und bequem zur Hand gehabt." — —

Indem ich die Versicherung gebe, dass das Unternehmen möglichst rasch gefördert werden soll und solche mit der Bemerkung belege, dass für die zweite Lieferung bereits die Platten No. 9, 10, 12 und 13 im Stich vorgerückt und ausserdem mehrere Zeichnungen zur Abgabe an die Stecher bereit sind, lasse ich für Diejenigen, denen die frühere Ankündigung des Atlas nicht zur Hand ist, das Wesentlichste daraus nebst dem vollständigen Verzeichniss der Karten, aus welchen der Atlas bestehen wird, nachstehend folgen.

Der Subscriptions-Preis der ersten Lieferung ist auf 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. rhein.) festgesetzt worden, ein Preis, der im Verhält-

niss zu der sorgfältigen technischen Ausführung in Kupferstich und der bei historischen Karten besonders schwierigen und kostspieligen Colorirung als äusserst niedrig erkannt werden muss.

Gotha, Januar 1837.

Justus Perthes.

Ankündigung.

Das Bedürfniss nach historischen Landkarten und insbesondere nach einem zusammenhängenden historischen Atlas hat sich mannichfach und in neuerer Zeit bei lebhaft erregtem Interesse an historischen Studien immer dringender kund gegeben und ist bis jetzt noch durch keine neuere Erscheinung der Art hinreichend befriedigt worden. Diese Wahrnehmung bestimmte den Herrn Verfasser, seit Jahren im historisch-geographischen Fache mit Eifer arbeitend, zur Herausgabe eines Atlas, „der ein steter „belehrender und erläuternder Begleiter jedes geschichtlichen Studiums sein, „und diesen Zweck zu erfüllen, für jede Hauptperiode der Geschichte „nicht allein den äussern Umfang, sondern auch die innere Abgränzung der „treffenden Länder abbilden soll.“ Er hat dabei vorzüglich im Auge: „dass jede der Karten so viel möglich gerade Das für die treffende Periode „zu leisten habe, was man von einer guten geographischen Karte für un„sere Tage verlangt.“ — Der Atlas soll durch einige Uebersichtskarten die alte Geographie berücksichtigen, die vorzüglichsten Perioden des Mittelalters darstellen, und, als Hauptaufgabe, die Gestaltung der einzelnen Länder von der Periode der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit herabführen, in besonderer Berücksichtigung der von „Heeren und Ukert“ herausgegebenen „Geschichte der europäischen Staaten.“ — In Form, Grösse, Art der Behandlung schliesst sich der historische Atlas durchaus an den Stieler'schen geographischen Handatlas an, für welchen er also gleichsam einen, die Vergangenheit abbildenden, ergänzenden Theil ausmacht. Da dieser für die Terraindarstellung und auch meist in den Maassverhältnissen als Grundlage dient, so ist damit der Vortheil geboten, dass die oft wichtige Vergleichung der ältern Gestaltung der Länder mit der neuern um Vieles erleichtert wird.

Verzeichniss der Karten.

1. Die Welt der Alten. Uebersichtskarte, hauptsächlich auf den Uebergang zur Geographie des Mittelalters berechnet.
2. Das Römische Reich und die nördlichen Barbaren *im IV. Jahrh.* — Nebenkarte: Die untern Donauländer um 330 n. Chr.
3. Europa *im VI. Jahrh.* (Die aus der Völkerwanderung hervorgegangenen germanischen und germano-romanischen Staaten.)
4. Italien *unter der Herrschaft der Longobarden,* als Hauptkarte. — Nebenkarten: Unter-Italien vom IX. bis ins XI. Jahrh. — Das Herzogthum Trident. — Inselstaat Venedig. — Neapel, Sorrent und Amalfi. — Monte Cassino. — Umgegend von Rom und Capua.
5. Italien *unter den sächsischen und fränkischen Kaisern bis zu den Hohenstaufen.* — Nebenkarten: Rom im Mittelalter. — Grundriss des Lateran.
6. Ober-Italien *unter den Hohenstaufen.* — Nebenkarte: Das Gebiet von Mailand.
7. Italien *von* 1270 *bis* 1450. — Nebenkarten: Apulien und Sicilien unter den normännischen und hohenstaufischen Königen. — Die griech. Besitzungen der Venetianer seit dem XIII. Jahrh. — Königreich Cypern. — Die Inseln Gerbers und Carchis. — Pläne von Mailand, Florenz, Neapel. — Schlachtfeld von Scurcola und von Benevent.
8. Italien *von* 1450 *bis* 1792. — Nebenkarten: Italien von 1793 bis

1815. — Die Herzogthümer am untern Po. — Schlachtfeld von Pavia. — Pläne der Lagunen, von Venedig, Genua und la Valetta.

9. Alt-Germanien und die Süd-Donauländer *um die Mitte des V. Jahrh.* Als Uebergangsblatt der alten Geographie zu der des Mittelalters. — Nebenkarte: Die Reiche der Franken um 550 n. Chr.
10. *Die Periode vom Ende der Völkerwanderung bis zum Ende des XII. Jahrh.* — Grosse Stamm- und Lehnherzogthümer; Gauverfassung.
11. Deutschlands kirchliche Eintheilung *bis ins XVI. Jahrh., mit Angabe der ältesten und vorzüglichern Klöster.*
12. Europa *zur Zeit Karls des Grossen.*
13. *Die Theilungen vom* Reiche Karls des Grossen.
14. Europa *zur Zeit der salischen Kaiser.*
15. Das heilige römische Reich *unter Conrad II.*
16. Deutschland *in der Periode vom Ende des XII. Jahrh. bis zum Aussterben der meisten Grafenhäuser.* Periode der Hohenstaufen bis herab auf Karl IV. — Ein Segment stellt den Besitz der Welfen und Hohenstaufen gegeneinander.
17. Deutschland *vom grössten Flor des Hauses Luxemburg bis zur Bildung der X Kreise durch Max I.*
18. Europa *im Anfange des XV. Jahrhunderts.*
19. Deutschland *während und nach dem 30jährigen Kriege.*
20. Deutschlands *jetzige Gestalt*, mit Angabe der Länder, woraus seit 1792, oder eigentlich seit dem lüneviller Frieden 1801, dessen heutige Staaten sich bildeten.
21. Die Schweiz. Da dies Land bis 1308 mit unter Deutschland begriffen ist, so bedarf es nur eines einzigen Blattes, welches die Kantone vor 1798 enthält, mit Angabe der Graf- und Herrschaften, woraus sie entstanden.
22. Ein getheiltes Blatt:
    a) Die Gauen der alten Niederlande *mit Einschluss von Flandern und Brabant.*
    b) *Die später aus diesen entstandenen* Grafschaften *und* geistlichen Gebiete.
23. Die Niederlande *vom Beginn der Religionskriege bis auf die neuesten Zeiten.*
24. Ein getheiltes Blatt:
    a) Die Ostseeküsten *nebst Polen und Litthauen* (mit Angabe der Urbewohner) unter dem deutschen und Schwertorden bis um die Mitte des XIV. Jahrh.
    b) Dieselben *seit dem Frieden zu Thorn* 1466.
25. *Uebersicht des heutigen* preussischen Staates *mit Farbenunterscheidung nach seinem allmäligen Anwachsen* und nach seinen Bestandtheilen, besonders bei Schlesien und dem polnischen Antheile.
26. *Das eigentliche* Reich der Franken (Frankreich) unter den Merovingern und Karolingern, mit besonderer Rücksicht auf die Gaugrenzen. Eine Abtheilung wird die Theilungen unter den erstern darstellen.
27. *Die grossen* Lehnherzogthümer Frankreichs mit ihren Unterabtheilungen in Comitate, Vicecomitate etc. Zugleich zur Geschichte der innern Kriege bis auf Heinrich den IV. dienend. An der östlichen Grenze wird die Darstellung von dem Reiche Karls des Kühnen Platz finden.
28. Frankreich *im XVI. Jahrhundert* mit Bezug auf die religiösen Parteiungen.
29. Frankreich *am Ende der Periode Ludwigs XIV.* mit der Eintheilung in Gouvernements.
30. Ein getheiltes Blatt:
    a) Die Vendée. b) *Umfang vom* Reiche Napoleons.

31. *Die Reiche der Heptarchie; die alten* schottischen *und* irischen Reiche mit Bemerkung der dänischen Eroberungen bis zur Besitznahme durch die Normannen 1066.
32. Grossbritannien, in seine Shires, Clans und Countries getheilt, von Eroberung der Normannen bis zur Gegenwart
33. Ein getheiltes Blatt:
a) Ostindien mit Angabe der ehedem an Spanien, Portugal, Holland etc. gehörigen Provinzen.
b) Nordamerika vor und während seiner Befreiungskriege.
34. Ein getheiltes Blatt:
a) Das westgothische Reich, mit Bezeichnung der Sitze der Sueven und Vandalen und der von den Oströmern gemachten Eroberungen an den Küsten.
b) *Die Periode von den Theilungen der* christlichen *und* mauri-schen Staaten *bis an das Ende des XV. Jahrh.* (Die Zwischenperioden sind immer mit auf den Uebersichtsblättern No. 12, 14 und 18 enthalten.)
35. Spanien *und* Portugal *mit der Nordküste Afrikas* vom Ende des XV. Jahrh. bis zur Gegenwart. Ein Segment soll hier eine Uebersicht der grössten Ausdehnung der spanisch-österreichischen Monarchie unter Karl V. geben.
36. Spaniens Besitzungen *in Asien, Afrika und Amerika* bis zur neuesten Zeit.
37. Dänemark, Schweden *und* Norwegen bis zum Beginne des XIII. Jahrhunderts.
38. Die drei nordischen Reiche bis auf die neuesten Zeiten, mit der grössten Ausdehnung Schwedens gegen Ende des XVII. Jahrh. und dem Schauplatze von Karls XII. Zügen.
39. Ein getheiltes Blatt:
a) *Die Fahrten* der Normannen. b) *Die Insel* Island.
40. Litthauen und Polen. Bei letzterem die Angabe der dreimaligen Theilungsgrenzen.
41. Russland. Da die ältere Geschichte dieses Staates ohnehin arm an Details ist, so genügt es, die geographische Gestalt desselben jedesmal mit auf den Uebersichtsblättern No. 12, 14 und 18 zu geben, von denen er ohnehin einen bedeutenden Raum einnimmt.
42 und 43. Ein Doppelblatt, welches mit besonderen Farben *die allmälige Bildung des* russischen Reiches darstellen, und durch eigne Grenzlinien den Umfang des grossen Reiches der Tata-Mongolen anschaulich machen soll.
44. Ungarn, Servien, Bosnien und das bulgarische Reich; sämmtlich herab bis ins XV. Jahrhundert.
45. *Dieselben bis zur Gegenwart; mit Bezeichnung der* türkischen Eroberungen.
46. *Das* byzantinische Reich mit den angrenzenden tatarischen und slavischen Landstrichen.
47. *Die* lateinischen *und* griechischen Kaiserreiche im XIII. Jahrhundert.
48. *Uebersicht des* Reiches der Chalifen.
49. Hochasien *und seine Völkerstämme* zur Zeit des Einfalls der Mongolen.
50. Jerusalem, Syrien und Aegypten zur Zeit der Kreuzzüge (mit Plan von Jerusalem).
51. *Uebersicht der* Verbreitung der Religionen auf der Erdoberfläche.
52. Europa *in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts.*
53. Ein getheiltes Blatt:
a) *Plan von* Rom. b) *Plan von* Constantinopel.

31. *Die Reiche der Heptarchie*; *die alten* schottischen *und* irischen Reiche mit Bemerkung der dänischen Eroberungen bis zur Besitznahme durch die Normannen 1066.
32. Grossbritannien, in seine Shires, Clans und Countries getheilt, von Eroberung der Normannen bis zur Gegenwart
33. Ein getheiltes Blatt:
    a) Ostindien mit Angabe der ehedem an Spanien, Portugal, Holland etc. gehörigen Provinzen.
    b) Nordamerika vor und während seiner Befreiungskriege.
34. Ein getheiltes Blatt:
    a) Das westgothische Reich, mit Bezeichnung der Sitze der Sueven und Vandalen und der von den Oströmern gemachten Eroberungen an den Küsten.
    b) *Die Periode von den Theilungen der* christlichen *und* mauri-schen Staaten *bis an das Ende des XV. Jahrh.* (Die Zwischenperioden sind immer mit auf den Uebersichtsblättern No. 12, 14 und 18 enthalten.)
35. Spanien *und* Portugal *mit der Nordküste Afrikas* vom Ende des XV. Jahrh. bis zur Gegenwart. Ein Segment soll hier eine Uebersicht der grössten Ausdehnung der spanisch-österreichischen Monarchie unter Karl V. geben.
36. Spaniens Besitzungen *in Asien*, *Afrika und Amerika* bis zur neuesten Zeit.
37. Dänemark, Schweden *und* Norwegen bis zum Beginne des XIII. Jahrhunderts.
38. Die drei nordischen Reiche bis auf die neuesten Zeiten, mit der grössten Ausdehnung Schwedens gegen Ende des XVII. Jahrh. und dem Schauplatze von Karls XII. Zügen.
39. Ein getheiltes Blatt:
    a) *Die Fahrten* der Normannen. b) *Die Insel* Island.
40. Litthauen und Polen. Bei letzterem die Angabe der dreimaligen Theilungsgrenzen.
41. Russland. Da die ältere Geschichte dieses Staates ohnehin arm an Details ist, so genügt es, die geographische Gestalt desselben jedesmal mit auf den Uebersichtsblättern No. 12, 14 und 18 zu geben, von denen er ohnehin einen bedeutenden Raum einnimmt.
42 und 43. Ein Doppelblatt, welches mit besonderen Farben *die allmälige Bildung des* russischen Reiches darstellen, und durch eigne Grenzlinien den Umfang des grossen Reiches der Tata-Mongolen anschaulich machen soll.
44. Ungarn, Servien, Bosnien und das bulgarische Reich; sämmtlich herab bis ins XV. Jahrhundert.
45. *Dieselben bis zur Gegenwart; mit Bezeichnung der* türkischen Eroberungen.
46. *Das* byzantinische Reich mit den angrenzenden tatarischen und slavischen Landstrichen.
47. *Die* lateinischen *und* griechischen Kaiserreiche im XIII. Jahrhundert.
48. *Uebersicht des* Reiches der Chalifen.
49. Hochasien *und seine Völkerstämme* zur Zeit des Einfalls der Mongolen.
50. Jerusalem, Syrien und Aegypten zur Zeit der Kreuzzüge (mit Plan von Jerusalem).
51. *Uebersicht der* Verbreitung der Religionen auf der Erdoberfläche.
52. Europa *in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts.*
53. Ein getheiltes Blatt:
    a) *Plan von* Rom. b) *Plan von* Constantinopel.

Biblioteka Główna UMK
300022099659

1213/3

U 1213/3

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
82 008
W TORUNIU

Becker's

Weltgeschichte.

5. 6.

Fritz
Stirum